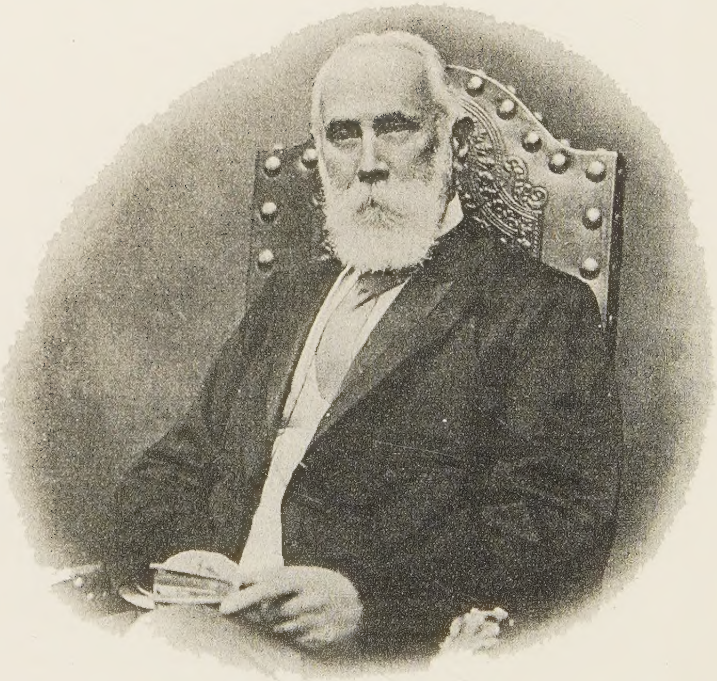
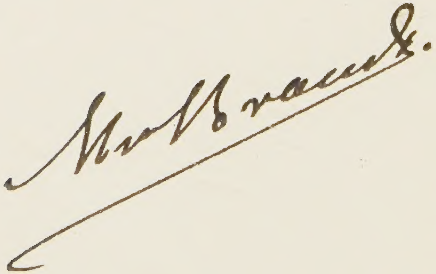
Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/thirtythreefabre0001mvon





Dreiunddreissig Jahre in Ost-Asien.

Erinnerungen eines deutschen Diplomaten.

Von

M. von Brandt,
Wirkl. Geheimen Rath,
Kaiserlichem Gesandten a. D.

In drei Bänden.
Band I.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.
1901.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung, vorbehalten.

Die preussische Expedition nach Ost=Asien.

Japan, China, Siam. 1860 – 1862.

Zurück nach Japan. 1862.

Vorwort.

Die Frage, wie weit und wann es einem Diplomaten gestattet sei, seine Memoiren oder Erinnerungen der Öffentlichkeit zu übergeben, ist oft erörtert und eben so oft theoretisch und praktisch, in dem einen wie in dem anderen Sinne entschieden worden. Ich persönlich bin der Ansicht, daß ein Diplomat zu schweigen habe, so lange er sich in aktivem Dienst befindet und, nachdem er denselben verlassen hat, wenn und so lange seine Mitteilungen, ob sie nun zu seinen Lebzeiten oder posthum erfolgen, bestehende Zustände gefährden oder lebende Persönlichkeiten so verletzen oder bloßstellen, daß sich daraus weitere Folgen für sein eigenes Vaterland wie für andere Regierungen und Mächte ergeben können. Etwas anderes ist es, wenn seine Mitteilungen sich auf Ereignisse beziehen, die als abgeschlossen anzusehen sind und nur noch ein historisches Interesse besitzen. Das letztere ist unzweifelhaft der Fall, wo es sich um die Perioden der Geschichte der ostasiatischen Reiche handelt, die ihrem Eintritt in die Gemeinschaft der civilisierten Staaten oder ihrem Hereingezogenwerden in das Getriebe der großen Politik vorangehen. Japan hat die Zeit seiner Umwandlung aus einem mittelalterlichen feudalen Staat in einen solchen neuesten Stils, seit mehr als zwei Jahrzehnten vollendet, während China heute an der Grenze steht, an der die künftige Entwicklung seiner Geschicke sich zu entscheiden haben wird. Wenn es sich so bei einer Behandlung der Geschichte dieser beiden Reiche, soweit meine Beteiligung an den Ereignissen in Frage kommt, im wesentlichen um eine Vergangenheit

handelt, die man mit Recht als abgeschlossen betrachten darf, so hat doch an diesen Perioden der Geschichte derselben nicht allein der Historiker ein Interesse. Die Ereignisse der letzten Jahre und Monate haben im Gegenteil bewiesen, wie wichtig es für jeden ist, den Boden kennen zu lernen, auf dem dieselben sich haben entwickeln können. Ich glaube daher im allgemeinen Interesse zu handeln, wenn ich aus meinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen mein Scherflein zur besseren Kenntnis der Länder und Völker beitrage, mit denen uns der Lauf der Zeiten in immer nähere Berührung zu bringen verspricht.

Weimar, im Oktober 1900.

M. von Brandt.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Von Torgau nach Suez 1

Rückkehr nach Europa. — Der französisch-österreichische Krieg. — Malta. — Durch Frankreich. — Mobilmachung 1859. — Jüterbog. — Torgau. — Die Armeereorganisation. — Erste litterarische Versuche. — Die Expedition nach Ost-Asien. — Die Abreise. — Triest. — Corfu. — Alexandrien. — Kairo. — Land und Leute in Ägypten. — Ich schließe mich meinem Chef an. — Fantasia. — Nach Suez. — Wasserüberfluß und -mangel. — Einschiffung auf der „Nemesis“.

II. Von Suez nach Singapore 31

Die P. & O. — Große und kleine Miseren im Roten Meer. — Robinson Schultze. — Aden. — König Salomos Cisternen. — Das Quartier der Eingebornen. — Der indische Ozean. — Ceylon. — Ein schottisches Paar. — Punto di Gallo. — Singhalesische Händler. — Nach Colombo. — Ceylonesische Spitzen. — Rasthäuser. — Galleface Hotel. — Schlangenbändiger und Gaukler. — Kaffee und Thee. — Nach Kandy. — Im Palast der Könige. — Mr. Braybrooke. — Buddhas Zahn. — Elefanten. — Nach Cornegalle. — Ein mißlungener Corral. — Elefantenjagd. — Nuwera Eliya. — Der Adamspik. — Landblutegel. — Abschied von Ceylon. — Auf dem Ganges. — Penang. — Der Durian. — Ein durchgeschlagener Adler. — Singapore. — Unsere Schiffe.

III. Von Singapore nach Jedo 70

Singapore. — Indische Sepoys. — Eigentümliche Tischgebräuche. — Currie und Chutney. — Die holländische Reistafel. — Der Tumangong von Johore. — Die Gründung von Singapore. — Malaiische Krisse, Lanzen, Schwalben und Tauben. — Chinesisches Theater und indische Tänzerinnen. — Abfahrt nach

Seite

Japan. — Achung. — Ein Gewittersturm und seine Folgen. — Allgemeiner Eindruck der englischen Kolonien. — Ursachen ihrer Blüte. — Nachteile der Centralisation der Verwaltung in den Ministerien. — Leben an Bord S. M. S. „Arcona." — Der Taifun vom 2. September. — Untergang des „Frauenlob." — Todesahnung. — Die Bai von Jedo. — Ankunft vor der Hauptstadt des Siogun.

IV. Japan 89

Erster Eindruck. — Ungünstige Aussichten. — Historischer Rückblick. — Kuge und Buke. — Igeyas. — Der Sieg der Buke und die Dynastie der Tokugawa. — Schaukelsystem. — Erbfolgefragen. — Die Gosanke. — Das Siogunat. — Feinde ringsum. — Das Haus von Mito. — Die Gosankio. — Die Ankunft der Fremden. — Der Regent. — J kamon no kami's Ermordung. — Ando Tsusima no kami. — Vertragsverhandlungen. — Abschluß des Vertrags mit Preußen. — Landung in Jedo. — Akabane. — Ein Taifuntag. — Ungemütliche Existenz. — Japanische Pferde und Reiter. — Besuch in Sinagawa. — Japanische Theehäuser. — In Gefahr. — Leben in Jedo. — Einkäufe. — Holländische Dolmetscher. — Ausflüge. — Pflanzen- und Tierleben. — Liebenswürdige Leute. — Ein Schießhaus. — Ein Tempel des Kriegsgottes. — Asaksa. — Die Kwannon-samma. — Jahrmarkt. — Ein Wachsfigurenkabinett. — Dangozaka. — Chrysanthemen-Ausstellung. — Rokusaburo, Anglerfreuden. — Ein japanischer Wallfahrtsort. — Nach Yokohama. — Megaski. — Einen Kuß, bitte. — Mißhelligkeiten zwischen Kaufleuten und Diplomaten. — Gespannte Lage. — Leben und Treiben in der Fremdenniederlassung. — Politische Wolken. — Einweihung eines Denkmals für ermordete Russen. — Selbstmord Hori Oribe no camis. — Verschwörung gegen die Fremden. — Heuskens Ermordung. — Sein Begräbnis. — Differenzen zwischen den fremden Vertretern. — Stellung unseres Chefs. — Trauriges Scheiden von Jedo. — Nach Nagasaki. — Stürmische Fahrt. — Desima. — Holländische Gastfreundschaft. — Fest in Mogi. — Beunruhigende Gerüchte. — Russische Courtoisie. — Abschied von Japan.

V. Von Nagasaki nach Tientsien 143

Mein erster selbständiger Auftrag.

Die Arcona strandet. — Englische und französische Hilfe. — Wusung. — Fasanenjagd. — Tod Friedrich Wilhelms IV. und Thronbesteigung Wilhelms I. — Havarie der Arcona. — Kleine

Seite

Ursachen, große Wirkungen. — Shanghai. — Fürstliche Gastfreundschaft. — 12 Flaschen Portwein. — Eine Wäsche- und Hütegeschichte. — General de Montauban. — Caid Osman. — Nach Tientsin. — Schiffsfähnrich Porge. — Tschifu. — Taku. — La „Thérèse.“ — Leutnant Desvarannes. — Im chinesischen Karren. — Ein Abenteuer. — Auf dem französischen Konsulat. — Leutnant Trèves. — Mr. Frederik Bruce. — Mr. de Bourboulon. — Chunghau. — Ich kann meinen Brief nicht loswerden. — Ein verfehlter Besuch. — Sieg. — Als Quartiermacher. — Sorgen und endlicher Erfolg. — Die Messe des englischen Kommissariats. — Ein schwieriger Rechnungsabschluß. — In Taku. — Yuenmingyuen. — Eroberung, Plünderung und Zerstörung desselben. — Gerollte Schätze. — Die Ankunft des Chefs. — Übersiedlung nach Tientsin. — Ein verschwundener Pfropfen.

VI. Tientsin und Peking 171

Leben in Tientsin. — Ein irreguläres indisches Kavallerieregiment. — Englische und französische Offiziere. — Gymkana. — Große Parade. — Liebhabertheater. — Ungemütliche Hitze. — Englische Polizeimaßregeln. — Chinesisches Theater und Theaterbesucher. — Chunglun. — Konsul Parkes. — Mr. Hart. — Mr. de Bützow. — Unerquickliche Verhandlungen. — Ich werde nach Peking geschickt. — Geplünderte Dörfer. — Mr. de Bourboulon. — Ein übereifriger Missionar. — Das Haus des Prinzen von J. — Mr. Bruce. — Der Adjutant des Prinzen von Kung. — Kollisionsbefürchtungen. — Ich werde zurückberufen. — Wiederaufnahme der Verhandlungen. — Langsames Fortschreiten derselben. — Todesfälle und Erkrankungen. — Mr. de Méritens. — Ich gehe krank an Bord der Arcona. — Dr. Stephani. — Rückkehr nach Tientsin. — Unterzeichnung des Vertrages. — Graf zu Eulenburg und seine Briefe. — Nach Peking. — Auf dem Peiho. — In der Hauptstadt. — Die französische Gesandtschaft. — Die englische Gesandtschaft. — Die russische Gesandtschaft. — Ungünstige Lage der Gesandtschaften. — Das Yung ho kung. — Ein diplomatischer Schnitzer. — Das Grabmal des Teschu Lama. — Ein toter Chinese. — Yuenmingyuen. — Katholische Kirchen. — Die Mauern der Stadt. — Besuch beim Prinzen Kung. — Nach Tientsin. — Nach Taku. — An Bord der Arcona. — Abschied von Nord-China.

VII. Nach Hongkong, Canton und Macao . . . 223

Nach Tschifu. — Chinesische Rebellen. — Die Taipings und die Stellung der protestantischen Missionare zu denselben. —

Seite

Der Compiraberg. — Übermütige Seekadetten. — Ein Jagdausflug. — Achung. — Nach Hongkong. — Viktoria. — Chinesische Wäscherinnen. — Das Eiervolk. — Englische und deutsche Damen. — Reichtum in Hongkong. — Ursache und Ende. — Wasserfahrt nach Kowloon. — Ein deutsch-chinesisches Findelhaus. — Nach Canton. — Die Stadt. — Die Läden. — Chinesisches Rokoko. — Die Blumenböte. — Zurück nach Hongkong. — Ein Ball an Bord der Arcona. — Staatsstreich in Peking. — Nach Macao. — Kulihandel. — Fantan. — Fremde Besucher. — Die portugiesische und die chinesische Stadt. — Camoens Garten. — Herr Marques. — Die klingenden Steine. — Nach Siam.

VIII. Siam 246

Auf der Rhede von Bangkok. — Französische Ansprüche und diplomatische Schwierigkeiten. — Ungünstische gesundheitliche Verhältnisse auf der Rhede. — Landung. — Packnam. — Der Pracklang. — Flußaufwärts. — Bangkok. — Schwimmende Häuser. — Prinz Krom Luang Wongsa. — Unser Haus. — Unheimliche Mitbewohner. — Das asiatische Venedig. — Die Stadt und die Menschen. — Moderne Pfahlbauten. — Brücken. — Tempel. — Wasserleben. — Ein prinzliches Haus und Museum. — Ihre Königliche Hoheit. — Ein Tanzvergnügen. — Siamesische Musik. — Der Kalahum. — Privataudienz beim König. — Ein Autograph. — Königliche Ansichten über koloniale Bestrebungen der europäischen Mächte. — Königskinder. — Weihnachtsfest. — Mr. Constans. — Feierliche Audienz. — Der Aufzug. — Betel. — Im Thronsaal. — Ein goldener Buddha. — Die Höflinge. — Vertragsverhandlungen. — Erreichte Zugeständnisse. — Siamesische Tempelarchitektur. — Pratchedis und Praprangs. — Kolossale Buddhabilder. — Schlechte Unterhaltung der Tempel. — Wat Po. — Das Krokodil als Sittenrichter. — Eine Schlangengeschichte. — Wat Cheng. — Ein Dschunkentempel. — Wat Sudat. — Siamesische Fresken. — Kinnari. — Naturalia non sunt turpia. — Wat Saket. — Begräbnisgebräuche. — Eine Totenverbrennung. — Das Schaukelfest. — Die Amazonengarde. — Verbrecher oder Priester. — Weihwassersegen. — Nach Prabat. — Ein hungriger Abend. — Der Herr Reisemarschall. — Elefantenmangel. — Ein toller Ritt. — Schlechte Unterkunft. — Die Herren Ortsvorsteher. — Buddhas Fußtapfen. — Buddha in der katholischen Martyrologie. — Ein Elefantenritt. — Ayuthia. — Der Goldberg. — Der Schnupfen des zweiten Königs. — Hahnenkämpfe. — Diner beim Kalahum. — Die Leiche der „Royal Queen Consort". — Behandlung der Leichen. — Eine Fingerprobe. — Sprachkenntnisse

Seite

des Königs. — Die Begräbnisfeierlichkeiten eines königlichen Prinzen. — Jahrmarkt. — Geschenke für den Hofstaat und die Bonzen. — Schattenspiel. — Die Verbrennung der Leiche. — Königliche Gaben. — Verwendung der Asche. — Deutsche Landsleute. — Die fremden Vertreter. — Sir Robert Schomburgk. — Bischof Pallégoix. — Vertragsunterzeichnung. — Ich gehe als Kurier nach Berlin. — Frohe Aussichten. — Auf der Thetis nach Singapore. — Die Gefahren der See. — Auf der Heimreise. — Rückblicke. — Herr von Rehfues. — Heimkehr.

IX. Zurück nach Japan 295

In Berlin. — Meine Ernennung zum Konsul in Japan. — Falsches System bei der Besetzung von Stellen. — Äußere und innere Lage Preußens. — Herr von Bismarck-Schönhausen. — Die Militärfrage — S. M. König Wilhelm. — S. K. H. der Kronprinz. — Geographische Reminiscenzen. — Abreise, Herr von Rehfues, Herr von Radowitz, Prinz Friedrich zu Sayn-Wittgenstein. — Österreichische Polizeichikanen in Triest. — Suez. — Regierungsrat Wichura. — Rebellische Passagiere. — Orientalische Teppiche. — Galle. — Mr. Harris. — Shanghai. — Wohnungsnot und Preise. — Geldfragen. — Die Taipings und ihre Verheerungen. — Goldene Ernten für die Kaufleute und schließlicher Krach. — Beziehungen zwischen den Taipings und den Engländern und Franzosen. — Schutz für Shanghai zugesagt. — Die disziplinierten kaiserlichen Truppen. — General Ward. — Angriff auf Shanghai abgeschlagen. — Waffenstillstand. — Mißerfolge der Taipings im Yangtsethal. — Erneute Angriffe der Taipings. — Expedition gegen dieselben. — Admiral Sir James Hope verwundet. — Admiral Protet getödet. — Die Taipings wieder vor Shanghai. — Mit den englischen Truppen. — Episoden auf dem Rückmarsch. — Ratifikationsverhandlungen. — Nach Nagasaki. — Im Taifun. — Japanische Studien. — Ausrüstungsfragen. — Jahresfest des Suwatempels. — Die Notänze. — Nach Shanghai. — Angebot russischer Hilfe gegen die Taipings. — Ein deutscher Stromer. — Nach Japan. — Puten und Hammel. — In Yokohama.

I.

Von Torgau nach Suez.

Rückkehr nach Europa. — Der französisch-österreichische Krieg. — Malta. — Durch Frankreich. — Mobilmachung 1859. — Jüterbog. — Torgau. — Die Armeereorganisation. — Erste litterarische Versuche. — Die Expedition nach Ost-Asien. — Die Abreise. — Triest. — Corfu. — Alexandrien. — Kairo. — Land und Leute in Ägypten. — Ich schließe mich meinem Chef an. — Fantasia. — Nach Suez. — Wasserüberfluß und -mangel. — Einschiffung auf der „Nemesis".

Ich erhielt meine Ernennung als Attaché bei der Mission nach Ost-Asien oder richtiger die Zusicherung, daß dieselbe erfolgen werde, während ich als Landwehroffizier bei dem 20. Linienregiment in Torgau Dienst that. Der im Frühjahr 1859 zwischen Frankreich und Sardinien einer- und Österreich anderseits ausgebrochene Krieg und die mir zugegangene Nachricht von der bevorstehenden Mobilmachung der preußischen Armee hatten mich veranlaßt, Ägypten, in dem ich mich seit einem Jahre aufhielt, zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren. Die Fahrt von Alexandrien nach Marseille auf dem damals noch über Malta gehenden Dampfschiffe der Messageries Maritimes war eine der interessantesten, aber auch unbequemsten, die ich gemacht habe. Das Schiff war so überfüllt mit aus Veranlassung des Krieges nach Europa zurückkehrenden Franzosen und Italienern, daß kein Platz erster oder zweiter Klasse mehr zu haben war und ich mit manchen andern mich entschließen mußte, ein Billet dritter Klasse zu nehmen, wobei uns die Zusicherung erteilt wurde, daß uns gegen eine an Bord zu leistende Nachzahlung

gestattet werden würde, an den Mahlzeiten der Passagiere erster Klasse teil zu nehmen. Ich hatte daran sehr weise gehandelt, denn selbst für die Mehrzahl der mit Billeten erster Klasse versehenen Passagiere war kein Platz in den Kabinen und dieselben mußten auf oder unter den Bänken und Tischen im Speisesaal, in den Gängen oder, wie ich, auf Deck schlafen. Glücklicherweise war das Wetter warm und die Luft auf Deck jedenfalls eine bessere als unter demselben, aber die Gesellschaft, mit der man dasselbe teilte, war allerdings kaum noch eine gemischte zu nennen. Das Schiff hatte mehr als fünfhundert Italiener, Griechen und Malteser an Bord, die über Malta nach Genua gingen, um sich dort den Freischaaren Garibaldis anzuschließen, denn die europäische Kolonie, die Generalkonsulate und die ägyptische Regierung hatten die Gelegenheit benutzt, sich der schlimmsten Elemente zu entledigen, die Alexandrien und Kairo unsicher machten. Die Seekrankheit hielt indessen die Leute im Zaum und sie machten sich weniger unnütz, als sie es unter anderen Verhältnissen vielleicht gethan haben würden; trotzdem atmete alles erleichtert auf, als sie das Schiff verließen.

Unser Dampfer blieb lange genug in Malta, um mir zu gestatten, einen Spaziergang durch die Stadt zu machen und die Kirche St. Johannis des Täufers zu besuchen, von der man einen wundervollen Blick über die fünf Häfen von La Valetta hat und die reich an historischen Erinnerungen aller Art ist. Die zahlreichen Grabdenkmäler im Innern der Kirche waren ganz dazu angethan, eine gewisse weihevolle Stimmung hervorzurufen, die indessen bald gestört wurde, sowie man in die sonnigen Straßen zurückkehrte, die hauptsächlich von Priestern und Mönchen, rotröckigen englischen Soldaten und in ihre schwarzen schürzenartigen Mantillen gehüllten Frauen der niederen Stände benutzt zu werden schienen. Einen nichts weniger als angenehmen Eindruck machte es, daß meine Gefährten und ich, trotz des englischen Puritanismus und des anscheinenden Überwiegens der geistlichen Elemente, während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes am Lande von dienstbeflissenen halbwüchsigen Jungen und Mädchen belästigt wurden, die uns mit allen

möglichen Anerbietungen verfolgten und wie die Schmeißfliegen immer wiederkehrten, so oft man sie auch fortjagte. Ich habe Ähnliches nur noch in Neapel gesehen.

Marseille, wo wir einige Tage später eintrafen, war in Folge der ersten Siegesberichte aus Italien in einem Zustand großer patriotischer Aufregung; überall hingen dreifarbige Fahnen, die Omnibusse waren in ähnlicher Weise geschmückt und vor den Schaufenstern der Buchhändlerläden standen lachende und plaudernde Gruppen, die sich an den aufgehängten Karikaturen ergötzten. Die letzteren hatten meistens Gyulay, den damaligen österreichischen Oberbefehlshaber in Italien, und les Autrichiens sur le Po(pot) zum Gegenstande oder stellten einen Zuaven oder Pioupiou (Infanteristen) dar, der ein halbes Dutzend Croaten an ihren langen Schnurrbärten fortschleppte oder in anderer ähnlicher Weise die Überlegenheit der grrrande nation veranschaulichte. Auch in den cafés chantants, die in großer Anzahl, meistens in zu dem Zweck aufgeschlagenen Bretterbuden vorhanden waren, spielte der Zuave die Hauptrolle, der Österreicher wurde mit Maulschellen oder Fußtritten behandelt, aber trotzdem behielt dem Besiegten gegenüber der gute Humor die Oberhand; ein Lied mit dem Anfang „Dans le service de l'Autriche tout le monde n'est pas riche, chacun sait ça“ wurde überall gesungen und gepfiffen, aber die Gemeinheit, welche sich in den französischen politischen Karikaturen der Jahre 1870—71 und später so breit machte, trat nirgends hervor. Preußen wurde im allgemeinen ignoriert und ich entsinne mich, nur einige wenige Bilder gesehen zu haben, auf denen ein Prussien mit der typischen Pickelhaube eine Rolle spielte, freilich keine besondere, denn ein Zuave hatte ihn mit der linken Hand gepackt und schlug ihn gegen einen Österreicher, den er mit der rechten festhielt.

Auffallend war mir sowohl in Marseille wie auf meiner Fahrt durch Frankreich, wie wenig Truppen im Lande zurückgeblieben zu sein schienen. Spätere Nachrichten haben meinen damaligen Eindruck, daß der Krieg in Italien alle verfügbaren Truppen in Anspruch genommen hätte, bestätigt und dieser Thatsache war wohl

hauptsächlich die Mäßigung Napoleons III. und die Vereinbarung von Villafranca zuzuschreiben, als die Aktion Preußens sich fühlbar zu machen begann.

Sofort nach meiner Ankunft in Berlin und der Meldung bei den militärischen Behörden wurde ich zu einem Ersatzbataillon commandirt. Da mir dies in keiner Weise zusagte, benutzte ich eine Meldung bei dem damaligen kommandierenden General des III. Armeekorps, dem Fürsten Wilhelm Radziwill, um demselben die Bitte vorzutragen, daß mir, der soeben erst, um an einem Feldzuge teil zu nehmen, aus Ägypten nach Berlin zurückgekehrt sei, eine Stelle in einem Bataillon näher am Feinde angewiesen werden möge. Der Fürst willfahrte meinem Ersuchen in der liebenswürdigsten Weise mit dem Bemerken, daß ein früherer Linienoffizier in einem Landwehrbataillon, das bestimmt sei, bald an den Feind zu kommen, viel mehr an seinem Platze sei, als in einem Ersatzbataillon und ich erhielt noch an demselben Abend den Befehl mich beim dritten Bataillon (Potsdam) 20. Landwehrregiments zu melden. Ich erreichte dasselbe in Trebbin und erfuhr dort zu meiner großen Befriedigung, daß es bestimmt sei, von Luckenwalde aus nach einigen der Ausbildung gewidmeten Tagen per Eisenbahn nach dem Rhein instradiert zu werden und dort in erster Linie Verwendung zu finden. Leider sollte die Freude nicht von langer Dauer sein. Aus den drei Tagen, die wir ursprünglich in Luckenwalde hatten zubringen sollen, wurden zehn und schließlich erhielten wir den Befehl nach Potsdam zurückzumarschieren und dort das Weitere abzuwarten.

Wenn ich heute auf diese weit hinter mir liegenden Zeiten zurückblicke, so kann ich es nur für eine günstige Wendung des Geschicks erklären, daß wir damals nicht an den Feind kamen. In dem Bataillon, welchem ich angehörte, hatte außer einem halben Dutzend Offizieren und einigen Unteroffizieren niemand ein Zündnadelgewehr in der Hand gehabt, geschweige denn einen Schuß aus einem solchen gethan und in acht Tagen konnten wir in der Lage sein, es im Gefecht gebrauchen zu müssen. Die Disziplin ließ viel zu wünschen übrig und dem größeren Teil der Landwehroffiziere

und Unteroffiziere, so brav sie auch persönlich sein mochten, fehlte jede militärische Ausbildung und Autorität. Dies richtig erkannt und trotz des Widerspruchs eines Teils der Landesvertretung und der Bevölkerung seine ganze Kraft für die von ihm als notwendig erkannte Reorganisation und Verstärkung der Armee eingesetzt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst des Prinzregenten, späteren Königs und Kaisers Wilhelm gewesen und je mehr die politischen Leidenschaften, welche damals so viele bewegten und blind und ungerecht machten, sich abschwächen und verschwinden, in desto hellerem Glanze werden der Entschluß und die That Wilhelms I. dastehen, ohne die Deutschlands Einheit nicht zu erringen gewesen sein würde.

Der Rückmarsch von Luckenwalde, wo die Berliner Kinder energisch gegen das Leinöl protestiert hatten, das ihnen statt Butter auf das Brot gestrichen wurde, war in der glühenden Sonnenhitze und bei dem tiefen Sande in den Fichtenwäldern, durch welche der Weg zum großen Teile führte, nichts weniger als angenehm und die Auskleidung und Entlassung der Mannschaften des Bataillons, die wenige Stunden nach unserem Eintreffen in Potsdam befohlen wurden und bei Lampenlicht stattfanden, waren eine Aufgabe, wie sie einem so neuen und jedes inneren Halts entbehrenden Truppenteil nie hätte zugemutet werden sollen. Indessen alles lief glücklich ab und da, während die Mannschaften entlassen worden waren, die Offiziere zu anderweitiger Verwendung zurückbehalten wurden, benutzten wir die nächsten Tage, um uns Potsdam und die Umgegend anzusehen. Für mich, der ich in Berlin geboren war und dort von 1849—1854 das Französische Gymnasium, Collège Royal Français wie es damals hieß, besucht hatte, war es ein eigentümliches Gefühl jetzt zum ersten Male Potsdam zu sehen, nachdem ich schon am Roten Meere, am Nil und in der Sahara gewesen war. Wenige Tage später zerstreuten uns neue Befehle in alle Winde und ich wurde mit einigen Kameraden zur Dienstleistung zum 20. Regiment nach Torgau kommandiert. Der Platz erfreute sich damals des zweifelhaften Vorzugs, die einzige größere Festung

zu sein, die drei Stunden von der nächsten Eisenbahnstation entfernt lag und da sehr wenig Verkehr zwischen den Offizieren und der Nachbarschaft oder den Bewohnern der Stadt bestand, waren wir ganz auf unsere eigenen Hilfsmittel angewiesen. Wie es indessen manchmal zu gehen pflegt, so entwickelte sich auch diese Garnison, in welche die meisten von uns nur mit einem gelinden Grauen gegangen waren, als eine höchst angenehme, wozu die liebenswürdige Aufnahme, die wir bei den Kameraden der Linie fanden, nicht wenig beitrug. Wir waren in dem alten Schloß einquartiert, in dem während der Belagerung 1813—1814 die Leichen der in den in ein Lazarett umgewandelten Räumlichkeiten gestorbenen Franzosen fußhoch übereinander gelegen hatten, und wenn die Erinnerung an diese Vorgänge uns mit einer gewissen Hochachtung für die Feinde erfüllte, welche Torgau damals besetzt hielten, so fand auch unser patriotischer Stolz hinreichende Nahrung und Befriedigung durch die Säkularfeier der heldenmütigen Vertheidigung Torgaus durch den Obersten von Wolfersdorff während des Siebenjährigen Krieges, die in die Zeit meines Aufenthalts dort fiel.

Eine Abkommandierung nach Jüterbog zu einem Bataillon des neuformierten 60. Regiments erschien mir um so weniger angenehm, als mir unter wenig bequemen Verhältnissen die Ausbildung der Rekruten zufiel. Die Betrachtung der Brücke, welche die beiden Türme der Hauptkirche über dem Dache in der Luft verbindet und die das Wahrzeichen der Stadt bei den reisenden Handwerksburschen war, die Besichtigung von Tetzels Ablaßkasten in derselben Kirche (wie der Kasten dorthin gelangt, findet der wißbegierige Leser in dem „Werwolf“ von Willibald Alexis erzählt) oder des Stadtthors, über dem eine hölzerne Keule und die Inschrift hängen: „Wer seinen Kindern giebt sein Brot und leid't im Alter selber Not, den schlagt mit dieser Keule tot“ vermochten anfangs mich ebenso wenig mit dem neuen Kommando auszusöhnen, wie die Lektüre der Chronik des Städtchens, die der gewissenhafte Verfasser (Heffter) mit der Erschaffung der Welt beginnen läßt, oder der Genuß des Rotweins, der an den alten Wällen der Stadt und in der nächsten

Umgebung derselben gewonnen wird und ein erhebliches Kontingent zu dem in Berlin als St. Julien verkauften Getränk liefert. Aber auch hier sollte ich angenehm enttäuscht werden. Die Beziehungen zu unserm Bataillonskommandeur Major von Kleist und dessen Adjutanten von Stutterheim, beide so passionirte L'hombrespieler wie ich selbst, so wie zu den Familien einiger benachbarten Gutsbesitzer ließen mir die schließliche Rückkehr nach Torgau viel weniger erwünscht erscheinen, als ich sie mir bei meinem Eintreffen in Jüterbog vorgestellt hatte. Nur auf ein anderes Quartier freute ich mich, denn bei meinem Wirt, einem ehrsamen Bäckermeister, hatte die von seiner Beschäftigung herrührende angenehme Temperatur eine solche Menge Schwaben ausgebrütet, daß es manchmal zweifelhaft erschien, ob meine Garderobe und ich selbst den Angriffen derselben auf die Dauer erfolgreichen Widerstand zu leisten im stande sein würden.

Der Winter in Torgau verlief in sehr angenehmer Weise, wozu das dortige Liebhabertheater nicht wenig beitrug. Dasselbe war eine Einrichtung, wie wohl wenige Städte in Deutschland sie besaßen. Auf der großen, in dem der Gesellschaft gehörigen Hause befindlichen Bühne wurde während der Wintermonate alle vierzehn Tage gespielt und die reichen Vorräte an Dekorationen, Kostümen und Requisiten ermöglichten sogar die Aufführung klassischer Stücke wie z. B. der Jungfrau von Orleans. Zu meiner Zeit hatte die Gesellschaft unter der thätigen und sachkundigen Leitung eines Oberregierungsrats von Funck einen hohen Grad der Blüte erreicht und mit mir erinnern sich gewiß noch manche gern und dankbar der frohen während der Vorstellungen und bei den darauf folgenden Tänzen dort verlebten Stunden.

Während mir so die Zeit in Jüterbog und Torgau schnell verging, hatte die projektierte Mission nach Ost-Asien mancherlei Schicksale durchgemacht. Ihr erster Chef, Freiherr von Richthofen, hatte die ihm übertragene Stellung schließlich nicht angenommen, da zwischen ihm und dem Auswärtigen Amt eine Verständigung über verschiedene Fragen nicht zu erzielen gewesen war; ich bin dem

wackeren Manne, der später Preußen und das Reich in Hamburg und Stockholm vertreten, aber persönlich zu großem Dank verpflichtet. Er hatte sich anfänglich gegen meine Ernennung zum Attaché gesträubt, da er mich gar nicht kannte, und es war schließlich nur dem Zufall, daß ich während meiner Dienstzeit beim 20. Regiment mit seinem Sohne, der sich in derselben Lage befand wie ich und den der Vater sich zum Attaché erbeten hatte, befreundet worden war, zu verdanken gewesen, daß er seinen Widerspruch aufgegeben hatte. Als er dann seine Stellung niederlegte, machte er auch die Ernennung seines Sohnes rückgängig, empfahl mich aber auf das Wärmste seinem Nachfolger, dem Grafen Friedrich zu Eulenburg, damals Generalkonsul in Warschau, später nach der Rückkehr von der Expedition Minister des Innern im Ministerium Bismarck.

Die Veranlassung zu der Entsendung der Mission war die Befürchtung, daß der vor nicht langer Zeit, teilweise in 1858 erfolgte Abschluß von Verträgen durch England, Frankreich und die Vereinigten Staaten mit China, Japan und Siam diese Länder bewegen könne, die Angehörigen und Schiffe von Nichtvertragsstaaten weniger günstig zu behandeln als die der vorerwähnten Mächte. Außerdem machte sich die Notwendigkeit, neue Absatzgebiete für die preußische und deutsche Industrie zu finden, in immer erhöhtem Maße geltend, besonders seitdem Rußland mit gewohnter Rücksichtslosigkeit einem blühenden Zweig derselben und zwar gerade einem, der seit Jahrzehnten auf den chinesischen Markt angewiesen gewesen war, durch die Einführung prohibitiver Transitabgaben jede Konkurrenz unmöglich gemacht hatte. Seit vielen Jahren hatten größere und kleinere Fabriken in Schlesien, Posen und der Lausitz billige Tuche angefertigt, die durch Rußland an die chinesische Grenze gingen und dort in Kiachta willige Abnehmer an den Chinesen fanden. Diese Industrie wurde mit einem Schlage durch die russische Maßregel vernichtet und der Transit deutscher Tuche durch Rußland hörte auf, während der Absatz der viel minderwertigen russischen Tuche in Kiachta von 154 552 Ellen 1839 auf 1 323 912 Ellen 1840 stieg. Eine Erinnerung an den früheren deutschen Ursprung dieser Tuche

findet sich noch heute in dem Namen „Meseritzky“, „aus Meseritz“, den die Russen für die beste Qualität des von ihnen dem deutschen nachgeahmten Tuchs beibehalten haben.

Aufgabe der Mission war also für den deutschen Handel und die deutsche Industrie neue Wege und Märkte zu eröffnen resp. ihnen die alten zu wahren und mit den Höfen von Peking, Jedo, wie er hieß, ehe er in Tokio umgetauft wurde, und Bangkok Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträge abzuschließen, welche den Angehörigen der deutschen Staaten, d. h. Preußens, der Mitglieder des Zollvereins, der beiden Mecklenburg und der Hansestädte, die Gleichstellung mit den Unterthanen der meistbegünstigten Mächte sichern sollten. Die eigentümliche Zusammenstellung, die dadurch, daß jeder einzelne der Staaten, welche den Zollverein bildeten, in der Einleitung zu Verträgen namentlich aufgeführt werden mußte (z. B. S. M. der König von Preußen für sich und in Vertretung der Ihrem Zoll- und Steuersystem angeschlossenen souveränen Länder und Landesteile, nämlich Lüneburgs, Anhalt-Dessau-Cöthens, Anhalt-Bernburgs, Waldecks und Pyrmonts, Lippes und Meisenheims als auch im Namen der übrigen Staaten des Zollvereins, d. h. von der Krone Bayern bis zu der freien Stadt Frankfurt) und auch eine besondere Ratificationsurkunde ausstellte und verlangte, für Ostasiaten weder verständlicher noch annehmbarer wurde, war trotzdem damals die einzige, unter welcher die Interessen Deutschlands gemeinsam wahrgenommen werden konnten. Da es anfänglich zweifelhaft erschien, ob es dem Chef der Mission gelingen werde, von allen oder einigen der ostasiatischen Potentaten, für welche er Beglaubigungsschreiben hatte, empfangen zu werden, erfolgte die Veröffentlichung seiner Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister nicht in der gewöhnlichen Form unter Angabe der Höfe, bei welchen er beglaubigt war, sondern ohne dieselbe, was der Kreuzzeitung zu dem damals viel belachten Scherzwort Veranlassung gab, daß er zum Gesandten in partibus infidelium ernannt worden sei.

Die Organisation der Mission war ein langwieriges und mühe-

volles Werk, das schließlich nur durch die Thätigkeit und Hingebung der maßgebenden Persönlichkeiten in den Gang gebracht und rechtzeitig beendigt werden konnte. Im Winter 1859 verließen, natürlich in der ungünstigsten Jahreszeit, die vier für die Expedition nach Ost-Asien, wie das Unternehmen schließlich amtlich getauft wurde, bestimmten Schiffe, die gedeckte Schraubenkorvette Arcona, die Segelfregatte Thetis, der Segelschoner Frauenlob und das Segeltransportschiff Elbe Preußen, um nach längerem, zum Teil durch Reparaturen notwendig gewordenen Aufenthalte in England mit einem Teil der diplomatischen, wissenschaftlichen und kommerziellen Mitglieder der Mission um das Kap der guten Hoffnung nach Singapore zu gehen und dort den Gesandten und den Rest des Personals zu erwarten. Die mit den Schiffen gegangenen Teilnehmer der Expedition sahen wenig von den schönen Dingen, die man ihnen in Aussicht gestellt hatte und durch die sich hatten verlocken lassen, den Weg um das Kap zu wählen: die Schiffe liefen außer England nur Madeira oder Teneriffa und Rio an und da sowohl die Fahrt durch die Nordsee wie die um das Kap eine ungewöhnlich stürmische war, so brauchten unsere Gefährten, als sie in Singapore endlich wieder festen Boden unter den Füßen hatten, für den Spott nicht zu sorgen.

Auch die Bestimmung über die Schiffe war, soweit es sich nicht um rein nautische Fragen handelte, dem Gesandten übertragen, welcher auf den Rat meines Vaters, der damals als General der Infanterie z. D. und Präses der General-Ordenskommission in Berlin lebte, darauf bestanden hatte, daß dies geschehe, was ihm im Laufe der Expedition zwar nicht alle Schwierigkeiten mit den Kommandanten der Schiffe ersparte, dieselben aber doch wesentlich verminderte und erleichterte.

Bevor ich mit der Erzählung meiner Erlebnisse während der Expedition beginne, will ich erwähnen, daß meine ersten litterarischen Versuche in die Zeit meines Aufenthalts in Ägypten, 1858—1859, sowie in die in dem letzteren Jahre und in den ersten Monaten 1860 in der Heimat zugebrachte Zeit fielen. Einige Aufsätze in

dem Magazin der Litteratur des Auslandes, das damals sein Begründer, der alte verdienstvolle Joseph Lehmann, herausgab, ein Paar Feuilletonartikel, darunter Nachbildungen arabischer Lieder in der Stern-Zeitung (Preußische Zeitung?) und eine kleine bei Mittler & Sohn erschienene Broschüre über die Militärreorganisation, für die mir mein Vater das kriegswissenschaftliche Material geliefert hatte, namentlich den Nachweis, wie stark das Verhältnis der alten gedienten Soldaten in der von Preußen 1813 ins Feld gestellten Armeen gewesen, waren kein besonders schweres litterarisches Gepäck, aber vielleicht weil so viele Jahre vergingen, bis ich meine Feder wieder für etwas anderes wie amtliche Schriften benutzte, habe ich diesen ersten Kindern meiner Muse stets ein freundliches Andenken bewahrt. Auch ein paar Gedichte erschienen in dem von Robert Prutz herausgegebenen „Deutschen Museum"; sie waren die Veranlassung, daß ich mich einige Monate später mit einem stattlichen Hefte Heine nachgefühlter und nachgedichteter Sachen an eine größere Verlagsfirma wendete; die Antwort, daß man bereit sei, die Sachen auf meine Kosten zu drucken, hat mich davor bewahrt, einen Band recht mittelmäßiger Gedichte unter meinen gedruckten Arbeiten zu haben.

Der Chef der Mission und die drei Attachés derselben, der jetzige Ober-Hof- und Hausmarschall S. M. des Kaisers und Königs, Graf August zu Eulenburg, damals Leutnant im ersten Garderegiment zu Fuß, der später als Generalkonsul a. D. verstorbene Dr. Theodor von Bunsen, ein Sohn des bekannten Freundes Friedrich Wilhelms IV., und der Schreiber dieser Erinnerungen sowie einige der Expedition beigegebene Gelehrte und Künstler, der Geologe Dr. von Richthofen, der Maler Berg, der Zeichner Heine und die Kaufleute Wolff und Spieß wählten den Weg über Ägypten und Ceylon, wobei indessen jeder mehr oder weniger seinen eigenen Interessen und Neigungen folgte. Ich reiste mit Graf August zu Eulenburg über Prag nach Wien, wo der erstere zurückblieb, um seinen Onkel, unseren Chef, zu erwarten, während ich meine Reise allein fortsetzte, um einige Tage länger in Ägypten verweilen zu

können. Für den Mangel an Verständnis, wie derselbe damals in Deutschland noch für alles Fremde und ganz besonders für die weitere Ferne bestand, mag als Beweis dienen, daß, als wir in Wien eine Anzahl uns teilweise bekannter junger schlesischer Magnaten trafen, die soeben von einer Reise nach Ägypten zurückkehrten, und mit denselben einen vergnügten Abend verlebten, einzelne derselben sich eifrigst bei jedem von uns erkundigten, was denn der andere verbrochen habe, daß er nach Ost-Asien geschickt werde!

Die Fahrt über den Semmering, auf der damals ersten und einzigen Bergbahn, sowie die über den Karst in einer wundervollen Mondscheinnacht, in der die Rauchwolken der Lokomotive gleich Gespenstern über die wie mit weißen Leichensteinen besäte Hochebene huschten, und der Abstieg nach Triest mit dem wundervollen Blick auf das Meer, die Stadt und das Schloß Miramar sind Bilder, die jedem, der sie geschaut, unvergeßlich in der Erinnerung bleiben werden; für mich bildeten sie diesmal gewissermaßen das Thor zu dem fernsten Osten, von dem ich so oft geträumt und den ich nun bald von Angesicht zu Angesicht sehen sollte. Von Triest sind mir hauptsächlich der freundliche Empfang seitens unseres Generalkonsuls von Lutteroth und seiner liebenswürdigen Gemahlin und, pour changer de sujet et de ton, der Kampf mit den kleinen roten übelriechenden Tieren im Gasthofe, die zu vertreiben es ganzer Berge von Insektenpulver bedurft haben würde, in Erinnerung geblieben. So schiffte ich mich denn frohen Herzens auf einem der vortrefflichen Schiffe des Österreichischen Lloyd ein, die über Corfu nach Alexandrien gingen, und freute mich der auf demselben herrschenden Reinlichkeit und guten Verpflegung. Auf einem andern Dampfer derselben Linie hatte ich zwei Jahre früher bei einer tüchtigen Bora (Nordsturm) zum ersten Male die Bekanntschaft mit Salzwasser gemacht, eine Fahrt von Swinemünde nach Rügen zähle ich nicht, und dabei zu meiner Freude entdeckt, daß ich ganz seefest sei; ich konnte mich also auch diesmal den Freuden und Genüssen der Seefahrt in voller Ruhe hingeben.

Corfu kam mir bei diesem zweiten Besuch noch etwas schmutziger

vor als bei dem ersten; die Fustanellen der Leute, denen ich begegnete, waren sicher in der Zwischenzeit nicht gewaschen worden und die Schilder der Kaffeehäuser und Materialwarenhändler hatten für mich den Reiz der Klassizität verloren, der mir damals aus ihren griechischen Inschriften entgegengelacht hatte. Auf der Esplanade übten englische Soldaten noch immer den Parademarsch, den Camphausen auf seinem Bilde der Parade vor Friedrich dem Großen verewigt hat, und unten in der kleinen Bucht, die man vom Rande des Platzes aus erblickte, plätscherten die Wellen noch immer gegen die Klippen, in die Poseidon das Schiff der Phäaken verwandelt haben soll, das den Odysseus in seine Heimat zurückgeführt hatte. Es war alles sehr schön, sehr heiß und sehr schmutzig und in der griechischen Stadt auch sehr übelriechend, so daß ich ganz zufrieden war, als ich wieder auf meinem Dampfer im Salon saß und griechische Fische und Früchte aß und griechischen Wein trank, der mir trotz seines Pechgeschmacks, an den ich mich während meines ersten Aufenthalts in Ägypten schnell gewöhnt hatte, vortrefflich mundete. Abends lehnte ich an der Reling nnd sah im Mondlicht die Inseln an mir vorüberziehn, Paxo und Antipaxo, Leokada und Theaki, letztere angeblich die Heimat des göttlichen Dulders, und dachte daran, wie ich vor zwei Jahren in derselben Gegend vergeblich versucht hatte, mich mit Herrn Ulysses, der nach Alexandrien ging, um dort das Postbureau auf dem österreichischen Generalkonsulat zu übernehmen, über die Aussprache des Griechischen zu verständigen. Was ich ihm aus meinem Homer vorlas, verstand er nicht, und was er las, blieb mir unverständlich; ich habe seit dem Abend den Homer aufgegeben und mich auf den Horaz beschränkt; wenigstens laufen doch keine Römer mehr umher, die Lateinisch als ihre Muttersprache reden.

Am dritten Tage trafen wir vor Alexandrien ein. Viel ist von Reisenden und Dichtern, man braucht nur Byron und Platen zu nennen, über die Schönheit des Anblicks, den das aus dem Meere aufsteigende Venedig gewährt, geschrieben worden, aber ich habe stets gefunden, daß der Leuchtturm von Alexandrien und die Paläste vom

Ras-et-Tin, dem Kap des Feigenbaumes, in dieser Beziehung Venedig weit übertreffen. Nichts liegt hier zwischen dem Auge des Reisenden und den Gebäuden als das blaue Meer und der schimmernde Dunst in der Luft unter dem wolkenlosen Himmel mit der alles vergoldenden Sonne und man glaubte eine Fata morgana zu schauen, die aus den blauen Fluten der Phantasie auftauchte, ein Schloß aus tausend und einer Nacht mit Prinzessinnen, Djinnen und verwunschenen Fürstensöhnen. Und dann, wenn man näher kam, das Augen berauschende, Ohren betäubende Leben im Hafen, in dem einem die ganze Farbenpracht des Orients, in der selbst der Schmutz poetisch wirkt, entgegen lachte und schrie. Das alles haben die eingebüßt, die jetzt mit Afrikas Küste zuerst in Port Said Bekanntschaft machen. Der flache Landstreifen, der das Meer vom Mensaleh-See trennt, zwei Molen aus großen, unregelmäßig über einander geworfenen Blöcken, die alles, nur nicht schön sind, ein schmaler Kanal voller Schiffe, Lärm, Rauch und Kohlenstaub, links Kohlen- und Arbeitsschuppen, rechts die Stadt mit erbärmlichen Häusern, Läden und Tingeltangel, in denen Wiener Damenkapellen, lauwarmes Sodawasser, schlechte Getränke und ein paar spitzbübische Italiener und Griechen mit einer mehr oder minder verdächtigen Roulette die europäische Civilisation darstellen, von der man entweder traurig Abschied nimmt oder die man nach längerer Abwesenheit froh begrüßt. Da war wahrlich das alte Alexandrien zu loben, wenn man sich dort auch manchmal mit dem Stock oder der Peitsche gegen die Unverschämtheit der Bootsleute und Lastträger wehren mußte oder in der Dogana, dem Zollamt, geplagt wurde, bis man mit dem Backschisch heraus kam, wenn man nicht zu den Bevorzugten gehörte, die unter dem Schutz eines goldbetreßten, mit Säbel, Pistolen und Tambourmajorstock bewaffneten Konsulatskawassen diesen Vorhof der Hölle unbehelligt passirten.

Was Alexandrien an Erinnerungen an das Altertum aufzuweisen hatte, war früher nicht viel und ist im Laufe der Jahre weniger geworden, seitdem von den Nadeln der Cleopatra die eine nach London, die andere nach New York verpflanzt worden ist.

„Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht", die Pompejus-Säule, die den Reisenden begrüßt, ehe er den Fuß auf den Boden Afrikas gesetzt hat, wie ihm die Säule bei Brindisi, die den Schlußpunkt der via Appia bezeichnen soll, den letzten Abschiedsgruß in Europa zugewinkt hat. Am Fuße der Pompejus-Säule soll einer ganz unbegründeten Sage nach Pompejus ermordet worden sein, als er als Besiegter in Ägypten Hilfe und Schutz suchte; vor ihr soll der heilige Marcus den Märtyrertod gefunden haben und auf ihr, die ein Erdbeben umgestürzt und die ein Statthalter Diocletians (gest. 313 n. Chr.) wieder aufgerichtet hatte, soll eine Bildsäule dieses Kaisers gestanden haben. Das Vorhandensein einer Vertiefung zur Befestigung einer Statue hat ein englischer Seeoffizier nachgewiesen, der die Säule in der Weise bestiegen, daß er einen Drachen über dieselbe wegfliegen ließ, an dessen Schnur dann ein stärkeres Seil und endlich eine Strickleiter über das Kapitäl gezogen und auf beiden Seiten in der Erde befestigt wurden. Diese Säule ist das einzige, was von dem im Altertum so hochberühmten Serapeum übrig geblieben ist; noch im Mittelalter war sie von Hunderten von kleineren Säulen umgeben, die ein Statthalter des großen Saladin im 12ten Jahrhundert ins Meer werfen ließ, um den Schiffen der Kreuzfahrer den Zugang in den Hafen von Alexandrien zu versperren.

Es gab im Altertume keine Stadt, die so reich und berühmt gewesen wäre, wie Alexandrien und nichts ist von ihr übrig geblieben als eine Säule, ein paar Katakomben aus der christlichen Zeit und unermeßliche Schutthaufen. Aufstände der Bewohner, die stets zu den unruhigsten Ägyptens und später des römischen Reichs gehörten und Eroberungen durch fremde Feinde, — ist doch die Stadt noch im Jahre 1882 von den Engländern bombardirt und dann zwei Tage lang von der eingebornen Bevölkerung geplündert worden — haben mit ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit gründlich aufgeräumt. Selbst ihren orientalischen Charakter hatte die Stadt schon 1858 fast vollständig verloren, wenn man von dem Hafen und den rein arabischen Quartieren absah, und man konnte sich auf der „Place Mehmed Ali" ebenso in einer südfran-

zösischen oder italienischen Stadt wie in einer ägyptischen glauben. Nur in der Nacht, wenn der von den vor den Thüren der ihrer Obhut anvertrauten Gebäuden auf hühnerkorbartigen Gestellen liegenden oder sitzenden Boabs, Thürwächter, von Zeit zu Zeit ausgestoßene, langgedehnte Ruf: „Wachét" (Einer d. h. es ist nur ein Gott) über den Platz schallte, wurde man daran erinnert, daß man unter fremdem Himmel und unter fremden Menschen weilte.

Der erste Tag meiner Anwesenheit in Alexandrien 1858 hatte mir ein ebenso interessantes wie eigenartiges Schauspiel gebracht, den Durchmarsch der ägyptischen Armee, die Said Pascha, der jüngste Sohn Mehmed Alis und Statthalter des Landes von einem seiner Lustschlösser nach einem andern begleitete. Die Infanterie in dem arabischen, von den Zuaven adoptierten Kostüm, nur daß hier alles, die weiten Kniehosen, die kurzen Jacken, die Leibbinden und Kamaschen weiß waren und nur der rothe Fez etwas Farbe in die Menge brachte, sah gut aus und marschirte trotz Hitze und Staub recht ordentlich; auch der Artillerie, die dieselbe Uniform trug und deren Kruppsche Gußstahlgeschütze mit vortrefflichen ungarischen Maultieren bespannt waren, sah man die gute Schulung durch zwei preußische Unteroffiziere an, aber die Reiterei erinnerte lebhaft an die Aufzüge, wie man sie früher in Frankreich und Amerika von Kunstreitergesellschaften zu sehen gewohnt war und manchmal wohl auch noch sieht. Man hatte ersichtlich auf dem Trödelmarkt Uniformen und Ausrüstungsstücke der Armeen Napoleons I. zusammengekauft, denn anders wäre es nicht zu erklären gewesen, daß man unter dieser Kavallerie Grenadiere zu Pferde mit ungeheuren Bärenmützen sah und Kürassiere in gewaltigen gelben Kürassen, mit hohen Stiefeln und Helmen mit wehenden Roßhaarschweifen und Federstutzen, die den Leuten über Ohren und Nasen fielen und ihnen ein höchst komisches und unglückliches Aussehen gaben. Mehr Lokalfarbe besaß die unregelmäßige Reiterei, die zum Klang kleiner Handpauken und Flöten in ungeordneten Reihen und bunten ungleichen Kostümen einherzog; die am wildesten aussehenden wandernden Zeughäuser wurden mir als Arnauten bezeichnet, während eine

Schwadron ganz in Kettenpanzer gekleideter Leute aus Tscherkessen bestehen sollte, eine Angabe, die aber die gutmütigen Fellachingesichter Lügen straften. Die Armee war das Lieblingsspielzeug Effendines, d. h. des Herrn, von dem er sich nie trennte. Wenn er manchmal auf den Gedanken verfiel, jedem Manne derselben Lackstiefel, Glacéhandschuhe, weiße Binden oder eine silberne Uhr zu geben, so traf die Schuld dafür mehr als ihn selbst die levantinischen und sonstigen Harpyen und Schmarotzer, die ihn umgaben und ausplünderten. In Daudets „Nabab" ist die Scene der geschäftlichen Erfolge des Helden und seines früheren Kompagnons und späteren Rivalen und Feindes nach Tunis verlegt worden, das Buch giebt aber für den Wissenden eine nur zu treue Schilderung der Vorgänge, die sich am Hofe Said und Ismail Paschas in Ägypten abgespielt haben.

Die Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo, die 1856 vollendet wurde, führt zwischen dem 1819 in weniger als einem Jahre allerdings mit einem Opfer von mehr als 20 000 Menschenleben gebauten Mahmudijehkanal und dem Mariutsee in das Delta. Letzterer, der berühmte Mareotissee des Altertums, an dem der nach Canopus führende Kanal mit seinen Villen und Lusthäusern entlang lief und Alexandrien mit Trinkwasser versorgte, wurde 1801 dadurch in eine salzige Lagune verwandelt, daß die die Stadt belagernden Engländer den Damm durchstachen und das Meer hineinließen, um den Franzosen das Trinkwasser abzuschneiden. Heute ist der zum Teil ausgetrocknete See das Heim unzähliger Wasservögel. Bei Kafr-ez-Zejjat überschreitet die Bahn den Nilarm von Rosette auf einer eisernen Brücke; im Jahr 1858 wurde man noch auf einer Fähre übergesetzt, wobei kurze Zeit vorher der Thronerbe, das älteste männliche Mitglied der Familie Mehmed Alis, da erst Ismail Pascha das Recht der Nachfolge in seinem Zweige der Familie erwarb, ertrunken oder, wie viele behaupteten, ertränkt worden war. Der Wagen, in dem der Prinz sich befand, war auf das Fährboot geschoben worden und, da man vergessen hatte, die an dem anderen Ende befindliche Barrière zu schließen, über den Rand desselben in den Nil gestürzt, wobei

es nur zwei der in dem Wagen befindlichen Personen gelungen war, sich durch einen kühnen Sprung zu retten.

Die Fahrt nach Kairo bot damals landschaftlich wenig Interessantes; während der Überschwemmungszeit bildet die Ebene eine große Wasserfläche, aus der die auf geringen Terrainerhöhungen oder Schutthaufen gelegenen, aus Lehm gebauten arabischen Dörfer wie große von Palmen umgebene Erdhaufen hervorragen; nachdem das Wasser verschwunden, prangt alles im saftigtesten Grün, um nach der Ernte wieder eine braungelbe, verbrannte Farbe anzunehmen. Am unterhaltendsten war das Treiben auf den Bahnhöfen, auf denen schlanke Fellachinaweiber und -mädchen in langen vom Hals bis auf die Knöchel reichenden blauen Hemden und mit schwarzen Kopftüchern und Schleiern, die nur die funkelnden Augen freilassen, Apfelsinen, Mandarinen (Yussuf Effendi, wie sie in Ägypten nach dem Manne genannt werden, der sie dort eingeführt haben soll), Stücke von Wassermelonen und Gullen (poröse Krüge) mit Nilwasser feilhielten, während kleine Jungen, vielfach in der Tracht vor dem Sündenfall, Stücke Zuckerrohr und ältere Araber auf durch ein Tragband über die Schultern festgehaltenen Brettern harte Eier, arabisches Brod, dünn und lappig wie ein grobes Scheuertuch, und Zuckerwerk ausboten, von welchem letzteren namentlich die in dem Zuge befindlichen eingeborenen Frauen mit Vorliebe zu naschen schienen. Mit den schwarzen seidenen Chabaras, Überwürfen, die sie vom Kopf bis zu den Füßen einhüllten und die sie oben mit den Händen auseinanderhielten, den schwarzen Schleiern vor dem Gesicht und dem watschelnden Gange in gelben viel zu weiten Pantoffeln, sahen diese Weiber wie große Nachtvögel aus, die aus Versehen ins Sonnenlicht geraten waren und sich in demselben höchst ungemütlich fühlten. Näher an Kairo führte die Bahn zum zweiten Mal über den Fluß; man sah den sogenannten Barrage des Nils, bestimmt, die beiden Arme, in die der Fluß sich dort teilt, nach Bedürfnis schließen zu können, ein Werk, das halb wasser- und ackerbaulichen, halb fortifikatorischen Zwecken dienen sollte und nachdem der Bau ungezählte Millionen verschlungen hatte, langsam

wieder in Trümmer fiel.*) Endlich erschienen rechts in weiter Ferne, in sonnendurchglühten Dunst gehüllt, die Pyramiden von Gizeh. Ich habe wochenlang am Fuße derselben gelagert, im Zelt, denn damals bestand dort noch kein Hotel, sie bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang, in der Mittagssonne, in dunkeln Nächten und im zauberhaften Glanze des Mondes gesehen und bin dreizehn und ein halbes Mal (das letzte Mal streikte ich auf halber Höhe) auf der großen Pyramide gewesen, aber ich habe von diesen Bauwerken niemals einen gewaltigeren und poetischeren Eindruck gehabt als bei dem Anblick derselben vom Eisenbahnzuge aus, wenn sie auf der ersten Anschwellung der libyschen Wüste sich geisterhaft von dem noch hellen Abendhimmel abhoben. Mir fiel dabei Napoleons Wort ein, daß von ihrer Höhe vierzig Jahrhunderte auf uns herabschauen.

Kairo, Masr el Kahira, die Siegreiche, wo ich in dem großen Karavanserail, Sheppards Hotel, abstieg, liegt jetzt zu sehr auf der allgemeinen Touristenstraße, als daß viel Neues von ihm zu erzählen wäre. Schon Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war es zu einer Vorstadt Europas geworden, und der orientalische Zauber, der früher über ihm ausgebreitet lag, war damals bereits im Verschwinden begriffen. Mir selbst werden mein erster Besuch 1858 und das Wiedersehen 1860 unvergeßlich bleiben; die sonnenerhitzten staubigen Straßen mit dem lärmenden Gewühl von Fußgängern und Reitern, die dunkeln, schattigen, stillen Bazare mit den feilschenden Arabern und den ernsten Türken, die nicht mit sich handeln ließen, die großen, kühlen Höfe und Hallen der Moscheen, die Citadelle mit dem wunderbaren Blick über die Stadt und die Wüste, Schubra mit dem lauschigen, im Winter in der Pracht blühender Rosen prangenden Garten und dem von einer breiten Galerie und vier Kiosken eingefaßten marmornen Bassin, in dem man mit einigem guten Willen plätschernde Odalisken sich vorstellen

*) Um von den Engländern nach 1883 ausgebessert und in den Stand gesetzt zu werden, so daß es jetzt den Zweck erfüllt, den schon Napoleon Bonaparte im Auge gehabt soll, größere Wassermengen für das Delta verwendbar zu machen.

konnte, und die ernsten Stätten der Mameluken und Kalifengräber leben heute noch so frisch in meiner Erinnerung, wie an dem Tage, als ich sie zum ersten Male sah und nichts, was ich später gesehen, hat sie aus derselben verdrängen können. Vielleicht mag zu diesem tiefen und nachhaltigen Eindruck manches, was ich an einzelnen dieser Plätze gesehen und erlebt, beigetragen haben. Die freitäglichen Schaustellungen der heulenden Derwische in ihrem Kloster in Alt-Kairo, nicht weit von der alten unterirdischen koptischen Marienkirche, die die Höhle einnimmt, in der die heilige Familie einst geruht haben soll, die tanzenden Derwische in der Moschee Mehmed Alis auf der Citadelle während des Ramadans, wo ich beinah Zeuge eines Blutbades geworden wäre, den betrunkene englische Seekadetten durch ihr rohes Betragen hervorzurufen im Begriff standen; die Ceremonie des Doseh, bei der der Scheich der Sa'dija-Derwische über Dutzende von ausgestreckten Menschen hinwegreitet, während Hunderte von Glasscherben, Schlangen und Skorpione fressenden Rasenden vor ihm herziehen. Mit einem der letzteren, Mohammed el Hawi, der, wenn er nicht in Fanatismus machte, mit Schlangen, Skorpionen und ähnlichem Gezücht hausieren ging, habe ich manche vergnügte Stunde verlebt; er hat mir das Wunder der Verwandlung der Stöcke des Moses und der ägyptischen Zauberer in Schlangen modernisiert vorgeführt, indem er einer Naje (Naja H.), der Uräusschlange der alten Ägypter, einer Cobra ohne Brille, die er am Schwanz gepackt hatte, mit der anderen Hand, deren Daumen auf dem Rücken und deren Zeigefinger unter dem Bauch der Schlange fest angesetzt waren, mit scharfem Druck den Leib entlang nach dem Kopfe fuhr, wodurch alle Rückenwirbel ausgerenkt wurden und die Schlange steif wie ein Stock ausgestreckt am Schwanz gehalten werden konnte. Warf er dann die Schlange auf die Erde, so renkten sich durch den Ruck die Rückenwirbel wieder ein und sie kroch vergnügt fort. Unsere Freundschaft sollte durch eine Indiskretion von meiner Seite ein plötzliches Ende finden. Ich hatte oft mit Verwunderung gesehen, wie ungeniert Mohammed mit den Skorpionen umging, von denen er stets eine alte Konservenbüchse voll

mit herumschleppte, in die er hineingriff, um das eine oder andere Exemplar für mich oder sonstige Kunden herauszuholen. Eines Tages entdeckte ich, daß er allen seinen Skorpionen die Spitze des Stachels fast unmerklich abgeschnitten hatte, so daß sie mit demselben nicht durch die Haut dringen konnten, also ganz unschädlich waren. Als er mich das nächste Mal besuchte, griff ich selbst in die Büchse, um mir das gewünschte Exemplar herauszunehmen, und von dem Tage an ließ er sich nicht mehr bei mir sehen und ging mir auch sonst aus dem Wege. Er hielt mich ersichtlich für einen ganz rücksichtslosen Spielverderber. Ich habe übrigens in Ägypten und später in Nordchina, wo es von Skorpionen wimmelt, wiederholt den bekannten Versuch gemacht, einen Skorpion in einen Kreis glühender Kohlen zu setzen, aber niemals einen der angeblichen Selbstmorde erzielen können. Freilich haben auch meine Tiere den Schwanz, an dessen Ende sich die Giftblase und der Stachel befinden, immer auf den Rücken gelegt, aber nur zur Abwehr in der ihnen ungewohnten und ungemütlichen Lage, und sie sind wohl bei dem Versuch, den Feuerkreis zu durchbrechen, an verbrannten Gliedmaßen zu Grunde gegangen, aber nicht an dem eigenen Gift. Im Ramadan, der Fastenzeit, während der der Mohammedaner nur zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang etwas genießt und wenn er strenggläubig ist, auch nur Tabak „trinkt“, sind alle Straßen und Plätze der Stadt mit essenden, trinkenden und betenden Menschen angefüllt, welch letztere den Zikr machen. Irgend jemand, den der Geist treibt, stellt sich vor ein Kaffeehaus oder in die Straße und fängt an, das Glaubensbekenntnis „Es giebt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet“ laut zu wiederholen, wobei er den Oberkörper taktmäßig nach vorn und wieder zurückbeugt, ein anderer gesellt sich zu ihm, bald stehen mehrere zusammen und bilden entweder zwei sich gegenüberstehende Reihen oder einen Kreis, die Sprache wird schneller und keuchender, die Vor- und Zurückbewegungen heftiger, einem und dem andern fällt der Turban vom Kopf, der Haarschopf, an dem der Engel den Gläubigen über die rasiermesserbreite Brücke trägt, die ins Paradies führt, löst sich und fegt

bei jeder Vorwärtsbeugung den Boden, so daß man bald glaubt, eine Schar Wahnsinniger vor sich zu haben. Manchmal stürzt auch einer oder der andere nieder und wird beiseite getragen, aber viele setzen die Uebung stundenlang fort, ohne sie zu unterbrechen und anscheinend ohne zu ermüden. Trotz des religiösen Fanatismus, der zu diesen Gebetsübungen den Anstoß giebt, ist mir, der ich mich in Kairo während des Ramadan in allen Stadtteilen stunden- und nächtelang meistens allein herumgetrieben habe, nie etwas zugestoßen, obgleich ich europäische Tracht, nur mit dem Fez als Kopfbedeckung, trug. Bedroht und vielleicht in Gefahr bin ich nur einmal gewesen, beim Auszug des Machmal, als ich mit einigen Bekannten nach dem Platze geritten war, auf dem die Pilger sich versammeln, nachdem sie Kairo verlassen haben, und auf dem sie einige Tage verweilen, um sich auf die Reise durch die Wüste vorzubereiten; allerdings waren wir vorher gewarnt worden. Glücklicherweise kamen wir mit vielen Verwünschungen und einigen Steinwürfen davon. Der Machmal ist eine Sänfte, die zur Erinnerung an die Gemahlin eines der ersten Mameluckensultane, welche gegen Ende des 13. Jahrhunderts in einer solchen die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hatte, sowie als Symbol königlicher Würde seit dieser Zeit jede der großen Pilgerkarawanen begleitet und ihrem Auszuge wie ihrer Rückkehr den Namen giebt, obgleich seit längerer Zeit der in Kairo gefertigte, für die äußere Umhüllung der Kaaba bestimmte Teppich ebenfalls mit dieser Karawane geht und im Grunde genommen eine ganz andere religiöse Bedeutung für die Menge haben sollte als der bunte Kasten, den ein Kamel auf dem Rücken trägt. Abgesehen von den Pilgern selbst begleiten viele Tausende den Zug bis zur ersten Station und bei Acteuren wie bei Zuschauern pflegt der Fanatismus schnell auf die gleiche Fieberhitze zu steigen.

Das größte Volksfest, dem ich in Kairo beigewohnt habe, war der sogenannte Nilschnitt. In Alt-Kairo, das auf der Stelle des früheren Babylon, der Stadt steht, wo eine der beiden in Ägypten stationierten römischen Legionen ihr Lager hatte, liegt auf einem

großen Platze die Moschee Amrus, des Feldherrn des Kalifen Omar, für den er Ägypten eroberte. Quer über den Platz läuft ein Kanal, auf dessen sandigem Bett im Sommer die Hunde der Stadt faul umherlungern, schlafen, sich kratzen oder sich an irgend einem gefallenen, dorthin geworfenen Tiere gütlich thun; im Herbst und Winter ist der Canal voll gelben, trüben Wassers und dann eine der Hauptadern, die Segen und Fruchtbarkeit über die weiten Fluren Unterägyptens verbreiten. Zu allen Zeiten aber ist das Ganze ein Bild unendlicher, gemütlicher Misere, und nur einmal im Jahre, an dem Tage, an welchem der Damm durchstochen wird und die Braut des Nils der Umarmung ihres wilden Freiers zum Opfer fällt, flammt alles, Platz und Kanal, die Schutthügel und die Pension à dix francs, die die eine Seite des Platzes einnimmt, in brillantnem, hundertfarbigem Lichte, um dann wieder für ein Jahr in den alten Schmutz zurückzusinken. In den ersten vierzehn Tagen des August gewöhnlich, wenn das Wasser im Flusse die Höhe von 8,5 Metern erreicht hat, findet das Fest statt und empfängt der Nil sein Opfer. Im Bett des Kanals wartet die Braut, ein unförmlicher Erdpfeiler mit wenigen grünen Zweigen besteckt, des ungeduldigen Geliebten, der von Stunde zu Stunde höher steigt und bald alle Schranken zu durchbrechen droht. Vom Eintritt der Dämmerung an drängen sich frohe Menschenmassen auf den Ufern des Stromes und des Kanals und in dem trocknen Bette des letzteren, während Tausende sich auf mit bunten Laternen geschmückten Böten befinden, die im Nil vor Anker liegen. Überall Lärm und Jubel und tausendstimmiges Geschrei, das die Klänge der arabischen Musik übertönt, um selbst wieder von dem Donner der Kanonen und dem Zischen der Raketen überboten zu werden, die in bunten Garben in die Höhe steigen und auf Augenblicke die Nacht taghell machen. Um alle Thüren und Fenster, an großen Gerüsten und an quer über den Platz gespannten Stricken, scheinbar in der Luft schwebend, funkeln unzählige kleine Öllämpchen, während Tausende von andern Flämmchen, Irrlichtern gleich, durch die Menge huschend ihr Licht bald hier bald dorthin werfen und

die bunten Farben der Kleidung der einzelnen auf Augenblicke grell beleuchten. Beim ersten Grauen des Tages erscheint der Statthalter und sein Gefolge und giebt das Zeichen zum Durchstechen des Dammes. Wie die gelben Fluten des Nils schäumend in das neue Bett stürzen und die Braut schwankt und stürzt, donnern aufs neue die Kanonen, ertönt die Musik und sprühen und zischen die Raketen, während Hunderte von nakten Jungen und Männern in das Wasser stürzen, um einige der von dem Pascha hineingeworfenen Silbermünzen zu erhaschen. — So war es vor vierzig Jahren, ob heute noch die Erinnerung an die alten Menschenopfer, die dem Nil gebracht wurden, fortlebt und wie die Feier begangen wird, mögen andere erzählen.

Mit einigen der zu gleicher Zeit mit mir eingetroffenen Mitgliedern der Expedition machte ich einen kurzen Ausflug nach den Pyramiden von Gizeh und Sakkara und den auf dem andern Ufer des Nils liegenden Steinbrüchen von Turra, aus denen das Material zu den Pyramiden entnommen worden ist. Die in ziemlicher Höhe gelegenen gewaltigen Aushöhlungen geben einen Begriff von den Arbeitskräften, die zum Brechen der Steine und zum Transport derselben nach dem Plateau, auf dem die Pyramiden stehen, erforderlich gewesen sein müssen. Übrigens verdanken wir es nur dem Erbauer des vorerwähnten Barrage, einem Franzosen, Mougel Bey, daß uns diese Denkmäler des Altertums erhalten geblieben sind, denn Mohammed Ali wollte die Steine derselben zum Bau des Barrage benutzen und ist nur durch Mougel Beys Erklärung, daß das Baumaterial auf andere Weise billiger beschafft werden könne, von der Ausführung dieser Idee abgehalten worden. Sonst ist von unserm Ausfluge nur zu bemerken, daß einer der Teilnehmer an demselben sich hartnäckig weigerte, an der Seite des Zelts zu schlafen, an der sich die in der Nacht zugeknöpfte Thüröffnung befand, da er behauptete, dort mehr als anderswo den Angriffen von Skorpionen und Schlangen ausgesetzt zu sein.

Am 30. Mai fuhr ich von Kairo wieder nach Alexandrien meinem Chef entgegen, der mit seinem Neffen, Bunsen und Richt-

hofen am 1. Juni auch mit dem Lloyddampfer Amerika eintraf. Ein paar Tage vergingen rasch mit Besuchen und Besichtigungen der wenigen Sehenswürdigkeiten und am 6. traten wir, begleitet von unserm Generalkonsul Legationsrat König, die Reise nach Kairo an. Unterwegs trafen wir in Kafr-ez Zejjat, wo man frühstückte, den damals noch nicht auf der Höhe seines Ruhms stehenden Erbauer des Suezkanals, an dem am 25. April 1859 der erste Spatenstich geschehen war, Herrn von Lesseps. Wer die Schwierigkeiten kennt, denen dieser außerordentliche Mann bei dem Bau des Suezkanals begegnete und die er überwand und wer weiß, welche glänzenden Ergebnisse das Unternehmen, das in den ersten zehn Jahren mit Defizits von zehn Millionen Franken und mehr arbeitete, schließlich gehabt hat, der wird sich kaum wundern, daß der Mann, der solches durchgemacht und geleistet, bei dem späteren Unternehmen, dem Bau des Panamakanals, nur die Fertigstellung desselben um jeden Preis im Auge hatte, da er nach früheren Erfahrungen annehmen konnte und durfte, daß die finanziellen Ergebnisse auch dieses Kanals beträchtlich genug sein würden, um alle aufgewendeten Kosten und sonst gebrachten Opfer reichlich zu ersetzen. Lesseps hat diese Ueberzeugung schwer büßen müssen, wenngleich an ihm mehr gesündigt worden ist, als er selbst gesündigt hat, aber die Welt wird dem Erbauer des Suezkanals stets den Dank schulden, der dem gebührt, der Handel und Verkehr neue Wege weist und öffnet.

In Kairo wohnten wir diesmal in dem ebenfalls an der Ezbekieh gelegenen Hôtel d'Orient, das ruhiger und darum vornehmer war als das englische Hotel, in dem namentlich bei Ankunft und Abgang der Ueberlandpost ein wüstes Leben und Lärm zu herrschen pflegten. Die Ezbekieh war damals noch nicht der Schmuckplatz, der sie heute ist, und statt des Opernhauses, das heute ihre Mitte einnimmt, war 1860 dort eine Art sumpfigen Gestrüpps, das in den Abendstunden allerhand Gesindel anzuziehen pflegte. Um den größeren Teil des Platzes ging ein tiefer, gemauerter Abzugsgraben, über den nur ein paar schmale Stege führten, den man aber

meistens übersprang, um zu einem der griechischen oder arabischen Cafés, Holz- oder Mattenbuden zu gelangen, in denen Kaffee, Raki (türk. Schnaps) und Absinth, sowie Schischehs, die arabischen Wasserpfeifen, zu haben waren. Vor einem oder dem andern dieser Etablissements, manchmal vor allen spielten arabische Musikanten, deren Instrumente, eine Flöte, eine Geige und die Darabukka, eine Handtrommel, die aus einem über einen Topf gespannten Fell besteht, einen Lärm machten, den man sich leichter vorstellen als beschreiben kann.

Auch in Kairo füllten Besuche und Ausflüge unsere Zeit aus; an einem der letzteren nach den Pyramiden, für den ich als Führer dienen sollte, konnte ich leider nicht teilnehmen, da ein alter Freund, das Wechselfiber, das ich mir 1847 als Kind in Stettin geholt hatte und bis zum Jahre 1866 nie ganz losgeworden bin, mir wieder einmal einen Besuch abstattete. Dafür konnte ich aber einige Tage später als Retter in der Not auftreten und ein arabisches Fest, Fantasia, wie der Gattungsname für alles ist, bei dem Lärm gemacht wird, arrangieren helfen, das ohne mich ins Wasser gefallen wäre. In Kairo gewesen zu sein und keine arabischen Tänzerinnen gesehen zu haben, heißt gerade so viel als in Sevilla oder Moskau die Zigeunerinnen nicht haben tanzen sehen. Merkwürdigerweise sind auch in Aegypten die Tänzerinnen, die dem Stamm der Ghawàzi angehören, die Kartenschlägerinnen, Wahrsagerinnen, Kesselflicker, Schlangenfänger, Affenführer, Hausierer und Pferde- und Eselhändler, Zigeuner, die so in der ganzen Welt dieselben Handwerke auszuüben scheinen und es in allen Klimaten mit den Begriffen von Mein und Dein nicht sehr genau zu nehmen pflegen. Ich hatte bei meinem ersten Aufenthalt in Kairo Gelegenheit gehabt, bei einem Fest eine der hübschesten Priesterinnen der ägyptischen Terpsichore kennen zu lernen, was mir jetzt zu statten kommen sollte. Es stellte sich nämlich heraus, daß es zu der in Aussicht genommenen Fantasia an den Tänzerinnen fehlte, die der Arrangeur des Festes schließlich erklärte nicht herbeischaffen zu können, da in der letzten Zeit verschärfte Polizeibestimmungen die arabischen

Schönen sehr vorsichtig und scheu gemacht hätten. Bekanntlich hatte schon Mohammed Ali die ganze Sippe der Tänzerinnen wegen ihres leichtsinnigen Lebenswandels und der Verleitung anderer zu einem solchen nach Oberägypten verbannt, und dies Gebot war nie zurückgenommen worden. Diejenigen Tänzerinnen, die sich trotzdem noch in Kairo aufhielten und dort geduldet wurden, waren daher jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, ihren verbannten Gefährtinnen nachgeschickt zu werden, und es war daher nur natürlich, daß sie sich scheuten die Augen der Polizei zu sehr auf sich zu ziehen. Da fiel mir glücklicherweise meine frühere Bekanntschaft, Sanube el Saatie, die Tochter des Uhrmachers ein, und meinem Zureden gelang es nach vieler Mühe und nur, nachdem ich bestimmt versprochen hatte, sie und ihre Gefährtin wieder sicher nach Hause zu geleiten, sie und eine andere Tänzerin zu veranlassen, unser Fest zu verschönen. Alles verlief programmmäßig, der Wind rauschte in den Wedeln der Palmen, der Mond schien, die Lampions, mit denen der Kiosk erleuchtet war, blakten nicht zu sehr, und Sanube tanzte alles von dem einfachsten Tanze, bei dem nur die Bauchmuskeln zittern und vibrieren, während die Tänzerin mit erhobenen Armen sich auf den fast unbeweglichen Füßen langsam weiterschiebt, bis zum Nachl la Ho, dem Bienentanz, den die Tänzerin mit ängstlichem Schlagen nach dem sie umsummenden Bienchen beginnt und von dem Sir Edmund Arnold in „The Rajpoot Wife" singt:

„And all before the Muslims, wagging their goatish chins,
The Rajpoot Princess set her to the „bee-dance " that begins —,
„If my love loved me, he should be a bee,
I the yellow champak, love the honey of me."
All the wanton movements danced she of that dance;
Not a step she slighted, not a wanton glance;
In her unweiled bosom chased the' intruding bee,
To her waist — and lower — she! a Rajpoot, she!"

Schließlich klebten wir Sanube und ihrer Gefährtin, wie die Sitte dies erheischt, von den kleinen papierdünnen Goldmünzen des Landes auf Stirn und Wangen, während unser Chef ihre Hände mit Silber füllte. Dann brachte ich die Gesellschaft, die beiden

Tänzerinnen, zwei Diener, wahrscheinlich ihre Gatten, und drei Musikanten nach Hause, eine durchaus nicht überflüssige Vorsicht, da wir unterwegs einer von dem Polizeipascha selbst geführten Patrouille begegneten und es nur meiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Herrn zu verdanken war, daß meine Begleiterinnen der Verhaftung und Schlimmerem entgingen. Die arme Sanube; ein Jahr später forderte sie ein anderer höherer Herr, der kein Weigern kennt, zum Mitgehen auf, und als ich 1862 wieder durch Kairo kam, hörte ich, daß sie an der Cholera gestorben und längst begraben und vergessen sei.

Am 18. Juni fuhren wir nach Suez. Bei dem Bau der dorthin führenden Bahn, die 1855 begonnen und 1858 vollendet wurde, sind bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, die sich einerseits aus der Notwendigkeit ergaben, die Gießbäche zu vermeiden, die sich nach den im Winter häufigen Platzregen vom Gebirge in die Niederung zu ergießen pflegen und anderseits in dem sonst absoluten Wassermangel auf der ganzen Strecke ihren Grund hatten. Ein anscheinender Widerspruch, aber ein thatsächlich vorhandener Zustand. Früher, ehe die Eisenbahn vollendet war, brachten lange Kamelzüge Schläuche mit Nilwasser nach Suez, und es ist vorgekommen, daß man für einen solchen drei Eimer haltenden Schlauch bis hundert Franken bezahlte. Die in der Nähe von Suez auf der andern Seite der Bai liegende Mosesquelle, Ain Musa, die Moses mit dem Schlag seines Steckens hervorgerufen haben soll, konnte nur wenig Wasser liefern. Seit der Fertigstellung der Bahn brachte dieselbe das für ihren eigenen Bedarf und den der Bevölkerung von Suez notwendige Wasser in eigens zu dem Zweck gebauten Wagen, aber für die am Suezkanal beschäftigten Arbeiter, deren Zahl 20 000—25 000 betrug, waren noch 1862 täglich 1600 Kamele mit der Herbeischaffung des erforderlichen Trinkwassers beschäftigt, was eine tägliche Ausgabe von 8000 Franken für diesen Zweck allein verursachte. Am 29. Dezember 1863 wurde der Süßwasserkanal eröffnet, der von Zagazig am Nil nach dem Timsachsee und von dort an den Bitterseen und dem Schiffahrtskanal

entlang nach Suez führt. Vom Timsachsee wird das Trinkwasser in zwei Röhren nach Port Said geleitet. Seit 1868 ist die alte Bahn von Kairo nach Suez aufgegeben, die neue führt über Ismailia, der am Timsachsee seit dem Bau des Kanals neu entstandenen Stadt.

Früher wurden die Passagiere der englischen Dampfschiffe zwischen Suez und Kairo in kleinen, an den Seiten offenen Wagen befördert, von denen jeder sechs Personen aufnehmen konnte. Die Fahrt durch die Wüste dauerte 16—18 Stunden, und es machte einen eigentümlichen Eindruck, die sonnenverbrannten bestaubten Reisenden, in phantastischen Kostümen und Sonnenhüten mit wehenden grünen und blauen Schleiern, in Kairo ankommen zu sehen; bis ihr auf Kamelen befördertes Gepäck nach zwei oder drei Tagen nachfolgte, sah man nur sie, Männlein und Weiblein, auf allen Straßen und Plätzen und die Bar in Sheppard's Hotel war fortwährend von durstigen Gästen umringt, die den Staub der Wüste durch häufige und lange Libationen herunterzuspülen suchten. Jetzt ist das Bild verschwunden, und der Reisende, der ankommt oder abgeht, sieht so alltäglich aus, als wenn er mit der Bahn in Berlin oder Paris ankäme.

Wir benutzten zur Fahrt nach Suez einen der Abendzüge; ich hatte meine Gefährten auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, sich für die Fahrt mit wärmerer Kleidung und Decken zu versehen und war, wie das Propheten meistens zu gehen pflegt, für meine Warnung ausgelacht worden. Die Begriffe Wüste und Kälte schienen unvereinbar, und ein Fächer war das einzige, dessen man zu bedürfen glaubte; ich hatte, als die Sonne untergegangen war, den Triumph, meinen Plaid mit den andern Insassen des Coupés teilen zu können.

In Suez brachten wir zwei Tage in dem nach arabischer Weise mit einem Mattendach bedeckten inneren Hofe, auf den eine breite Veranda ging, versehenen Penisular- und Orientalhotel zu, dem Rendezvous aller nach Osten gehenden oder von dort kommenden Reisenden. Der Hof diente als Schank-, Speise- und Wohnzimmer, oft für eine viel größere Anzahl von Personen

als er fassen konnte, und da das Wasser und alle anderen Getränke bei dem Mangel an Eis oder sonstigen Kühlungsmitteln lauwarm waren, so läßt sich die Stimmung der dortigen Reisenden bei einer Temperatur von + 25 ⁰ R. im Schatten leicht denken; ein heißer über die Wüste hinstreichender Wind machte unsern Aufenthalt zu einem ganz besonders ungemütlichen. In und um Suez selbst sah man keinen Baum oder Strauch, nicht einmal einen Grashalm, nur auf der andern Seite der Bai bei der Mosesquelle standen einige Palmen. Seit der Vollendung des Süßwasserkanals ist das anders und besser geworden, aber 1860 war das wunderbare Farbenspiel des rechts liegenden Gebel Attakah und der auf der andern Seite sich hinziehenden Kette der Sinaihalbinsel, die je nach der Beleuchtung in den wunderbarsten Nuancen von Rot und Violett schillerten, die einzige Abwechslung in der trostlosen Öde von Gelb und Braun, die dadurch noch eintöniger wurde, daß das Wasser bei Ebbe so weit zurücktrat, daß man hinter dem grauen Schlickgürtel nur eine schmale blaue Linie sah, die das ewige Meer darstellte. Bei einem unserer Spaziergänge fanden wir am Ufer den abgeschnittenen Kopf eines gewaltigen Hais, dessen Anblick uns die Gefahren der Tiefe in anschaulichster Weise in Erinnerung brachte, ohne uns indessen die Laune zu verderben.

Der Fahrpreis von Suez nach Singapore betrug damals £ 100, d. h. über 2000 Mark; heute fährt man für weniger als drei Viertel dieses Betrags von Bremen nach Schanghai; auch für unser Gepäck hatten wir recht erhebliche Überfracht zu zahlen.

Endlich am 20. Juni wurden wir aus dem schauerlichen Suez erlöst; ein kleiner Dampfer, vollgepfropft von Menschen und Gepäck, brachte uns nach dem weit draußen auf der Rhede liegenden Dampfschiffe „Nemesis" der Peninsular- und Orientalgesellschaft, das uns dem fernen Osten entgegenzuführen bestimmt war, mich zu einem freilich durch manchen Urlaub unterbrochenen dreiunddreißigjährigen Aufenthalt in demselben, was ich, wenn es mir jemand damals vorausgesagt hätte, wohl schwerlich geglaubt gehabt würde.

II.

Von Suez nach Singapore.

Die P. & O. — Große und kleine Miseren im Roten Meer. — Robinson Schultze. — Aden. — König Salomos Cisternen. — Das Quartier der Eingebornen. — Der indische Ozean. — Ceylon. — Ein schottisches Paar. — Punto di Gallo. — Singhalesische Händler. — Nach Colombo. — Ceylonesische Spitzen. — Rasthäuser. — Galleface Hotel. — Schlangenbändiger und Gaukler. — Kaffee und Thee. — Nach Kandy. — Im Palast der Könige. — Mr. Braybrooke. — Buddhas Zahn. — Elefanten. — Nach Cornegalle. — Ein mißlungener Corral. — Elefantenjagd. -- Nuwera Eliya. — Der Adamspik. — Landblutegel. — Abschied von Ceylon. — Auf dem Ganges. — Penang. — Der Durian. — Ein durchgeschlagener Adler. — Singapore. — Unsere Schiffe.

Wenn ich heute an diese meine erste Reise nach Ost-Asien zurückdenke (ich habe den Weg dorthin über Suez vierzehnmal auf englischen, französischen und deutschen Postdampfern gemacht), so ist mir noch immer unverständlich, daß an einen gewissen Komfort gewöhnte Leute, wie die anglo-indischen Offiziere und Beamten, aus denen die Mehrzahl der Reisenden bestand, dies unzweifelhaft sein mußten, sich jahrzehntelang die Behandlung gefallen lassen konnten, wie sie auf den Schiffen der Peninsular und Oriental Steam Navigation Company, der P. & O., wie sie der Kürze halber mündlich und schriftlich bezeichnet wurde und wird, den Passagieren zu teil wurde. Die Schiffe waren an und für sich vortreffliche, nach damaligem Maßstabe unzweifelhaft erstklassige, sie waren gut bemannt und wurden vom rein seemännischen Standpunkt aus gut geführt, aber die Theorie, daß die Reisenden für das Beförderungsmittel und nicht umgekehrt das letztere für die ersteren da sei, war auf den Schiffen der P. & O. in anderswo unerreichter Weise in die Praxis übertragen worden.

Der Kapitän des Schiffes, in unserm Falle wie fast immer, ein früherer Leutnant der Kriegsmarine, stand über dem Ganzen in unnahbarer, höchstens einem Pair des Vereinigten Königreichs oder einem englischen Admiral oder General zugänglicher Höhe; die gemeine Menge, und dazu gehörten von vornherein alle Fremden, welches auch immer ihr Rang und ihre soziale Stellung sein mochten, mußten sich mit seinem Anblick begnügen, wenn er im Glanz tadelloser Wäsche, ganz zugeknöpftem Uniformüberrock, weißen Beinkleidern und ebensolchen Glacéhandschuhen, der Hahn seines Hofes, bei den sonntäglichen Musterungen und den durch die Sorge für seine Gesundheit gebotenen abendlichen Spaziergängen auf Deck erschien. Die Offiziere versuchten mit mehr oder weniger Erfolg die kühle Haltung ihres Vorgesetzten nachzuahmen. Der Purser (Zahlmeister) und der Arzt, zwei wichtige Persönlichkeiten, von denen dem ersteren die Sorge für die Unterbringung und Verpflegung der Passagiere, wie für die Beförderung ihres Gepäcks zufiel, während der letztere die schriftliche Anweisung zu erteilen hatte, wenn Speisen oder Getränke auf Deck oder außerhalb der gewöhnlichen Essensstunden verabreicht werden sollten, auch um eine Flasche andern als zu den Mahlzeiten gelieferten Weins kaufen zu können, war seine schriftliche Bestätigung, daß der Gesundheitszustand des Betreffenden diese Ausnahme erfordere, notwendig, waren nur für junge hübsche oder für ältere kokette Damen zugänglich, und da man in Berlin leider unterlassen hatte, der Expedition einige solcher Mitarbeiterinnen mitzugeben, waren wir ganz auf die Stewards, Kellner, angewiesen. Man muß erlebt haben, mit welcher souveränen Verachtung dieselben um 6 Uhr morgens dem noch in der Koje liegenden Passagier eine Tasse Thee oder Kaffee, beide stammten ersichtlich aus demselben Kessel und in der Untertasse schwamm oft neben einem halb aufgeweichten Biskuit ein ganz ertränkter Schwabe, auf den Leib setzten oder um 9 Uhr abends dem lesenden oder schreibenden Passagier ohne ein Wort der Warnung oder Entschuldigung das Licht vor der Nase wegnahmen, um sich wenige Minuten später auf den Tischen im Salon, die auch als Eßtische dienten, ihre Lagerstätten zurecht zu machen,

um einen Begriff von dem Gift zu bekommen, das sich auf solcher Reise gegen diese Gesellschaft selbst im taubenherzigsten Passagier ansammelte. Die Unterbringung der Reisenden war erbärmlich, sie wurden, obgleich Platz genug vorhanden war, zu zweien und dreien in eine Kabine gepfercht, und keine neue Kabine wurde geöffnet, bevor die vorhergehende nicht ihre vorgeschriebene Anzahl Insassen erhalten hatte. Für zwei oder drei, manchmal sogar vier Menschen sind ein einziger ganz kleiner Waschtisch und ein im Verhältnis noch kleineres Glas und für die Person ein und ein halbes Quart Wasser und ein Handtuch von der Größe eines mäßigen Schnupftuchs in in den Tropen wirklich nicht genügend. Auch mit der Badegelegenheit war es nicht besser bestellt. Ein Bad ist an Bord nicht nur ein großer Genuß, sondern eine absolute Notwendigkeit, wenn auch das Seewasser, und anderes war damals nicht zu haben, die Reizbarkeit der Haut sehr erhöht und dadurch leicht zu dem Ausbruch des unter dem wenig poetischen Namen „roter Hund“ bekannten Hitzausschlages beitragen kann. An Bord der P. & O.-Schiffe gab es früher für alle männlichen Passagiere nur zwei Badezellen, die in dem heißesten Teil des Schiffes, bei der Maschine, gelegen waren. Auf unserer Fahrt litten wir weniger unter diesem Mangel, weil die Zahl der Passagiere eine verhältnismäßig geringe war, aber ich habe es auf anderen Fahrten erlebt, daß zwanzig und mehr Passagiere jeder mit seinem einzigen Handtuch bewaffnet in dem überheizten Gange vor jeder Badezelle Queue machten und daß, sowie sich die Thüre einer derselben hinter einem Glücklichen geschlossen hatte, der nächste anfing mit den Fäusten gegen dieselbe zu trommeln, um den Insassen zur Eile anzutreiben.

Eine Einrichtung, die auf den P. & O.-Dampfern bestand und auf alle anderen Schiffe auf diesen Linien übergegangen ist, war die, daß vor acht Uhr morgens und nach neun Uhr abends den männlichen Passagieren der Aufenthalt auf Deck in dem im ganzen Osten üblichen Schlafanzuge, Pyjamas, d. h. einer langen weiten Hose und einer vorn mit Knebeln geschlossenen kragenlosen, langen, weiten Jacke aus Flanell, Baumwollenstoff oder Ponjee, gestattet war. Ein solcher

Anzug erlaubt in den heißen Nächten ohne Decke zu schlafen und sich doch nicht der Gefahr einer Erkältung auszusetzen. Den Damen stand natürlich Ähnliches frei, und wenn die Engländerinnen sich auch gegen den Gebrauch dieser Freiheit sträubten, habe ich doch manche niedliche Französin und rundliche Holländerin, die ersteren in eleganter Morgentoilette oder dem japanischen Kimono, die letzteren im javanischen unterrockartigen Sarong mit der spitzenbesetzten Nachtjacke unserer Vorfahrinnen und bloßen Füßen die Gelegenheit benutzen sehen, in leichterem Anzuge Luft zu schöpfen.

Viele der Passagiere, Männer und Frauen, namentlich solche, welche aus Indien kamen, schliefen in der heißen Jahreszeit auf Deck, wo für die Frauen dafür ein zeltartiger Verschlag aus Segeltuch errichtet wurde, was allerdings den Nachteil hatte, daß jeder Regenguß oder jede Spritzwelle sie von dort verscheuchte und sie in jedem Fall bei Beginn des Deckwaschens, um fünf Uhr morgens, den Matrosen das Feld räumen mußten. Das Fehlen jeglicher Beleuchtung auf dem Quarterdeck, dem Hinterteil des Schiffes, machte diese Schlafangelegenheit für zartbesaitete Gemüter etwas bedenklich; erst nachdem die Messageries Maritimes mit gutem Beispiele vorangegangen waren, entschloß sich auch die P. & O. zum Anstecken einer Nachtlampe, einer einzelnen Laterne, der böse Münder den nicht unbezeichnenden Namen der „Antiflirtation Lantern" beigelegt haben. Ich habe es stets vorgezogen, die Nacht in der Kabine zuzubringen, um fünf Uhr morgens aufzustehen, mein Bad zu nehmen und dann die frühen Morgenstunden, die einzigen wirklich kühlen und erfrischenden des Tages in dem vorangegebenen leichten Kostüm auf Deck zu verbringen.

Da in den Kabinen, namentlich wenn man dieselben mit einem oder zwei anderen Passagieren teilen mußte, nur wenig Gepäck untergebracht werden konnte, wurde der Platz im Raum des Schiffes, in dem das persönliche Gepäck der Passagiere bunt übereinander gehäuft lag, einmal in der Woche für wenige Stunden geöffnet; es blieb dann jedem überlassen, in denselben hinabzuklettern und zu versuchen, das gewünschte Gepäckstück zu finden; eine Expedition, von

der man oft erfolglos, immer aber in Schweiß gebadet und in einem Zustande vollständiger Auflösung zurückkehrte. Heute steht, wenigstens auf den deutschen Dampfern, das Gepäck, das die Passagiere als während der Reise notwendig bezeichnet haben, in einem leicht zugänglichen Raume im Zwischendeck, so daß auch die Damen zu jeder Stunde bequem an ihre Koffer gelangen können. Außerdem befindet sich auf den N. D. L.-Schiffen meistens ein chinesischer Wäscher, der wenigstens die unentbehrlichsten Sachen, namentlich für Kinder, waschen kann.

Da so zu sagen Kriegsschiffs-Disziplin auf den P. & O.-Schiffen herrschte, war auch das Rauchen natürlich nur an bestimmten Plätzen hinter dem Schornstein und zu bestimmten Stunden gestattet, in denen auch die Mannschaft rauchen durfte und zu denen ein Laskar mit brennender Lunte erschien, um anzudeuten, daß Raucher jetzt für eine Stunde sich dem sonst verbotenen Genusse hingeben dürften.

Die Mannschaft des Schiffes bestand zum größten Teil aus Laskaren, indischen Matrosen, die mit ihren schlanken Gestalten und braunen Gesichtern besonders an den Sonntagen, in weißen engen Hosen und weißen langen Kitteln, mit einem roten Taschentuch anstatt des Gürtels, bloßen Füßen und bunten Kappen recht eigentümlich und nicht unvorteilhaft aussahen.

Wenn so für den äußeren Menschen nicht besonders gesorgt war, ging es dem inneren nicht viel besser. Das Essen war englisch und schlecht, hauptsächlich wohl auch wegen des aus Alexandrien oder Indien stammenden minderwertigen Materials. Um neun Uhr wurde gefrühstückt mit warmem und kaltem Fleisch, Eiern, Thee und Kaffee, Toast, Butter und Eingemachtem, meistens Orangenmarmelade; um ein Uhr war das Tiffin, wie in Indien das zweite Frühstück genannt wird, Käse, Brot und Früchte, die letzteren meistens schlecht, dazu Ale und Porter als Getränk, um 4 Uhr das Diner, eine verpfefferte Suppe, selten Fisch, gebratenes oder gekochtes Hammel-, Rind- und Schweinefleisch, Enten, Hühner, alles von mageren Tieren, und da an Bord geschlachtet wurde und kein Eis vorhanden war, das Fleisch also schnell verzehrt werden mußte, zäh und hart,

Kartoffeln und englische, ohne Butter und Salz zubereitete Gemüse, Reis und Currie, ein Gericht, das unsere europäischen Gaumen noch nicht zu würdigen verstanden, ein englischer d. h. ungenießbarer Pudding oder „Rolle" und zum Dessert Früchte d. h. meistens Rosinen und Mandeln. Dazu als Getränk während des Essens Ale und Porter, beim Dessert Sherry, Portwein und sehr schwerer Rotwein. Um sieben Uhr wurden kaltes und warmes Wasser, Zucker, Portwein und Brandy zur beliebigen Benutzung auf den Tisch gesetzt, was eine ganze Anzahl der jüngeren Passagiere benutzte, um sich allabendlich einen Spitz anzutrinken. Und das alles bei einer Temperatur von 22—30° R im Salon und in den Kabinen! Die Freuden der Mittagszeit wurden dadurch nicht erhöht, daß jeder das vor ihn hingestellte Stück Fleisch oder Geflügel für die Tafelrunde tranchieren mußte und man in jedem Augenblick durch ein „Ein Stück für eine Dame, Sir" oder „Ein Bein für einen Herrn, Sir" gestört wurde. Wir hatten denn auch das Motto der P. & O. „Quis separabit" über einem etwas tauartig ausgefallenen Meer mit einer aufgehenden Sonne, das sich auf allen Tellern befand, mit „Wer kann's zerschneiden" in unser geliebtes Deutsch übertragen. Servietten gehörten bei den Mahlzeiten an Bord der P. & O.-Schiffe zu den unbekannten Luxusartikeln.

Ich habe mich so ausführlich über das ausgelassen, was auf den englischen Schiffen dem innern und äußeren Menschen geboten wurde, weil einerseits auf dem Meere weit mehr als auf dem Lande Essen und Trinken eine große, wenn nicht die größte Rolle spielen und dann, weil es immer interessant und wohl auch lehrreich ist, das was die Vergangenheit bot, mit dem zu vergleichen, was die Gegenwart bietet. Auch auf den Schiffen der P. & O. haben sich die Zustände gebessert, wenn sie sich auch, was Komfort und Behaglichkeit anbetrifft, noch nicht mit den auf den französischen und noch weniger auf den deutschen herrschenden messen können. Auf dem Norddeutschen Lloyd entspricht die Verpflegung an Reichhaltigkeit und Güte der in einem Hotel erster Klasse; die Preise für Speisen und Getränke sind im allgemeinen billiger als am Lande

und da auch Eis für alle Zwecke zur Verfügung steht, ein Luxus, den man früher auf der P. & O. nicht kannte, entbehrt man nichts, was man vernünftigerweise beanspruchen kann, und hat sogar vieles, was die meisten Reisenden als einen in ihrem Verhältnis nicht erreichbaren Aufwand zu entbehren gewohnt gewesen sind.

Trotz der mancherlei größeren und kleineren Miseren, die das Leben an Bord für den daran noch nicht gewöhnten Passagier so mit sich brachte, war die Reise doch für mich und ich glaube für die meisten jüngeren Mitglieder unserer Gesellschaft eine sehr genußreiche. Die Neuheit der Umgebung, der Verkehr mit den andern Passagieren, unter denen sich auch ein paar von einer Reise nach England zurückkehrende indische Prinzen befanden, der öde und unheimliche Charakter der Küsten und Inseln, die wir passierten, und der Beweis wirklich vorhandener Gefahr in der Gestalt von den Wracks mehrerer Dampfer, die wir aus nächster Nähe sahen, trugen dazu bei, uns die Hitze, das Gefühl der Ermüdung, das von jeder längeren Seereise unzertrennbar ist, und die mancherlei Unbequemlichkeiten, unter denen wir zu leiden hatten, vergessen zu machen. Wir hatten außerdem genug Ursache, uns zu freuen, daß der ursprüngliche Plan unseres Chefs, denselben Dampfer wie der englische und französische Botschafter, Lord Elgin und Baron Gros zu benutzen, die nach China gingen, um den Sohn des Himmels zur Vernunft zu bringen, durch einen Zufall nicht zur Ausführung gekommen war. Als der Dampfer Malabar, welcher die beiden Herren und ihr Gefolge trug, den Hafen von Pointe de Galle verließ, wurde er, da er nicht genügend Dampf aufhatte, auf einen der Felsen geworfen, an denen der kleine Hafen überreich ist; der Kapitän versuchte sein Schiff auf der andern Seite der Rhede auf den Strand zu setzen, aber der Malabar sank, ehe er dieselbe erreichen konnte, und die Passagiere retteten nichts als das nackte Leben, ja Lord Elgin verlor sogar seine Vollmachten, da er bei dem Versuche sie zu retten eine Handtasche mit schmutziger Wäsche statt einer andern mit den kostbaren Dokumenten ergriffen hatte.

Die Gefahr, der wir so entgangen waren, wurde uns dadurch

ganz besonders vor Augen geführt, daß wir den Taucher an Bord hatten, der sich mit seinem Apparat, damals verhältnismäßig noch eine Neuheit, nach Galle begab, um zu sehen, was mit dem Wrack des Malabar geschehen könne. Der Mann, der sich Robinson nannte, in dem wir aber unter dieser fremden Bezeichnung ein echtes Berliner Kind Namens Schultze entdeckten, erzählte uns allerhand Geschichten aus seiner Laufbahn als Taucher, in der auch verschiedene Haie eine Rolle spielten, denen er aber nach seinen Angaben in seinem Anzug mit dem behelmten Kopfe zu ungemütlich für nähere Bekanntschaft vorgekommen war. Am meisten verkehrten wir freilich unter uns und plauderten von dem, was die Gegenwart bot und die Zukunft uns bringen konnte. Unsere Gesellschaft hatte in Kairo einen sehr angenehmen Zuwachs erhalten in der Person des Dr. med. Lucius (des späteren Ackerbauministers), der soeben den spanisch-marokkanischen Feldzug mitgemacht hatte und auf dem Wege zu den englischen Truppen nach China war; er hatte im Sturm unser aller Herzen gewonnen und da der Gesandtschaft kein Arzt beigegeben worden war und er sich bereit erklärt hatte, die Stelle eines solchen während der Dauer der Expedition zu übernehmen, hatte unser Chef ihn vorläufig als solchen angestellt, bis die erbetene und bald erteilte Genehmigung des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten eintraf.

Aden, wo wir am 25. Juni eintrafen, machte mit seinen zerrissenen Felsenmassen einen tiefen Eindruck auf uns; es schien ein Stück der Hölle, das eine furchtbare Umwälzung der Natur an die Oberfläche der Erde gebracht hatte und wohl geeignet, den Hintergrund für eine von Dorés Zeichnungen zu Dantes Inferno abzugeben. Die Nacht, in der wir in Aden ankamen, war mondhell, aber mit schwarzen Monsunwolken am Himmel, die von Zeit zu Zeit an der glänzenden Scheibe vorbeizogen und ihre tiefen Schatten auf die Klippen und Risse der Berge unter ihnen warfen und den Eindruck eines phantastischen Tanzes unzähliger Mengen unreiner Geister hervorriefen, die nach Tausenden von Jahren den Platz wieder besuchten, an dem sie gewohnt gewesen waren, ihre Kurzweil zu

treiben, bis König Salomo sie überwand und in die Verbannung sandte.

Die Scene am nächsten Morgen war, wie das meistens in Aden der Fall zu sein pflegte, eine sehr belebte, in der Somalibengel und arabische Juden mit ihren fremdartigen und doch bekannten Gesichtern den Vordergrund füllten. Die schwarzen Jungen mit dem glänzenden Weiß ihrer Augen und Zähne und den wolligen, roth gefärbten gewaltigen Haarschöpfen umschwärmten das Schiff in ihren kleinen Kanoes, deren Insassen, sobald ein Passagier sich zeigte, ihn mit dem gellenden Ruf „throw a sixpense, throw a sixpense“, „Wirf einen Sechser“ begrüßten. Der Fall einer Münze ins Wasser war für die ganze Bande das Zeichen, sich kopfüber ins Meer zu stürzen, man sah für einen Augenblick nur schwarze Beine über dem schäumenden Wasser, dann wurde es für einen Augenblick ruhig, und gleich darauf tauchten die roten Köpfe auf, und ihre Besitzer kletterten wieder in die Bote, was sie mit großer Geschicklichkeit thaten. Der glückliche Sieger, der die Münze erwischt hatte, ehe sie noch auf den Boden des Meeres gesunken war, nahm sie aus dem Munde, wo er sie während des Auftauchens verwahrt gehabt hatte, um sich von dem Wert des errungenen Preises zu überzeugen, und es war sehr komisch zu sehen, mit welcher ungespielten Entrüstung er die Münze von sich schleuderte, wenn ein wenig strupulöser Passagier ihn mit einer kupfernen statt mit einer silbernen angeführt hatte. Trotzdem der Hafen von Aden unzweifelhaft viel von Haifischen besucht wird, sind Unglücksfälle unter diesen Bengeln, schöne, schlanke, schwarze Gestalten, selten. Ich habe aber doch einen gesehen, den ich aus früheren Besuchen kannte, dem ein Hai das eine Bein hoch über dem Knie abgerissen hatte.

Die Juden, die das Schiff mit Sturm nahmen, sowie der Anker gefallen war, brachten Straußenfedern und Eier, Antilopenhörner zu Stöcken verarbeitet, vielfarbige, aus Binsen geflochtene Körbe und madegassische Matten, in Madagaskar gefertigt; mit ihren wachsgelben Gesichtern, den gebogenen Nasen und langen schwarzen

Seitenlocken sahen sie ihren Glaubensbrüdern in Galizien und Russisch-Polen lächerlich ähnlich, obgleich sie statt der schwarzen fettigen Kaftane und Kappen der letzteren weiße Kleider und bunte Mützen trugen. Sie sind vielleicht die Überbleibsel jener arabischen Stämme, die sich zur jüdischen Lehre bekannten und die zum Teil durch Mohammed ausgerottet wurden; 700 von dem Stamme der Koraida wurden auf dem Marktplatz ihrer Stadt lebendig begraben, nachdem sie sich nach einem tapfern Widerstande von 25 Tagen auf Gnade und Ungnade hatten ergeben müssen, während Tausende ihrer Glaubensgenossen gezwungen wurden, nach Syrien auszuwandern, nachdem sie ihre Städte und Dörfer zerstört gesehen hatten.

Die Fahrt nach der Stadt Aden, die hinter der vom Hafen gesehenen Bergkette in dem Krater eines ausgebrannten Vulkans liegt, war sehr interessant; die Straße, eine vortreffliche wie alle, die man in den britischen Kolonien findet, führte ziemlich steil zwischen an einigen Stellen senkrechten Felswänden hinan und schließlich durch einen engen, durch ein massives Thor geschlossenen Paß; von dort an bergab in die sandige Ebene des Kraterbodens. Dort befanden sich auch die Quartiere der britischen Truppen, während ein eingeborenes indisches Regiment unter Zelten in der Nähe der Rhede lagerte. Die größten Merkwürdigkeiten, auf die man uns ganz besonders aufmerksam machte, waren zwei kleine armselige Bäumchen, die vor dem Hause des kommandierenden Offiziers standen, und die an den sogenannten Zisternen König Salomos begonnenen Arbeiten. In einem engen Thale waren die Reste alter Bauwerke gefunden worden, die sich als eine Reihe von Becken, ungefähr fünfzig an der Zahl, eins über dem andern, erwiesen hatten, die seit der Zeit bestanden haben dürften, in der Aden als eine Stadt der Paläste und als ein wichtiges Handelsemporium galt, das die Portugiesen unter Albuquerque zu Anfang des 16. Jahrhunderts vergeblich den Arabern zu entreißen versucht hatten. Die Arbeit der Ausräumung dieser Becken von dem Schutt, mit dem sie angefüllt waren, und ihrer Ausbesserung hatte nicht lange vor unserem Besuch begonnen, und man zeigte uns mit großem Stolz einige Halme halbverdorrten

Grases, die aus einer Spalte des sonnenverbrannten Felsens hervorsproßten, als das erste Zeichen des in diese unfruchtbare Öde zurückkehrenden Lebens. Heute ist das Werk seit einer Reihe von Jahren vollendet, und ein kleiner Garten, eine wahre Oase in der Wildnis von Felsen und Steinen, liefert einen beredten Beweis für die stets belebende Kraft des Wassers. Bis diese Zisternen wieder hergestellt worden waren, mußte man sich in Aden fast ganz mit destilliertem Wasser begnügen, und ein Bad pflegte damals zwischen 7 und 10 Rupien, 14—20 Mark, zu kosten.

Weit interessanter als das europäische Viertel in Aden war das der Eingebornen und in demselben besonders der Teil, in dem die leichtsinnigen Töchter Afrikas und Arabiens die Besuche ihrer Liebhaber einer Stunde erwarteten. Der Platz stieß an den Bazar der Eingebornenstadt und war weder sehr reinlich oder wohlriechend noch machte er sonst einen besonderen Eindruck, aber die barbarischen Verzierungen der schwarzen und braunen Schönheiten, die vom Kopf bis zu den Füßen mit schweren silbernen Ketten, Halsbändern, Arm- und Fußringen behängt waren, in die große Korallen oder Bernsteinperlen in roher Arbeit befestigt waren, die dicke Ringe durch Nase und Ohren trugen und deren Wangen zum größeren Schmuck mit breiten durch Messerschnitte verursachten Narben verziert waren, gaben dem Ganzen einen so malerischen Anstrich, wie ich ihn selten an andern Orten gefunden habe. Die jungen Somalistutzer mit ihren kleinen runden Schilden aus Elefanten- oder Nilpferdhaut, ihren mit Silber geschmückten Lanzen und Messern, ihren Halsbändern, die aus einem Lederriemen und daran hängendem Stück Bernstein von der Größe eines Tauben- oder Hühnereies bestanden, ihren am linken Oberarm befestigten silbernen oder ledernen Amulettbüchsen und vor allen mit ihrem Kopf voll brennendroter Haare, trugen nicht wenig zur originellen Färbung der Eingebornenstadt bei.

Die Offiziere der Garnison führten 1860 ein sehr einförmiges Leben; Ausflüge in die nächste Umgebung konnten nur unter einer starken militärischen Eskorte und auch dann nicht ohne Gefahr unternommen werden. Heute ist das alles geändert; ein gewisser Grad

von Sicherheit herrscht in einem größeren Umkreise, und die fruchtbare Landzunge, die Aden mit dem Festlande verbindet, bietet eine um so angenehmere Gelegenheit zu Ausflügen, als auf ihr ein Sanatorium für die englischen Truppen errichtet worden ist.

Unsere erste Bekanntschaft mit dem Indischen Ozean war keine angenehme. Als wir Aden spät abends verließen, war die See ganz ruhig und alle Pforten offen, um den Passagieren möglichst viel frische Luft zu geben; kaum aber waren wir in der offenen See, als uns die volle Kraft des Monsuns traf und wir, ehe die Stewards die Pforten schließen konnten, genug Wasser in die Kabinen bekommen hatten, um, was von unseren Sachen herumlag, gründlich zu durchnässen.

Im allgemeinen kann ich von diesem zweiten Teil der Reise sagen, daß er sich als recht einförmig und langweilig erwies, das Leben an Bord hatte den Reiz der Neuheit verloren, die Seekrankheit, das grüne Scheusal, war erschienen und hatte bei der hochgehenden See mehr als ein Opfer in unserer kleinen Gesellschaft gefordert, und wenn ich auch zu denen gehörte, die von ihr ganz verschont blieben, so fand ich doch bald, daß das Leben auf einem Schiff, auf dem alle Öffnungen hermetisch verschlossen sind und eine Temperatur von 100° F. herrscht, aufhört ein Vergnügen zu sein. Zu der Zeit, von der ich schreibe, dauerte eine günstige Fahrt von Aden nach Galle durchschnittlich elf Tage, während die Passagiere jetzt schon anfangen zu murren, wenn sie sieben Tage unterwegs sind. Wir waren daher sehr froh, als wir am 5. Juli Ceylon, wo wir einen Monat bleiben wollten, aus dem Meere auftauchen sahen und am Nachmittag in den Hafen von Galle einliefen. Die Einfahrt in denselben ist sehr schön und erscheint doppelt so, nachdem Herz und Auge drei Wochen Zeit gehabt haben, sich von den öden Bergen und Ebenen Afrikas und Arabiens fort nach grünen Gegenden zu sehnen. Rechts streckt sich eine sandige mit Palmen dicht bestandene Küste hin, an der die Brandung hoch emporschlägt, als wollte das Meer die Wipfel der Bäume küssen, die sich zu ihm herabneigen, während links schwarze zerrissene

Klippen liegen, gekrönt von alten holländischen Befestigungen, über die dicke Laubmassen herüberragen, deren Blätter in der alles durchdringenden Feuchtigkeit glitzern und scheinen.

Ehe wir das Schiff in einem der Catamarans verließen, schmalen Kanoes mit einem großen Ausleger, d. h. einem mittels zweier gebogenen Hölzer an den Seiten des Bootes angebrachten, im Wasser schwimmenden kanoeähnlichen Stück Holz, das das Boot gegen Umschlagen schützt, keine leichte Operation in der See, die der Südwestmonsun gerade in den Hafen hineinblies und die den Dampfer in Winkeln von 30 Grad rollen machte, erlebten wir eine Scene, wie sie für das Leben der Fremden im Osten sehr charakteristisch ist, das Wiedersehen eines Paares, das sich während mehr als fünfzehn Jahren nicht gesehen hatte. Sie war eine stramme, wohlbeleibte Schottin, keine Schönheit und nicht von sehr sanftem Gemüt, wie die arme Stewardeß Gelegenheit gehabt hatte, bald herauszufinden, und die Gefühle, mit denen der Mann, der sie vor 15 Jahren verlassen und ihr jetzt das Reisegeld geschickt hatte, um nach Ceylon zu kommen und ihn zu heiraten, sie begrüßen würde, hatten oft den Gegenstand der Unterhaltungen der Passagiere der Nemesis gebildet. Als sie sich auf Deck trafen, schien die Enttäuschung eine gegenseitige zu sein; er hatte ersichtlich nie daran gedacht, daß und welche Veränderungen fünfzehn Jahre an der Geliebten seiner Jugend hervorbringen könnten, und sie sah mit strengem Mißvergnügen auf eine gewaltige rote Nase in seinem Gesicht, die ihm viele und schwere Libationen gekostet haben mußte. Indessen in einer Stunde waren sie verheiratet, und ehe wir unsere Betten aufsuchten, erzählte uns ein Reisegefährte, der mit dem Pärchen in demselben Hotel wohnte, daß zwischen demselben bereits ein wütender Wortwechsel ausgebrochen sei, eine Thatsache, die er, ohne eine besondere Indiskretion zu begehen, dadurch hatte feststellen können, daß nach Landessitte die Wände zwischen den einzelnen Zimmern nur sechs bis sieben Fuß hoch waren und oben einen freien Raum ließen, so daß die Überhörung dessen, was die Nachbarn reden, nicht allein leicht, sondern unvermeidlich wird.

Ich habe übrigens in Rußland später ähnliche Einrichtungen gefunden.

Die kleine europäische Niederlassung von Galle liegt innerhalb des alten holländischen Forts, und als wir durch das massive dunkle Thor kamen, über dem ein Hahn und „Punto di gallo" in den Stein gehauen waren, eine Erinnerung an die portugiesische Herrschaft*) in Ceylon, machte die Stadt einen so altväterlichen und stillen Eindruck, daß wir in jedem Augenblick erwarteten, einen holländischen Bürger zu sehen, der in irgend einem Thorwege seine thönerne Pfeife rauchte und mit seinem Nachbar die Preise von Zimmet und Gewürznägeln diskutierte.

Wir schlugen unser Quartier in Loretts Hotel auf, einem kleinen Hause, das besser war, als sein Name hätte vermuten lassen können, und von einem portugiesischen Halbblut gehalten wurde, dessen zahlreiche Sprossen noch eine Schattierung dunkler als ihr Papa waren. Unser Chef hatte das ganze Hotel gemietet, wie Baron Gros dies vor ihm gethan hatte, und wir brachten einige angenehme Tage und einige noch angenehmere Abende auf der breiten Veranda zu, die auf den kleinen Garten ging, dem einige Palmen und mehrere mit brennend roten Blumen ganz bedeckte Gebüsche ein ebenso hübsches wie fremdartiges Aussehen gaben. Wir hatten in dem Keller unsers Wirts einen leichten Moselwein und trinkbaren Champagner entdeckt, Ananas und Eis waren in Menge vorhanden, und so wurde manche Bowle gebraut und auf das Wohl des Vaterlandes und der in demselben zurückgelassenen Freunde wie auf den Erfolg des vor uns liegenden Werks geleert. Der hamburgische Vizekonsul Sonnenkalb leistete uns dabei treue Gesellschaft, wie er uns auch während unsers Aufenthalts in Galle ein liebenswürdiger und wohlunterrichteter Führer war.

---

*) Die Portugiesen, die seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts mit Ceylon Beziehungen unterhielten und 1597 von den Bewohnern als Herrscher anerkannt worden waren, wurden 1655 von den Holländern vertrieben.

Hier in Galle machten wir zum ersten Male die Bekanntschaft des eigenartigen ganz bestimmten Geruchs, der allen maritimen Provinzen Indiens eigentümlich ist, d. h. des Kokusnußöls. Jedes orientalische Land hat seinen eigenen Geruch. Ägypten riecht auf dem Lande wenigstens nach dem Büffel, Japan roch, vielleicht thut es das noch, nach der Haarpomade, die aus einer auf den Dächern der Häuser kultivierten Irisart gewonnen wurde, und China riecht nach einer Mischung von Knoblauch, Arekanuß und dem, was wir später in Peking l'extrait de mille Chinois zu nennen pflegten.

Als wir am Morgen nach unserer Ankunft uns nach einer herrlichen Nacht in einem Zimmer, das wir mit niemandem zu teilen brauchten, und in einem breiten Bett und nach einem Süßwasserbade, auf der Veranda versammelten, fanden wir dieselbe angefüllt mit weißgekleideten, langhaarigen Geschöpfen, die mit großen Schildpattkämmen in ihren schwarzen offnen Haaren wie Weiber aussahen, sich aber als singhalesische Kaufleute entpuppten, die erschienen waren, um uns Edelsteine, Perlen, einheimische und europäische Schmucksachen, Arbeiten aus Schildpatt und den Backenzähnen des Elefanten, der ceylonesische hat bekanntlich keine Stoßzähne, aus Ebenholz und den Stacheln des Stachelschweines zu verkaufen. Was Unverschämtheit, Schachern und jeden Schlich, um selbst den vorsichtigsten Käufer hineinzulegen, anbetraf, waren unsere neuen singhalesischen Freunde und die arabischen Händler, welche die andere Hälfte der kaufmännischen Gemeinde von Galle bildeten, den Juden von Aden weit überlegen. Trotzdem muß zu ihrer Ehre gesagt werden, daß die Steine, die sie anboten, immer echt und zu Hause meistens das Doppelte und Dreifache von dem wert waren, für was sie sie verkauften, selbstverständlich die Fälle ausgenommen, in denen jemand einen goldenen Ring mit einem großen Diamanten für wenige Schillinge erstand, wo er sich dann freilich nicht wundern konnte, wenn sein Einkauf sich später als Birminghamware herausstellte. Was mir damals und später ganz besonders auffiel, war die Leichtigkeit, mit der diese Leute ihnen ganz unbekannten Personen Steine

von beträchtlichem Werte unter der Bedingung anvertrauten, daß der geforderte Preis bezahlt werden solle, wenn dieselben sich in Europa als preiswürdig herausstellten.

Pointe de Galle bot nicht viel des Anziehenden; die Krokodile, die in einem Graben in der Nähe der Zimmetgärten hausen sollten, lehnten es hartnäckig ab, den Jüngern Nimrods unter uns zum Schuß zu kommen, die Stöcke Zimmetholz, die nach Zimmet, das Gras, das nach Limonen roch, und die frischen Muskatnüsse mit dem roten Netzwerk, der sogenannten Muskatblüte, auf dem schwarzen Grunde der Nuß, verloren bald ihre Anziehungskraft und selbst der tägliche Kampf mit den singhalesischen Kaufleuten hörte auf, einen Reiz für uns zu besitzen; wir brachen also nach Colombo auf. Die Postwagen, von denen wir zwei ganz füllten, waren kleine omnibusartige Fahrzeuge von je vier Ponies gezogen, den bösartigsten kleinen Tieren, die mir je vorgekommen sind. Wir wechselten die Pferde ein halbes Dutzend Mal während der Fahrt und kamen selten in Gang, ehe nicht ein brennender Strohwisch mit ihren Hinterteilen in nähere Berührung gebracht worden war; dann gingen sie freilich, schnaubend und schlagend, wie kleine Teufel, im Galopp davon, während ein Saycee, ein Stallknecht, am Kopf jedes einzelnen hing, um sie am vollständigen Durchgehen zu verhindern. Wenn die Poststation, wie das verschiedentlich der Fall war, am Ufer eines Flusses lag, über den eine lange, aber sehr schmale, kaum für einen Wagen Platz habende Brücke führte, so war es für die Saycees keine leichte Aufgabe, das Gespann auf und durch das enge Defilé zu bringen; es sah manchmal aus, als ob sie zwischen den Rädern und dem hohen Geländer der Brücke zerquetscht werden müßten, aber es gelang ihnen immer, die Gefahr zu vermeiden und hinüberzukommen, ohne daß sie, das Gespann und das Gefährt Schaden erlitten hätten. Zwei dieser Leute begleiteten jeden Wagen von einer Station zu der andern, sie hingen irgendwo an demselben und waren sofort zur Stelle, sowie die Pferde Dummheiten zu machen begannen. Zu Anfang war das Experiment der Abfahrt ein geradezu nervenerschütterndes, aber man gewöhnte sich

sehr schnell daran, nachdem man sich überzeugt gehabt hatte, daß die Sache immer glatt von statten ging.

Während der ersten Meilen, wir waren um 4 Uhr morgens aufgebrochen, ging die Fahrt durch was man als eine Villenvorstadt hätte bezeichnen können, kleine mit Stroh oder Blättern gedeckte Häuser sahen aus einer üppigen Vegetation von Kokosnußpalmen, Bananen, Pandanus und andern tropischen Bäumen und Büschen hervor, die eine Art dichten Dschungels bildeten, aus dem schlanke Arekapalmen „wie vom Himmel herabgeschossene Pfeile“ emporragten. Vor den Thüren der Häuser saßen eingeborene Frauen, die entweder mit irgend einer häuslichen Arbeit beschäftigt waren oder Spitzen machten, während die Männer die Stelle der Wartefrauen einzunehmen schienen, wenigstens schleppte sich jeder derselben mit einem braunen Sprößling herum, den er ganz besonders zu verhätscheln schien, ein Beweis, daß die Vielmännerei, die damals noch während einer Reihe von Jahren, bis sie von der englischen Regierung endgültig aufgehoben wurde, in Ceylon in der Weise herrschte, daß Brüder gemeinschaftlich dieselbe Frau heirateten, vielleicht die Gefühle der Frau abstumpfte, denen der Männer für die Kinder aber keinen Abbruch that, sondern sie eher zu vermehren schien. Als Grund für die Sitte wurden verwickelte Eigentumsverhältnisse und die Unmöglichkeit angegeben, den Besitz noch mehr zu teilen, wie dies schon thatsächlich z. B. bei einzelnen Kokosnußpalmen der Fall war. Die Spitzen, an denen die Frauen arbeiteten, wurden für mich die Veranlassung zu einem lächerlichen Irrtum. Das Gewerbemuseum war kurz vor meiner Abreise ins Leben gerufen worden, und ich bildete mir ein, daß eine Sammlung ceylonesischer Spitzen für dasselbe von Interesse sein müsse; ich kaufte also mit vieler Mühe und entsprechenden Kosten von den Arbeiterinnen selbst eine große Anzahl von Proben zusammen und schickte dieselben nach Berlin. Bei meiner Rückkehr nach dort war ich nicht wenig erstaunt zu erfahren, daß die singhalesischen Weiber für englische Händler nach englischen Mustern, die ihnen zugestellt wurden, arbeiteten. Mir war schon früher einmal Ähnliches passiert, als ich in der libyschen Wüste einem

Tuareg sein zweihändiges Schlachtschwert vom Rücken weggekauft hatte, um mich späterhin in Berlin nach Abnahme des Holzgriffs überzeugen zu müssen, daß die Klinge in Solingen gefertigt worden sei. Diesen beiden Mißgriffen haben ich es aber zu verdanken gehabt, ähnlichen Irrtümern später weniger leicht ausgesetzt zu sein.

Das Leben auf der Straße war sehr bunt und abwechselnd, zahlreiche Fußwanderer bewegten sich auf derselben nach beiden Richtungen, während lange Züge von Büffelkarren langsam ihres Weges zogen; von Zeit zu Zeit begegneten wir dem Häuptling eines Dorfs, der in einem mit einem schnelltrabenden kleinen Zebuochsen bespannten Buggy rasch dahinfuhr, wobei die Zügel an einem durch die Nase des Tiers gezogenen Ringe befestigt waren. Diese Häuptlinge, meistens ältere Leute von gutem Aussehen, zeichneten sich durch unglaublich hohe Vatermörder aus, die sie zu ihrem sonst eingebornen Kostüm trugen und die an die Art und Weise erinnerten, wie die Generation von 1830 sie zu tragen pflegte.

Nach einer Weile fing die Vegetation, die uns anfänglich so entzückt hatte, an einförmig und langweilig zu werden; den dichten dschungelartigen Massen fehlte es an Licht und Schatten und die Blätter der Bäume, namentlich der verschiedenen Palmenarten rasselten im Winde und sahen aus, als wenn sie aus Blech geschnitten gewesen wären. Die hübschesten Bilder fanden sich immer an den Mündungen der zahlreichen Flüsse, die wir passierten, wo sich ein Blick auf das Meer bot, das sich schäumend an schwarzen Klippen brach und wo die Pandanusbäume am Ufer die phantastischsten Formen annahmen und ihre Stämme wie Körper gewaltiger vorsündflutlicher Tiere schienen, die in tödlichem Kampf miteinander verschlungen waren.

Die Straße war überall in ausgezeichnetem Zustande und die Rasthäuser, die wir nach verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen antrafen, waren gut gehalten und sauber. Wir frühstückten in einem derselben, bekamen Fische mit einem guten Currie und gebratenen Hühnern, von denen die letzteren allerdings ebenso zähe waren wie ihre Stammesgenossen, die wir an Bord der Nemesis vergeblich zu ver-

zehren gesucht hatten. Ein heißes Klima ist eben nicht dazu angethan, dem Geflügel die gewünschte Zartheit zu geben, wie wir im Verlaufe unserer Reise noch öfter Gelegenheit hatten zu unserem Bedauern feststellen zu müssen. Ale und Porter waren vorhanden und gut gekühlt und der für das Mahl geforderte Preis auffallend billig. Diese Rasthäuser werden von der Regierung angelegt und unterhalten, die auch den Tarif für Verpflegung und Unterkunft festsetzt und die Dienerschaft anstellt und überwacht.

Gegen fünf Uhr nachmittags (heute wird die Strecke in wenigen Stunden auf der Eisenbahn zurückgelegt) kamen wir müde, staubig und gewaltig zusammengerüttelt in Colombo an, wo unser Chef das „Galleface house“ gemietet hatte. Das kleine Hotel, das noch besteht, liegt in einem Palmengarten, von der Stadt durch die breite Esplanade getrennt, die als Promenade und Rennplatz dient, am Ufer des Meeres, dessen Wellen in der Monsunzeit fast bis an die Mauern des Hauses heranschlagen und dessen Brausen auf uns seine einschläfernde Wirkung nicht verfehlte, so daß wir früher als sonst unsere kühlen, nur durch Thüren von halber Höhe und offene Jalousien geschlossenen Schlafräume aufsuchten.

Der nächste Morgen fand alle Händler mit Edelsteinen und Kuriosiäten in unserm Garten versammelt, sie machten aber diesmal schlechte Geschäfte, denn unsere Aufmerksamkeit wurde in viel höherem Maße von einigen Schlangenbändigern und Gauklern in Anspruch genommen, die sie begleitet hatten. Die Kunststücke der ersteren reichten nicht an das heran, was ich von ihren arabischen Kollegen in Ägypten gesehen hatte. Die Cobras machten einen ziemlich zahmen und trägen Eindruck und mußten tüchtig gereizt und geschüttelt werden, ehe sie einen Versuch zum Beißen machten. Der Zauberer hockte auf der Erde nieder und bewegte das eine seiner Kniee vor der Schlange, die demselben mit dem erhobenen Teil ihres Körpers und dem aufgeblasenen Halse folgte, während der Mann auf einer Art Flöte blies, die aus einem getrockneten Kürbis und ein paar Stücken Rohr bestand, die mit europäischen Glasperlen und Quasten verziert waren. Die ägyptische Naje, die als Uräusschlange den Kopfputz der Pharaonen und ihrer

Königinnen bildet, ein graugelbes Tier viel weniger schön anzusehen als die bunt gezeichnete indische Brillenschlange, ist viel lebhafter und erhebt sich viel höher vom Boden als ihre indische Schwester und schlägt nach dem Zauberer mit einer Energie, welche die letztere nicht zu besitzen scheint oder in der Gefangenschaft verloren haben mag. Wenn die Schlangenbändiger so zu wünschen übrig ließen, waren die Gaukler von einer gradezu verblüffenden Geschicklichkeit, die um so stärker wirkte, als die Leute bis auf den Turban und ein schmales Lendentuch ganz nackend waren und ihre Kunststücke in der unmittelbaren Nähe der Zuschauer auf dem Steinpflaster des Hofes machten. Das interessanteste unter ihren vielen Sachen war das sogenannte Mango-Kunststück. Der Gaukler hockte auf der Erde nieder und fegte mit einem kleinen Besen Staub und Sand zu einem Häufchen zusammen, das er mit Wasser aus einer Schale anfeuchtete und in das er einen Mangokern steckte; dann deckte er einen gewöhnlichen vielleicht 50 cm hohen Korb darüber. Nach einigen Minuten, während deren er Zaubersprüche zu murmeln schien, nahm er den Korb ab, und man sah aus dem Häufchen Erde die grüne Spitze eines Keims hervorragen; dasselbe wurde wieder mit Wasser besprenkelt und der Korb aufs neue darüber gedeckt. Beim nächsten Abnehmen des Korbes war der Keim etwa 10 bis 12 cm gewachsen und hatte einige Blätter entwickelt; das Bewässern, Zu- und Aufdecken wurde dann wiederholt, und man sah das nächste Mal eine Blüte an dem Zweige und zuletzt eine reife Frucht, die der Gaukler abpflückte und einem der Zuschauer überreichte, während er den Zweig in Stücke brach und fortwarf. Ich habe das Kunststück wohl ein Dutzend Mal und immer gleich gut ausgeführt gesehen, ohne beim letzten Mal besser als wie beim ersten zu verstehen, wie es gemacht wurde, obgleich ich den Gauklern immer so nahe saß, daß ich mit der Hand ihren nackten Körper berühren konnte. Die Mango, auch Mangopflaume, die bei dem Kunststück eine Hauptrolle spielt, ist eine Frucht, die in Form und Farbe einer großen Quitte ähnelt und einen starken Terpentingeschmack besitzt. Sie ist trotzdem die Lieblingsfrucht der meisten sich in Indien

und Ost-Asien aufhaltenden Fremden, sobald sie sich an den eigentümlichen Geschmack gewöhnt haben, und eine reife Bombay-Mango, von welchem Platz die besten kommen, die auf Eis gelegen hat und in den frühen Morgenstunden verzehrt wird, kann in der That als eine große Delikatesse betrachtet werden. Nach der anglo-indischen Ansicht sollte sie im Bade gegessen werden und der Grund, der dafür angegeben wird, ist, daß man auf diese Weise an den besten Teil der Frucht, der den Kern umschließt, gelangen könne. Bei Tische wird die Mango, die einen großen flachen Kern besitzt, in der Weise in drei Teile zerteilt, daß man sie mit einem Messer längsweise zweimal durchschneidet; das Fleisch von den beiden äußeren Teilen wird dann mit einem Löffel von der dicken Haut abgekratzt, aber der mittlere Teil, der den Kern enthält, von delikateren Gemütern ganz unberührt gelassen, während materieller gestimmte meistens vergeblich versuchen, ihm mit Gabel und Löffel zu Leibe zu gehen. Im Bade werden die Hände dazu benutzt, den Kern mit dem, was daran hängt, unmittelbar zum Munde zu führen, so daß nichts Eßbares übrig bleibt, und Mund und Hände gleich gründlich gereinigt werden können. Es mag bei der Gelegenheit daran erinnert werden, daß nach einer durch die Erfahrung bestätigten Gewohnheit in Indien und Ostasien der Genuß von Früchten fast ausschließlich auf den Morgen beschränkt ist; „Früchte sind am Morgen Gold, am Mittag Silber und am Abend Blei" lautet ein Spruch, den der Reisende wohlthut, nicht zu mißachten.

Ein andres der Kunststücke, das ich übrigens nur einmal gesehen habe, bestand darin, daß ein kleiner Junge unter einen Korb gesteckt wurde, den er fast ganz ausfüllte; der Gaukler stach mehrere Male mit einem Degen kräftig in und durch den Korb, man hörte Geschrei und Gewimmer in demselben, das allmählich erstarb, dann nahm der Gaukler den Korb auf, der sich als leer erwies, der Junge war und blieb verschwunden, und sein Herr sammelte vergnügt ein, was die erstaunten Zuschauer ihm gaben. Auf einer Bühne vorgeführt, würde sich das Stück leicht durch eine Versenkung erklären lassen, es wurde aber wie gesagt auf dem Stein-

pflaster des Hofes und in der unmittelbaren Nähe der Zuschauer gemacht.

Das berühmteste Kunststück, von dem mittelalterliche arabische Reisende berichten, daß sie es in Indien von indischen und in China am Hofe des Kaisers in Hangtschaufu von chinesischen Gauklern haben vorführen sehen und das manchmal noch in Indien gezeigt werden soll, habe ich nie gesehen und auch nie jemanden gesprochen, der es selbst gesehen gehabt hätte. Aber der Bericht des arabischen Reisenden Ibn Batuta ca. 1348 ist so genau und wird durch das Tagebuch des Kaisers Jehāngir 1605—1627, ebenso wie durch einen europäischen Augenzeugen, den englisch-holländischen Reisenden Eduard Melton, der ca. 1670 einer solchen Vorstellung in Batavia beigewohnt haben will, so vollständig bestätigt, daß man an der Thatsache kaum zweifeln kann, wenn auch die versuchte Erklärung, daß es sich um durch Spiegel hervorgebrachte optische Täuschungen gehandelt habe, dadurch hinfällig wird, daß einzelne der Aufführungen nach den Berichten der Augenzeugen im Freien stattgefunden haben.*)

Es handelt sich um folgendes Stück. Der Gaukler, der sich anheischig macht, einen Pfirsich aus den Gärten der Himmlischen zu holen, wirft eine lange Kette oder einen Strick in die Luft, der an einem unsichtbaren Punkte hängen bleibt; ein Knabe klettert an dem Strick hinauf und verschwindet, bald darauf fällt ein großer Pfirsich herab, und (von diesem Punkt variieren die Berichte) die Vorstellung ist damit entweder beendigt, oder man hört in der Luft ein Geräusch wie von scheltenden und sich streitenden Stimmen, und bald darauf fallen der Kopf und die einzelnen blutigen Gliedmaßen des Knaben zur Erde, die der Gaukler in einen Korb packt, mit dem er, nachdem er eine Entschädigung für den Verlust seines Gehilfen erbeten und erhalten, abgeht. Nach anderen Berichten vereinigen sich die Gliedmaßen in dem Korb oder unter einer Decke wieder, und der Knabe erscheint lebendig vor den Zuschauern. Wie Ibn Batuta erzählt, wurde ihm bei dieser letzten Scene in Gegenwart des Sultans von

*) Yule, Marco Polo I. 308 ff.

Indien so schlecht, daß er eine Herzstärkung zu sich nehmen mußte, die ihn wieder auf die Beine brachte.

Die europäische Stadt von Colombo, die wir im Laufe des Tages besuchten, liegt ebenfalls innerhalb des alten holländischen Forts und machte einen noch schläfrigeren Eindruck als Galle; ihr charakteristischer Geruch war aber nicht der des Kokosnußöls sondern ein unendlich viel prosaischerer und unangenehmerer. Aber seit 1860 hat sich das alles geändert. Der lange Streit zwischen Galle und Colombo, an welchem von den beiden Plätzen durch die Errichtung eines Seewalls ein zu allen Zeiten geschützter Hafen geschaffen werden solle, wurde besonders auf das Drängen der Kaffeepflanzer zu Gunsten des letzteren Platzes entschieden, und Colombo, das jetzt mit Galle und Kandy, der Hauptstadt der alten Könige von Ceylon, durch Eisenbahnen verbunden ist, ist jetzt sowohl der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs, wie der Verwaltung der Insel. Durch eine mächtige Mole, an der sich die ganze Kraft des Südwestmonsuns bricht, ist ein geräumiger Hafen geschaffen worden, der genügenden Raum für die gewaltigen Schiffe der verschiedenen subsidiierten Linien nach Indien, China und Australien, wie für den lokalen Verkehr bietet, während die Mauern des alten Forts gefallen sind und neue Straßen und Gebäude ihren Platz eingenommen haben. Die Kaffeepflanzer aber, deren Wünschen Colombo seinen Sieg verdankte, sind zum allergrößten Teil verschwunden, nachdem sie eine Anzahl von Banken, u. a. die in ganz Asien wohlbekannte und hochgeachtete Oriental Bank Corporation, die O. B. C., wie sie gemeinhin genannt wurde, und viele Privatpersonen in ihren Ruin verwickelt hatten; sie sind durch Theepflanzer ersetzt worden, und der Thee von Ceylon hat den Ruf, besser als der von Assam zu sein und nicht unvorteilhaft mit dem chinesischen Blatt verglichen werden zu können.*)

---

*) Die ersten Versuche mit dem Anbau des Kaffees wurden von den Holländern 1740 gemacht, unter englischer Herrschaft wurden 1825 die ersten Plantagen auf der Hochebene von Kandy angelegt. 1845 betrug die Ausfuhr ca. 200000 Centner, 1868–1870 jährlich über eine Million Centner im Wert

Auch in anderen Beziehungen hat Ceylon seinen guten Ruf nicht allein zu erhalten, sondern noch zu vermehren gewußt; seine Brotfrucht und Shrimps- (Garneelen oder Krabben, wie sie am Strande der Ostsee genannt werden) curries sind heute so schmackhaft, wie sie es vor vierzig Jahren waren. Colombo besitzt in dem wenige Meilen südlich auf einer Klippe am Meer gelegenen Hotel Mount Lavinia einen Platz, an dem selbst in der heißesten Jahreszeit eine wollene Decke des Nachts nicht allein zu den Annehmlichkeiten, sondern zu den Notwendigkeiten gehört, die Zahl der Händler mit Edelsteinen und Kuriositäten hat sich mit der Zahl der Colombo anlaufenden Schiffe verdoppelt und verdreifacht und fast an jedem zweiten Tage ist der große Speisesaal des Orientalhotels von den ost- oder westwärts ziehenden Reisenden aller Nationen überfüllt. Auch das Galle-face-Haus besteht noch und soll derselbe ruhige, kühle und schattige Platz sein, der es war, als ich es vor vierzig Jahren kennen lernte. Als ich es das letzte Mal, freilich schon vor längerer Zeit, besuchte, fand ich dort noch einige der Diener vor, die ich 1860 kennen gelernt hatte, und das gebratene Huhn, das mir vorgesetzt wurde, hätte ganz gut ebenfalls aus der Zeit stammen können.

von 80 Millionen Mark; die ca. 170000 Acres (4046 qm), die damals mit Kaffee bepflanzt waren, brachten jährlich ungefähr 20—25 % vom Kapital. 1869 tritt zum ersten Male die Hemileia vastatrix, der Kaffeepilz in Ceylon auf. Mit seinem Erscheinen fast gleichzeitig eröffnet der damalige Gouverneur von Ceylon durch die Anlage von Straßen das Massiv von Nuwara Eliya bis zur Höhe von 1700 m für den Anbau und im Jahre 1869—1879 verkaufte die Regierung auf demselben über 100000 Acres Kaffeeland, für dessen Erwerbung und Nutzbarmachung 2—2 ½ Million Pfund Sterling angelegt wurden. Aber die Fortschritte des Pilzes, der Brasilien verschont und der in Ceylon ganz besondere Verwüstungen anrichtet, vielleicht weil man dort rücksichtslosen Raubbau getrieben hat, entmutigt schließlich die meisten Pflanzer, und die Ausfuhr, die 1882 429203 Centner im Werte £ 1430679 betrug, sinkt 1896 auf 19593 Centner im Wert von £ 92710. Zu gleicher Zeit aber nimmt der Anbau von Thee einen mächtigen Aufschwung; die Ausfuhr steigt von 697268 Pfund im Werte von £ 49317 im Jahre 1882 auf 110095193 Pfund im Werte von £ 2505813 im Jahre 1892, so daß Ceylon heute blühender und reicher als je zuvor ist, wenn auch zahlreiche Existenzen an der Kaffeekrisis zu Grunde gegangen sind.

Revue des Deux Mondes vom 1. März 1900.

Die Straße von Colombo nach Kandy war während der ersten Stationen und bis wir den Fuß der Berge erreichten, auf denen die alte Hauptstadt der Insel liegt, sehr dem Wege von Galle nach Colombo ähnlich. Aber einmal in den Bergen änderte sich das Bild; die Vegetation wurde weniger üppig, die Bevölkerung dünner gesät und der Blick auf die Ebene zu unsern Füßen wundervoller mit jedem Fuß, den unsere Ponies die schweren Wagen schleppten. Die harte Arbeit schien den Pferdchen ihre Bosheit ganz ausgetrieben zu haben. Nach harter stundenlanger Arbeit (wir waren wieder um 4 Uhr morgens aufgebrochen) erreichten wir die Höhe des Plateaus, wo eine Säule die Erinnerung an die entscheidende Schlacht bewahrt, welche dem damals noch halb unabhängigen Königreich von Kandy ein Ende machte. Der Platz war den Eingebornen ganz besonders heilig, da nach einer alten Prophezeiung es mit der Unabhängigkeit und Freiheit Ceylons vorüber sein sollte, wenn ein feindlicher Fuß denselben beträte; sie schlugen sich daher mit verzweifelter Tapferkeit, mußten aber schließlich der überlegenen Kriegskunst und Bewaffnung ihrer Gegner unterliegen, und der König und seine hauptsächlichsten Räte büßten, wenn ich mich recht entsinne, das Verbrechen, sich gegen ihre weißen Herren erhoben zu haben, mit dem Tode. Seitdem hat kein eingeborner Häuptling es gewagt, sich gegen die englische Herrschaft auf der Insel aufzulehnen, die während vieler Jahrhunderte das Blut der fremden Eindringlinge, Portugiesen, Holländer und Engländer sowie der Eingebornen getrunken hatte, die gegen dieselben und untereinander kämpfend gefallen waren.*)

*) Die Engländer waren stets bemüht gewesen, Zwiespalt zwischen den Holländern und dem Könige von Kandy zu stiften, wie die Holländer dies früher zwischen demselben und den Portugiesen gethan hatten. 1796 besetzten die Engländer ohne Schwertstreich, wahrscheinlich infolge des Verrats des Gouverneurs van Engelbeck, Colombo. Oberst North wurde zum englischen Gouverneur ernannt, seine Intriguen mit dem ersten Minister des Königs, dem „Adigar", waren 1803 die Veranlassung zur Expedition gegen Kandy, die im weiteren Verlauf zu der Niedermetzlung der dort zurückgelassenen Garnison von 300 Engländern und 700 Malaien führte, von denen nur ein englischer

Zwei Stunden nachdem wir das etwas über 500 m hohe Plateau erreicht hatten, erblickten wir den kleinen See von Kandy und die Stadt selbst, die von höheren Bergen umgeben sind. Das stattliche Queens House, die Residenz des Gouverneurs, war von seinem Stellvertreter, er selbst war abwesend, unserm Chef zur Verfügung gestellt worden; es war ein geräumiges Gebäude, das sich in einem wohlunterhaltenen Park befand, von dem ein breiter Promenadenweg, Lady Hortonswalk, einige Meilen weit über Berg und Thal ins Innere führte. Wir schlugen in demselben unser Quartier auf, aber wir jüngeren Mitglieder der Expedition brachten die freie Zeit doch meistens in dem früheren Palast der Könige von Kandy zu, der damals von dem englischen Residenten, Mr. Braybrooke, bewohnt wurde, einem charmanten, liebenswürdigen Manne, der aus seiner am Rhein verbrachten Studienzeit eine Vorliebe für dessen Weine und deutsche Studentenlieder behalten hatte. So leerten wir denn manche Flasche aus seinem Keller auf der Veranda des Palastes, und wenn die alten Könige etwa nachts die Stätten ihres früheren Glanzes besuchten, müssen sie manchmal verwundert den Kopf über die deutschen Melodien geschüttelt haben, die ihnen aus denselben entgegenschallten.

Zwei Sachen nahmen in Kandy unser Interesse hauptsächlich in Anspruch, Elefanten und Buddhas Zahn, von denen der letztere, eine der berühmtesten Reliquien des Buddhismus, in einem an den Königlichen Palast anstoßenden Tempel aufbewahrt und in langen Zwischenräumen dem Volk gezeigt wird, was jedesmal die Veranlassung zu großen Festlichkeiten giebt. Wir wurden eines Abends unter der Führung unseres Gastfreundes in das dunkle und kaum erleuchtete Gemach eingelassen, in dem die Reliquie in einem goldenen, reich verzierten Kasten in Dagobaform aufbewahrt wird; sie wurde aus verschiedenen ebenso geformten Umhüllungen herausgenommen, aber nicht aus der letzten aus Bergkrystall, so daß wir uns mit

---

Korporal entkam. Der „Adigar" machte sich zum König und regierte mit furchtbarer Grausamkeit, bis er 1815 von den Engländern besiegt, entthront und wie ich glaube, hingerichtet wurde.

der Beschreibung begnügen mußten, die der Priester des Tempels und unser Führer uns gaben, der die Reliquie bei einer früheren Gelegenheit gesehen hatte und sich ohne Zögern dahin aussprach, daß es sich um nichts weiter als um den Backenzahn eines Elefanten handle, bei dem künstlich vielleicht etwas nachgeholfen worden sei und der durch vieles Anfassen eine hohe Politur erlangt habe. Was die Elefanten anbetraf, so war unser Freund selbst ein großer Jäger vor dem Herrn, in seinem Arbeitszimmer hingen einige sechzig Schwänze, die Trophäen von den Tieren, die seinem Gewehr zum Opfer gefallen waren, und in der Eingangshalle zu seiner Wohnung standen zwei mächtige Schädel, aber er und seine Thaten sanken in nichts zusammen vor dem, was Major Roger geleistet hatte, der Champion-Elefantenjäger der Welt. Wir hatten das Glück, die Bekanntschaft dieses Herrn eines Abends bei einem Diner zu machen, zu dem die Offiziere des in Kandy garnisonierenden Regiments unsern Chef und uns eingeladen hatten, und er wiederholte uns, was uns schon von anderer Seite gesagt worden war, daß es viel leichter sei, einen Elefanten zu schießen, als einen Fasan und auch nicht viel gefährlicher. Man geht an das Tier heran, bis man ganz nahe ist, vier oder fünf Schritt, und feuert dann auf eine der fünf Stellen am Schädel, an denen selbst eine gewöhnliche Flintenkugel bis zum Gehirn durchschlagen kann; je eine dieser Stellen liegt über jedem Auge, zwei ebensolche hinter den Ohren und eine auf der Stirn, jede etwa zwei Hände breit. Man braucht nicht einmal eine Büchse, jede doppelläufige Flinte, Kaliber 12 oder 10 genügt, nur thut man gut, etwas Zinn in das Blei der Kugel zu mischen, um sie härter zu machen. Die einzige Gefahr besteht darin, daß man einen Elefanten verwundet, ohne ihn auf der Stelle zu töten, und daß man einem weiblichen Elefanten mit einem Jungen oder einem sogenannten „Rogue-Elefant" begegnet, d. h. einem Vagabunden, der wegen schlechten Betragens von der Herde ausgestoßen worden ist und der zwecklos herumwandert und alles angreift, was ihm aufstößt, Hütten, Karren, Reisende; in der That ein gefährlicher Vagabunde, dem man besser aus dem Wege geht. Major Roger

erzählte uns, daß er bei seinen vielen Jagden, er hatte damals schon über tausend Elefanten geschossen, nur einmal ernstlich in Gefahr gewesen sei, er hatte auf einen weiblichen Elefanten geschossen und denselben verwundet, worauf das Tier ihn annahm; der Mann, der ein zweites Gewehr trug, verlor den Kopf und lief weg und er, der Major, wäre in dem dicken Dschungel, in dem jede schnelle Bewegung unmöglich ist, wahrscheinlich verloren gewesen, wenn nicht einer seiner anderen Begleiter, der den Ruf hatte ein Zauberer zu sein, sich mit erhobenen Armen zwischen ihn und das wütende Tier geworfen und demselben einige Worte zugerufen hätte. Der Elefant stutzte einen Augenblick, machte kehrt und lief fort. Ob die plötzliche Bewegung des Mannes oder irgend etwas anderes den Erfolg veranlaßte, wollte der Major nicht entscheiden, aber er versicherte uns, das die Sache sich genau so zugetragen habe, wie er sie erzählte und daß der Ruf des Betreffenden als ein Zauberer durch den ersichtlichen Eindruck, den er auf den Elefanten gemacht, ungemein gewonnen gehabt habe.

Man kann sich unsere Freude denken, als wir kurze Zeit, nachdem wir alle diese Geschichten gehört hatten, die Nachricht erhielten, daß in den nächsten Tagen in erreichbarer Entfernung von Kandy ein Corral stattfinden solle d. h. der Schluß eines Kesseltreibens auf wilde Elefanten. Graf August zu Eulenburg, Dr. Lucius und ich beschlossen sofort, demselben beizuwohnen, unser Chef war liebenswürdig genug, uns die erbetene Erlaubnis nicht zu verweigern, und so traten wir am 13. Juli zu Pferde die Reise nach Cornegalle an, wo wir weitere Nachrichten und Weisungen erhalten sollten. Unser Ritt auf gemieteten Pferden und mit gemieteten Stallknechten war hübsch, aber etwas einförmig; die Straße war gut, die Rasthäuser rein, das Essen, das wir in einigen derselben erhielten, genießbar und die Betten, in denen wir eine Nacht zubrachten, nicht schlecht. Am Morgen des zweiten Tages begegneten wir einem Schlangenbändiger, der sich anbot, uns an Ort und Stelle eine Vorstellung zu geben; wir stiegen von unsern Pferden und setzten uns auf den Rand des Chausseegrabens, der Mann kauerte vor

uns nieder und holte aus seinem Sack zwei große Cobras, die er auf die Erde warf und mit denen er die gewöhnlichen Geschichten machte, indem er sie veranlaßte, sich aufzuwickeln und den Bewegungen seines Knies zu folgen, und sie am Schwanz zurückriß, wenn sie zu entfliehen versuchten. Die Schlangen waren auffallend munter und wild, und es machte uns einen gewissen Eindruck, als der Mann erzählte, daß er eine derselben erst am Tage vorher gefangen habe und sie noch ihre Giftzähne besitze. Er zeigte uns die letzteren sogar, und obgleich wir auch überzeugt waren, dieselben gesehen zu haben, möchte ich doch an der Zuverlässigkeit seiner Angaben und unserer Beobachtungen zweifeln. Eine Cobra mit ihren Giftzähnen ist ein gefährliches Spielzeug, obgleich sie wie jede andere Giftschlange für kurze Zeit dadurch unschädlich gemacht werden kann, daß man sie einige Male hintereinander beißen läßt, da die Giftdrüse nur eine geringe Quantität des tödlichen Safts enthält, der sich auch nur langsam ersetzt, wie in Indien in großem Maßstabe gemachte Versuche erwiesen haben. Bei denselben starben die zuerst gebissenen Hühner nach wenigen Minuten, während der fünfte oder sechste Biß überhaupt keine Wirkung mehr hervorbrachte. — In Ägypten wird die Muhme der Cobra, die Naje, mit Musik und Milch aus ihrem Loche gelockt, in dem Augenblick, wo ihr Kopf sich zeigt, packt sie der Gaukler fest am Halse, indem er ihr zugleich ein Bündel Lumpen vorhält, in das sie wütend beißt; mit einem scharfen Ruck wird dasselbe zurückgezogen und die Giftzähne, die nur sehr locker in der oberen Kinnlade sitzen, damit herausgerissen. In Indien scheint die Sache ganz ähnlich gemacht zu werden, Sir Edwin Arnold wenigstens singt im „Sang der Schlangenbeschwörer“:

Tanze, schrecklicher König, dessen Küsse Männer töten,
Tanze hierher, mächtige Schlange, hier ist die Milch!

(Sie ergreifen die Cobra am Halse)

Ah, shabash! halte den wütenden Kopf!
Du Narr, der Tanz wird dir viel kosten!
Heraus mit den Fängen! das helle Pfeifen kostet dir viel!

Am Nachmittage des zweiten Tages erreichten wir unsern Be-

stimmungsort, nur um zu erfahren, daß der Corral hinausgeschoben worden sei, weil eine der von den Treibern eingeschlossenen Herden rückwärts ausgebrochen sei und erst wieder in die Nähe des Platzes, wo die letzte Scene sich abspielen sollte, zurückgebracht werden müsse, was mehrere Wochen in Anspruch nehmen würde. Wir machten so unglückliche Gesichter beim Empfang dieser Nachricht, daß unser Wirt uns erklärte, wir würden die Erlaubnis erhalten, in das Dschungel einzudringen und zu versuchen, eine oder die andere der eingekreisten Herden zu Gesicht zu bekommen, wenn wir versprächen, nur im Falle wir angegriffen würden, auf einen Elefanten zu schießen.

Ein Elefanten-Corral war in Ceylon früher eine große Sache. Ein enges Thal mit steilen Wänden und ohne Wasser, in dessen Nähe sich aber Wasser befinden mußte, wurde sorgfältig ausgewählt und an beiden Seiten durch starke Verpfählungen geschlossen, in deren einen Seite man eine schmale durch ein starkes Thor zu schließende Öffnung ließ. Für Monate und Monate wurden alle in den anliegenden Distrikten befindlichen Elefantenherden durch Tausende von Leuten aus den benachbarten Dörfern vorsichtig diesem Platze in der Weise zugetrieben, daß die Treiber langsam vorwärtsgingen, ohne viel Geräusch zu machen, und sich so einrichteten, daß die Elefanten abends, wenn die Treiber um ihre Feuer lagerten, Wasser und Futter in nächster Nähe fanden. Erst wenn ganz nahe an dem Corral, unter welchem Namen das vorerwähnte eingezäunte Thal verstanden wird, wurden auch am Tage Feuer angezündet und Flintenschüsse abgegeben, um die eingekreisten Herden innerhalb der Linie der Treiber zu halten; am letzten Tage drangen die Treiber mit so vielem Lärm, wie mit Gongs, Geschrei und Flintenschüssen hervorgebracht werden konnte, auf die Elefanten ein, die sich in blinder Flucht auf den einzigen Ausweg, den sie offen sahen, und damit in das Thal stürzten, dessen Thor hinter ihnen geschlossen wurde. Die Sache wurde so gut gemacht und war so absolut gefahrlos, daß unmittelbar an dem für die Elefanten freigelassenen, ein paar hundert Meter breiten Wege die für die aus allen Teilen

des Landes zusammengeströmten Zuschauer errichteten, jedes Schutzes entbehrenden Tribünen standen. Die Zahl der in jedem Corral gefangenen Elefanten betrug durchschnittlich fünfzig bis sechzig. Einmal in dem Thal eingeschlossen, ließ man die von Durst geplagten Elefanten sich austoben; die Seiten des Thals als zu steil boten ihnen keinen Weg zum Entkommen, und die Einpfählungen wurden des Nachts durch lärmende, schießende und Feuerwerk abbrennende Leute gegen jeden Durchbruch geschützt, am Tage wagten sich die Elefanten nicht an das Werk von Menschenhand heran, das sie mit Mißtrauen erfüllte. Wenn die Tiere vollständig erschöpft waren, wurden weibliche Elefanten, die von eingeborenen Jägern begleitet waren, in die Einzäunung geschickt, von denen je zwei einen der wilden Elefanten in die Mitte nahmen und ihren Begleitern so Gelegenheit gaben, ihn mit einem Strick um eins seiner Hinterbeine an einem Baum zu befestigen. Nachdem dies geschehen war, wurden dem Gefangenen Futter und Wasser vorgesetzt; genoß er davon, so war sein Los entschieden, er war den Liebkosungen seiner weiblichen Begleiterinnen, dickheutiger Delilas, die immer um ihn blieben, und den Qualen des Hungers und Durstes unterlegen und hatte seine Freiheit für immer eingebüßt; in einigen Tagen wurde er, immer in Begleitung seiner Begleiterinnen, in eins der Regierungsdepots gebracht und dann zur Arbeit auf den Zimmerplätzen und bei Straßenbauten verwendet. Wenn ich von den Vorgängen bei einem Elefanten-Corral wie in der Vergangenheit gesprochen habe, so ist das geschehen, weil sich die Zahl dieser nützlichen Tiere infolge der unvernünftigen Verfolgung, denen sie lange Zeit ausgesetzt gewesen sind, sehr vermindert hat; wo vor vierzig Jahren hundert durch die Wälder schweiften, findet man jetzt kaum zehn, so daß ein Corral in Ceylon jetzt zu den Seltenheiten gehört; eine sehr wichtige Maßregel der Regierung, nach welcher ein Elefant nur gegen besondere Erlaubnis, für welche in jedem Falle £ 50 gezahlt werden muß, geschossen werden darf, hat noch nicht Zeit gehabt, ihre Wirkung zu äußern.

Cornegalle liegt am Fuß eines ungeheuern schwarzen und

glatten, mehrere hundert Fuß hohen Felsblocks, der aus dem umgebenden Dschungel wie der Rücken eines riesenhaften Elefanten hervorragt; trotz unsers bei der herrschenden Hitze erklärlichen Widerstrebens mußten wir denselben besteigen, eine Aufgabe, die selbst die Anwesenheit eines Dieners, der Erfrischungen trug, wenn Sodawasser, das eine Temperatur von 80° F. hatte, als eine solche bezeichnet werden kann, nicht zu einer angenehmen zu machen vermochte, aber der Anblick des sich zu unsern Füßen ausdehnenden, scheinbar unbegrenzten Dschungels machte dennoch in seiner grünen Einförmigkeit, die man einem Meer von Bäumen vergleichen konnte, einen gewaltigen Eindruck. Nach dem Diner, während wir auf der Veranda saßen, eine Beute der Muskitos und Sandfliegen, sang unsere liebenswürdige Wirtin zur Guitarre italienische Lieder die im Schatten des Elefantenrückenberges, wie ihn auch die Singhalesen nennen, einen ganz seltsamen Eindruck machten.

Der nächste Morgen sah uns früh im Sattel, aber der Tag verging in sehr einförmiger Weise. Was mir bei unserm langen Ritt durch das Dschungel am meisten auffiel, waren die zahlreichen Spuren früherer, anscheinend erst seit kurzem von der üppigen wilden Vegetation wieder überwucherten Kultivierung und der fast absolute Mangel an tierischem Leben; wir sahen während des stundenlangen Rittes eine Schlange, die über den Weg lief, und einen kleinen Papageien, der auf einem Telegraphendraht saß. Am Nachmittage gelangten wir zu dem Corral, den wir eingehend besichtigten, wobei besonders die Nähe der Tribünen an dem von den Elefanten einzuschlagenden Wege unsere Aufmerksamkeit erregte, aber unser Führer versicherte uns, daß man sich keines Falls entsinnen könne, in dem die in wahnsinniger Angst vorwärts stürzenden Tiere unter den Zuschauern Schaden angerichtet gehabt hätten. Die Nacht brachten wir unter Zelten zu und versuchten, freilich vergeblich, durch einen guten Schlaf uns auf die Begegnung mit den wilden Elefanten vorzubereiten.

Am Morgen waren wir mit dem ersten Sonnenstrahl auf den Beinen und traten unsere Wanderung in das Dschungel in Be-

gleitung von einem halben Dutzend singhalesischer Jäger an. Nach einer Stunde harter Arbeit in dem dichten dornigen Gestrüpp entdeckten wir einen alten Elefanten, der unter einem Baum stand, sich mit seinen Ohren Kühlung zufächelte und mit einem abgebrochenen Zweige, den er mit dem Rüssel hielt, sich die Fliegen fortjagte, die ihn sehr zu belästigen schienen. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die für eine Flintenkugel undurchdringliche Haut das Tier nicht gegen die Stiche der Fliegen und Mücken zu schützen vermag. Wir birschten uns vorsichtig bis auf zehn Schritt an das Tier heran, als unsere Begleiter, die unserm Versprechen, nicht schießen zu wollen, vielleicht nicht ganz trauen mochten, auf einmal ein lautes Geschrei erhoben, das den Elefanten zur schleunigen Flucht veranlaßte, auf der er in dem dichten Unterholz in einem Augenblick unsern Augen entschwunden war. Wir waren über diese unberechtigte Einmischung in unser Jagdvergnügen sehr entrüstet und bestanden darauf, dem Elefanten zu folgen, so daß unsern Begleitern schließlich nichts übrig blieb, als unserm Verlangen nachzugeben. Und nun begann ein Marsch durch das Dschungel, bei dem uns die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen wurden und der unsere Hände und Gesichter zurichtete, als wenn wir uns mit einem halben Dutzend Katzen herumgebalgt gehabt hätten. Nach einer etwa dreiviertelstündigen Hetze durch ein Terrain, das uns nur mit Dornen und Schlingpflanzen bestanden zu sein schien, kamen wir auf einen andern Elefanten, der unter einem Baume stand, von dem er die jüngeren Zweige mit seinem Rüssel abbrach und verzehrte. Es gelang uns, unbemerkt bis auf fünf oder sechs Schritt heranzukommen, so daß wir das Tier mit Leichtigkeit hätten erlegen können, wenn uns unser Wort nicht gebunden gehabt hätte. Wir standen so mit dem Finger am Abzuge was uns eine lange Zeit schien, wahrscheinlich aber wenig mehr als eine Minute, wenn überhaupt so viel war, als der Elefant uns plötzlich bemerkte; er warf den Rüssel in die Höhe, trompetete und wandte sich zur Flucht und im nächsten Augenblicke brachen achtzehn Elefanten, von deren Anwesenheit wir bis dahin nichts

gemerkt gehabt hatten, auf ungefähr vierzig Schritt Entfernung, wie eine Lawine von Felsblöcken, durch das Dschungel, alles, selbst Bäume von mehreren Zoll im Umfange, in ungefähr Kniehöhe wie Riesenhalme abbrechend oder knickend. Der Anblick, bei dem uns der Atem stehen blieb, war aller Anstrengungen wert gewesen, aber wir merkten erst auf dem Heimwege, als uns die Jagdleidenschaft nicht mehr vorwärts trieb, welche Entfernung wir zurückgelegt hatten, und unter welchen Schwierigkeiten. An einer Stelle stießen wir auf die Losung eines Elefanten, ein gigantischer Kuhfladen, den wir umgehen mußten, und der mich lebhaft an Gullivers Abenteuer im Lande der Riesen erinnerte. Der Abend fand uns wieder im Schatten des Elefantenrückenberges, und am nächsten Morgen traten wir den Rückweg nach Colombo an, auf dem wir am zweiten Tage, an einer Zwischenstation, mit unserm Chef und dessen Begleitern wieder zusammentrafen, die inzwischen einen Abstecher nach den Kaffeedistrikten von Nuvera Eliya gemacht hatten, etwa sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel. Sie schwärmten noch von den Freuden eines Kaminfeuers in Wohn- und Schlafzimmer und dem Genuß, den wollene Decken ihnen bereitet hatten, und wir beneideten sie trotz unserer Erlebnisse im Dschungel darum, denn die Hitze in Colombo war zum Ersticken, obgleich es manchmal so durch unser Zimmer im Gallfacehaus zog, daß man fürchten konnte, selbst hinausgeblasen zu werden.

Einige Mitglieder unserer Gesellschaft hatten die Besteigung des Adams Pick, des heiligen Bergs von Ceylon, versucht; sie waren vorher gewarnt worden, daß dies in der Regenzeit, in der wir uns befanden, eine Unmöglichkeit sei, aber sie hatten sich nicht abschrecken lassen und konnten sich jetzt wenigstens rühmen, Abenteuer erlebt zu haben, gegen die unsere Elefantenjagd ein Kinderspiel erschien. Sie hatten zwei Viertel des Aufstiegs unter fortwährendem Regen auf Wegen zurückgelegt, die in schäumende Gießbäche oder Wasserfälle verwandelt gewesen waren; das Schlimmste aber waren die Angriffe der Landblutegel, unter denen sie und besonders ihre fast nackten einheimischen Träger furchtbar zu leiden gehabt hatten.

Die dünnen fast fadenförmigen Tiere, deren Bekanntschaft ich einige Jahre später in Japan machte, und von deren Bissen unsere Freunde die Spuren noch als Beweise der Wahrhaftigkeit ihrer Erzählung aufweisen konnten, sitzen zu Hunderten und Tausenden auf jedem Strauch und Baum mit aufgerichtetem Oberkörper wie eine zum Sprung bereite Kobra und schnellen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit auf jedes Tier oder jeden Menschen, der ihren Aufenthaltsort beim Vorübergehen nur streift. Sie dringen durch die kleinste und engste Öffnung, und wo sie sich einmal fest gesaugt haben, ist es schwer und gefährlich sie zu entfernen, denn der Biß des mit Gewalt abgerissenen Tieres pflegt sich zu entzünden und sehr häßliche Wunden hervorzubringen. Nach einer ohne Feuer und fast ohne Schutz gegen den fortdauernden Regen zugebrachten Nacht hatten unsere Gefährten den Aufstieg fortgesetzt, bis sie an eine Stelle gekommen waren, wo der Pfad in einen fast senkrechten dreißig Fuß hohen Wasserfall verwandelt gewesen war, den zu überwinden sie sich außer stande gesehen hatten.

Wir kehrten nach Galle auf demselben Wege zurück, auf dem wir gekommen waren, und zwar gegen die Zahlung von Mk. 40 Postgeld für jede Person für die elfstündige Fahrt (die Fahrt nach Kandy hatte Mk. 50 gekostet). Von dort schifften wir uns nach einigen Tagen, am 23. Juli auf dem Dampfer Ganges der P. & O. nach Singapore ein.*) Wenn der Aufenthalt an Bord der Nemesis, die uns nach Ceylon gebracht, schon recht viel zu wünschen übrig gelassen hatte, so konnte er ein Paradies gegen das genannt werden, was wir auf dem „Ganges“ durchzumachen hatten. Das Schiff war ein alter langsamer Raddampfer, aus dem mit Mühe sechs Knoten Geschwindigkeit herauszubringen waren, und dessen hauptsächlichste Fracht aus Opium bestand, das einen geradezu unerträglichen und

*) Ceylon, das nach einem ersten ungenauen Census 1824 angeblich 851 440 Einwohner, wahrscheinlich eine Million hatte, zählt heute drei Millionen. Seit 1865 kostet Ceylon der englischen Regierung nichts mehr; die Kolonie bezahlt vielmehr jährlich £ 160 000 für den auf sie entfallenden Anteil an den Ausgaben für militärische Zwecke.

unzweifelhaft gesundheitsschädlichen Geruch im ganzen Schiff verbreitete. Unsere Mission, die allein an Bord war, mußte das Schiff mit einer Anzahl großer fingerlanger Schwaben teilen, die alles anfraßen, wozu sie gelangen konnten. Obgleich sich unter den Passagieren keine dem schöneren Geschlecht angehörige Person befand, durften wir doch nicht auf dem Quarterdeck d. h. dem Hinterteil des Schiffes rauchen, das Essen war gradezu ungenießbar, und obgleich wir aus Ceylon kamen, wo Ananas und Bananen für Spottpreise zu haben waren, erschienen bei der ersten Mahlzeit als Dessert zwei kleine saure Äpfel. Wir besahen uns dieselben mißtrauisch und rührten sie nicht an, aber als sie bei der zweiten Mahlzeit wieder aufgesetzt wurden, steckte sich jeder von uns einen in die Tasche, um damit nach aufgehobener Tafel die Schweine zu füttern. Zur Strafe erhielten wir von da an überhaupt kein Obst mehr; es mußten ersichtlich Daueräpfel gewesen sein, mit denen wir so schnöden Mißbrauch getrieben hatten.

Wir befanden uns in einem an Rebellion grenzenden Zustande und es war nur dem vernünftigen Zureden unsers Chefs zu danken, daß es an Bord eines der Schiffe ihrer Großmächtigkeit der P. & O. nicht zu recht unerquicklichen Auseinandersetzungen kam. Unser Elend sollte indessen ein sehr erfreuliches Ende finden. In Penang, wo wir am 31. Juli einliefen, empfing der dort residierende Vizegouverneur der Straitssettlements Mr. Lewes unsern Chef mit allen seiner Stellung gebührenden Ehren, Salut, Ehrenwache und einer Fahrt in fiocchi durch die Stadt nach dem wohl von jedem Reisenden besuchten Wasserfalle, der sich damals noch in einer vollständigen Wildnis von Felsen und Dschungel befand. Ein vortreffliches Gabelfrühstück folgte, das uns für die Entbehrungen der verflossenen Tage reichlich entschädigte. Gegen Ende des Mahls verbreitete sich immer zunehmend ein Geruch, wie ihn nach unserer Ansicht nur ein stark in Verwesung übergegangenes Tier verbreiten konnte; zuerst versuchten wir ihn nicht zu beachten, dann mußten wir zu unseren Taschentüchern greifen, bis unsere lachenden Wirtinnen, die Frau und vier Töchter des Vizegouverneurs, uns erklärten, daß das

merkwürdige Parfüm, das allmählich das ganze Zimmer angefüllt hatte, von einer Frucht, dem Durian herrühre, der von allen Eingeborenen und auch von allen Fremden, die den durch den Geruch hervorgerufenen ersten Widerwillen überwunden hätten, sehr geschätzt würde. Die Frucht hat die Form und Größe der Brotbaumfrucht, d. h. einen bis drei Köpfe groß mit einer grünen, dicken, warzigen Schale, die eine große Anzahl schwarzer in eine weiße crêmeartige Masse eingehüllter Kerne enthält. Diese Crême wird mit Löffeln gegessen und soll denen vortrefflich munden, die den Mut gehabt haben, sie ein oder zweimal mit zugehaltener Nase zu verzehren. Wir konnten uns zu dem Versuch nicht entschließen, und ich bin auch später nicht im stande gewesen, meinen instinktiven Widerwillen gegen die Frucht zu überwinden. Die Eingeborenen schreiben ihr allerhand Wirkungen als Aphrodisiakum zu und wiegen sie außer der Saison mit Silber auf.

Die Liebenswürdigkeit unserer Wirte, denen wir die Geschichte unserer Leiden an Bord des Ganges erzählt hatten, gipfelte darin, daß sie uns für die sechsunddreißig Stunden, die uns noch von Singapore trennen sollten, eine ganze Bootladung von Nahrungsmitteln aller Art, besonders den herrlichen Mangustins an Bord schickten und uns so in die Lage setzten, den Angriffen des Schiffskochs auf unsere Gesundheit erfolgreichen Widerstand zu leisten. Diese Aufmerksamkeit und die Ehren, die unserem Chef erwiesen worden waren, schienen selbst das Gemüt unsers Kapitäns gerührt zu haben, der uns bis dahin nur die schlechte Seite seines Charakters gezeigt hatte, und derselbe verstieg sich sogar am nächsten Morgen zu der Äußerung, daß, wie er gehört habe, vier preußische Kriegsschiffe in Singapore eintreffen würden und er bedauere keine preußische Flagge an Bord zu haben, die er sonst gehißt haben würde. Ein Wort gab das andere und schließlich bot der Kapitän an, das erforderliche Flaggentuch zu geben, wenn einer unserer Künstler es übernehmen wolle, den Adler zu malen, wozu Maler Berg sich sofort bereit erklärte. Gesagt, gethan. Das Flaggentuch wurde auf Deck ausgebreitet und befestigt und wir alle wurden zum Reiben der chinesischen

Tusche angestellt, mit der unser Künstler sein Meisterwerk ausführen wollte. Nach einigen Stunden fleißigen Pinselns war der Adler fertig und hatte sogar einen gelben Schnabel und rote Fänge bekommen; noch ein paar Stunden, um die Geschichte gehörig trocknen zu lassen, und dann wurde die Flagge in unserer aller und des Kapitäns Gegenwart feierlich abgenommen, aber wer beschreibt das Entsetzen des letzteren (und unsere Schadenfreude), als wir das preußische Wappentier minus Schnabel und Fänge auf den Planken des Quarterdecks abgedruckt sahen. Ob es sich dabei um einen Zufall oder um eine Bosheit unseres Künstlers handelte, will ich dahin gestellt sein lassen, jedenfalls war die dünne, flüssige chinesische Tinte durch das Flaggentuch geschlagen und hatte das Unglück angerichtet. Ich fürchte, daß wir uns bei der Gelegenheit recht schlecht betragen haben, aber wir sahen in dem Vorfall eine Fügung und eine Strafe des Himmels für die scheußliche Behandlung, die uns zu teil geworden war, und versteckten uns hinter den Deckhäusern und dem Schornstein, um unserer Heiterkeit freien Lauf lassen zu können. Am nächsten Morgen wurde das Deck noch länger und energischer gewaschen und gescheuert als sonst, aber als wir es betraten, war unser Adler noch da, so frisch und so schwarz wie am Abend vorher; die chinesische Tusche war tief in das Holz eingedrungen, und wie ich später hörte, hat das ganze Deck abgehobelt werden müssen.

Wir hatten gehofft, vor Dunkelheit in Singapore einzutreffen, aber der „Ganges“ blieb seiner alten Gewohnheit sich nicht zu beeilen getreu und es war beinahe neun Uhr, als wir auf der Rhede (der sogenannte innere, neue Hafen bestand damals noch nicht) eintrafen. Wir gaben uns alle Mühe, unter den Lichtern der ankernden Schiffe zu erkennen, ob eins oder das andere unserer Kriegsschiffe sich unter denselben befänden, als plötzlich durch die stille Nacht die Töne des Zapfenstreichs, wie er in der preußischen Armee und Marine gespielt wird, herüberschallten, denen gleich darauf ein Choral folgte; wir wußten jetzt, daß wenigstens das Flaggschiff des Geschwaders, die Arcona, angekommen war, und einige Minuten später erfuhren wir vom Hafenmeister, daß drei unserer Kriegsschiffe auf der Rhede

lagen. Bald darauf erschienen der Kommodore, die Kapitäne der Schiffe und einige der Offiziere an Bord, und wir verbrachten die halbe Nacht an Deck von der Vergangenheit und der Zukunft plaudernd, während die Gegenwart in den Erregungen vergessen wurde, die das, was wir zurückgelassen hatten und was vor uns liegen mochte, hervorrief. Ich aber dachte daran, daß der Tag unserer Ankunft der Geburtstag meines Vaters war, und sah darin ein günstiges Omen.

III.

Von Singapore nach Jedo.

Singapore. — Indische Sepoys. — Eigentümliche Tischgebräuche. — Currie und Chutney. — Die holländische Reistafel. — Der Tumangong von Johore. — Die Gründung von Singapore. — Malaiische Krisse, Lanzen, Schwalben und Tauben. — Chinesisches Theater und indische Tänzerinnen. — Abfahrt nach Japan. — Achung. — Ein Gewittersturm und seine Folgen. — Allgemeiner Eindruck der englischen Kolonien. — Ursachen ihrer Blüte. — Nachteile der Centralisation der Verwaltung in den Ministerien. — Leben an Bord S. M. S. „Arcona". — Der Taifun vom 2. September. — Untergang des „Frauenlob". — Todesahnung. — Die Bai von Jedo. — Ankunft vor der Hauptstadt des Siogun.

Am nächsten Morgen, dem 3. August, landeten wir in Singapore, wieder in großem Staat, Ehrenwache von einem indischen Regiment, Salut u. s. w. und fuhren dann nach dem unfern an der Esplanade gelegenen Family House des Hotels Esperanza, so benannt nach seiner Besitzerin, einer spanischen Witwe, von gräflicher Geburt. Vor dem Eingang zum Hause standen als Ehrenposten zwei Sepoys von dem Madras-Regiment, das schon die Ehrenwache geliefert hatte; lange, dürre, braune Kerle mit bloßen Füßen, die in breiten ledernen Sandalen steckten, die an einem Lederriemen zwischen der großen und der nächsten Zehe festgehalten wurden; sonst waren sie mit engen, etwas kurzen weißen Hosen bekleidet und mit einer roten kurzschößigen, vorn zugeknöpften zweireihigen Jacke, die auf den Schultern eine Art bunten Wulstes hatte. Auf dem Kopf trugen diese Krieger einen ungeheuren schwarzen Tschako in der Form eines umgekehrten Bottichs d. h. oben viel breiter als unten und auf der Mitte des Bodens mit einem großen roten Wollpuschel

verziert. Es kam mir merkwürdig vor, daß diese Vogelscheuchen die Abkömmlinge von den Kriegern sein sollten, mit denen Warren Hastings und Lord Clive ihre Schlachten geschlagen und die englische Herrschaft in Indien begründet hatten. Später wurde mir noch erzählt, daß man seit dem großen Sepoy-Aufstand in Indien den eingeborenen Soldaten nicht mehr traute, und daß dieselben selbst in Singapore jeden Abend ihre Gewehre abgeben mußten, die in einem von englischen Soldaten bewachten Gebäude untergebracht wurden.

In Singapore begann unsere Arbeit im Ernst, von der Installierung an Bord der Schiffe bis zu der Abfassung unzähliger Berichte, an denen ich mich allerdings nur als Abschreiber beteiligte. Die Einrichtung an Bord war keine kleine Aufgabe. Auf der Arcona wie auf der Thetis waren im Batteriedeck an die Kajüte des Kommodores resp. des Kapitäns anstoßend auf jeder Seite zwei Kammern für Mitglieder der Expedition errichtet worden. Das wäre nun ganz praktisch und bequem gewesen, wenn man nicht auf Befehl aus Berlin, um die Kriegsbereitschaft der Schiffe zu erhalten, die Geschützrohre, die man von den Lafetten hatte abnehmen müssen, in den Kabinen unterhalb der Geschützpforten befestigen zu müssen geglaubt hätte. Um den dadurch in Anspruch genommenen Raum nicht ganz verloren gehen zu lassen, hatte man dann über den Geschützrohren einen hölzernen Tisch angebracht, mit dem Ergebnis, daß, wenn man an demselben schreiben wollte, man seine Beine entweder auf den Tisch legen oder hinter sich zur Thüre herausstrecken mußte, da unter dem Tisch und seitlich von demselben, für die in diesem Falle höchst unbequeme, wenn auch unentbehrliche Verlängerung des Oberkörpers kein Platz war. Die Kojen, Bettstellen, waren querschiffs eingebaut, so daß man, wenn das Schiff rollte, bald auf dem Kopf und bald auf den Füßen stand, während man, wenn es stampfte, in sehr unbequemer Weise von einer Seite des Betts nach der andern geworfen wurde. Indessen, nachdem wir uns eingerichtet hatten und etwas in Ordnung gekommen waren, fanden wir bald heraus, daß unsere Kammern paradiesische

Aufenthaltsorte gegen die ein Deck tiefer gelegenen der Offiziere waren, in denen, mit den kleinen Ochsenaugen, die ihnen Licht und Luft geben sollten, aber fast nie geöffnet werden konnten, auch am Tage Abenddämmerung und eine furchtbare Temperatur und Luft herrschten, und in denen man sich nie allein fühlen konnte, weil man stets die Stimmen der sich in der Messe Aufhaltenden hörte. Die Geschichte mit den Geschützrohren hatte übrigens noch ein unangenehmes Nachspiel für den Marinefiskus. Da man mit keinem Schrubber unter die Rohre konnte, sammelte sich unter ihnen vom Deckwaschen wie von dem Wasser, das bei schlechtem Wetter in die Kammern drang, so viel Feuchtigkeit, daß nach fünfzehn Monaten das ganze Deck an diesen Stellen aufgerissen und die verfaulten Planken herausgenommen und durch neue ersetzt werden mußten.

Der Aufenthalt in Singapore war ein recht angenehmer trotz der furchtbaren Hitze, die dort herrschte, und obgleich die vielen und langen Diners, die wir mitmachen mußten, manchmal nicht zur Verschönerung des Daseins beitrugen. Der erste Eindruck, den wir in dieser Beziehung erhielten, war ein recht eigenartiger. Wir waren zu einem offiziellen Diner bei dem Gouverneur, Obersten Cavanagh, eingeladen worden; als wir dort ankamen, fanden wir die sehr zahlreichen Gäste, die die Spitzen aller Behörden einschlossen, in dünnen weißen leinenen Jacken, wie sie bei uns früher die Kellner aus schwarzem Tuch trugen. Es war dies damals die übliche Dinertracht, und sie ist es wohl auch noch heute. Nachdem unser Wirt und sein Adjutant uns aus ihren Vorräten mit Jacken versehen, und wir unsere Fracks gegen dieselben vertauscht hatten, setzten wir uns zu Tische, entdeckten aber zu unserem Schrecken bald, daß wir in Gefahr waren, an der reich besetzten Tafel Hunger zu leiden, da wir nicht unsere eigenen Diener mitgebracht hatten. Es war dies eine andere Gewohnheit, die sich über den ganzen Osten erstreckte — ich habe noch 1875 in Peking gegen sie ankämpfen müssen — und die, wie man sich denken kann, jede schnelle nnd geregelte Bedienung, eine Hauptbedingung für eine gute Mahlzeit, unmöglich machte. Jeder brachte seinen eigenen

Diener, Inder, Malaien oder Chinesen mit, der sich nur um seinen Herrn kümmerte und für denselben die Speisen aus dem Anrichte-zimmer holte, was nie ohne viel Geräusch und Gerede, und manch-mal nicht ohne Streit zwischen den Dienern abging. Unsere Nach-barn waren so liebenswürdig, ihre Diener zu unserer Verfügung zu stellen, so daß die Sache besser ablief, als es anfangs den Anschein gehabt hatte. Übrigens herrschten im Osten, wie ich später Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, manche recht eigentümliche Sitten und Gebräuche. Man war von einer großen, keine Mühe und Kosten scheuenden Gastfreundschaft, aber für alle Tafelgeräte herrschte eine gewisse Gütergemeinschaft, so daß man nie sicher war, bei den Fremden oder Bekannten, bei denen man eingeladen war, nicht seinen eigenen Tellern, Tassen, Gläsern, Messern oder Gabeln zu begegnen. Diese Leihgeschäfte pflegten sich unter der Dienerschaft abzuspielen, ohne daß die Herrschaften mit Anfragen behelligt wurden, und man erzählte eine ganze Menge Geschichten über mehr oder weniger komische Vorfälle, die sich aus dieser Gewohnheit ergeben haben sollten. Die beste derselben ist die folgende. Zur Zeit als die Vertreterinnen des schönen und zarten Geschlechts in China noch sehr selten waren und ihren civilisatorischen Einfluß noch nicht hatten geltend machen können, d. h. zur Zeit, da oft, viel und tief getrunken wurde und gegen Schluß eines Diners alle gleichzeitig zu reden pflegten, wurde in Hongkong aus irgend einer Versamm-lung zu Ehren von irgend jemand von irgend jemand anderem ein Diner gegeben. Als die Köpfe gehörig erhitzt waren, schlug ein wohlbekannter Herr vor, auf die Gesundheit des Gastgebers mit schottischen Ehren zu trinken. Die letzteren bestehen darin, daß jeder auf einen Stuhl steigt, den einen Fuß auf den Tisch setzt, sein Glas leert und es dann auf dem Tische zerschmettert. Will man dem so Geehrten besonders wohl, so sucht man es so einzu-richten, daß von den auf dem Tische stehen Gläsern und Karaffen möglichst wenige ganz bleiben. Der vorgeschlagene Toast fand in diesem Falle begeisterten Anklang, und nachdem er getrunken wor-den war, sah der Tisch aus wie ein Schlachtfeld, von dem die

Toten und Verwundeten noch nicht fortgeräumt worden waren. Wenige Tage nach diesem Vorfall rief der Vater der Idee seinen chinesischen Haushofmeister und bestellte bei ihm für einige Tage später ein Diner von einigen zwanzig Personen. Bei der Gelegenheit, fügte er hinzu, kannst du auch das neue Glasservice benutzen, das neulich von Hause gekommen und noch nicht ausgepackt ist. Aber, Herr, erwiderte der Chinese, das Service hat ja der Herr neulich bei dem Diner bei Herrn X zerschlagen. —

Ich hatte mir eingebildet, einige der Geheimnisse der anglo-indischen Küche während der Fahrt auf der Nemesis ergründet zu haben, mußte aber bald einsehen, daß meine Kenntnis derselben doch noch eine sehr mangelhafte sei. Der an der Tafel des Gouverneurs servierte Currie sah vortrefflich aus und roch sehr appetitlich, aber als ich den ersten Löffel zum Munde geführt hatte, (das Gericht wird bekanntlich mit dem Löffel gegessen), glaubte ich eine Portion höllischen Feuers herunterschlucken zu sollen. Meine Wohlanständigkeit kämpfte einen kurzen, aber harten Kampf mit meinem Selbsterhaltungstriebe und unterlag, wie ich leider gestehen muß; ich schluckte nicht. Es giebt, ich weiß nicht wie viele Arten von Currie, die entweder nach den Plätzen benannt werden, wo sie en vogue sind, z. B. Bombay-, Kalkutta-, Ceylon- u. s. w. Currie oder nach den Ingredienzen, die zu ihrer Zubereitung benutzt werden, wie z. B. Huhn-, Fisch-, Krabben-, Brotfrucht-, Gemüse- u. s. w. Currie. Currie, von dem hindustanischen „Karhi" bedeutet etwas Geschmortes und bildet mit Reis zusammen die Hauptnahrung der Inder, Birmanen, Siamesen und Malaien, während er zugleich bei jeder Mahlzeit auf dem Tisch der in Indien, Hinterindien und Ostasien angesessenen Fremden erscheint. Die Paste, die dazu dient, ihm den gewürzreichen oder heißen Geschmack zu geben, wie der allgemein gebräuchliche Ausdruck lautet, wird in Indien und Hinterindien täglich frisch aus Kurkuma, Koriander, Ingwer, Pfeffer und anderen Gewürzen bereitet und in der Form eines grünlichen Pulvers ausgeführt. In Indien bildet Ghee, Butter aus den Hochlanden, ein wahrhaft entsetzlicher Stoff, einen Bestandteil des Currie, der mit Reis vermischt genossen wird, während in

Siam die Jauche, die aus einem Topf mit einem Loch herausläuft, in dem unter einem mit einem Stein beschwerten Deckel Fische in der Sonnenhitze verfaulen, als die beste Zuthat zu dem landesüblichen Currie angesehen wird. Chutney, eine Art süß-sauer scharfer Würze aus Kräutern oder Früchten, deren Zusammenstellung und Bereitung einer ganzen Anzahl apoplektischer Stabsoffiziere der anglo-indischen Armee Unsterblichkeit gesichert hat, wird gemeinhin mit dem Currie vermischt. Der großartigste Currie ist aber ohne Zweifel die sogenannte holländische Reistafel, zu der außer der großen Schüssel mit Reis, der mit einem aus einer Muschel mit hölzernem Stiel bestehenden Löffel vorgelegt wird, und außer der Curriesauce einige dreißig größere und kleinere Schüsseln gehören, die farcierte Fische, Beefsteaks, eine Omelette, Bombayducks (kleine getrocknete Fische), Garneelen, Chillies (spanische Pfefferschoten), Mixed Pickles und andere Zuthaten ähnlicher feuriger Natur enthalten. Alles wird in einem Suppenteller untereinander gemischt und mit einem Löffel gegessen; um aber recht gewürdigt zu werden, soll das Gericht verspeist werden, während man sich noch im Nachtkostüm, den Pyjamas, befindet; und hinterher soll man sich, wie das auf Java immer geschieht, für ein paar Stunden ins Bett legen. Die wahrhaft Gargantuaschen Reistafeln, die wir Sonntags bei unseren holländischen Freunden auf Dezima zu verzehren pflegten, und die Quantitäten Bier, mit denen wir sie herunterspülten, sind mir heute noch in beängstigender Erinnerung.

Eine der interessantesten Bekanntschaften, die wir während unsers Aufenthalts in Singapore machten, war die des Tumangong (Temengong) von Johore, des Vaters des vor einigen Jahren verstorbenen oft genannten Sultans desselben Ländchens, der in den englischen Gerichtshöfen als Verklagter in breach of promise Prozessen manchmal eine Rolle zu spielen pflegte. Der alte Herr war der Sohn des Mannes, der als Premierminister des regierenden Sultans, wie man sagt ohne Vorwissen seines Herrn, 1819 an Sir Stamford Raffles den Teil der Küste, zwei Meilen lang und eine Kanonenschußweite breit verkauft hatte, auf dem heute Singapore steht, und es so den

Engländern ermöglichte, Batavia, das sie schon im Frieden von Paris hatten zurückgeben müssen, eine Rivalin zu schaffen, die die Wiedereinführung der von den Engländern während ihrer zeitweiligen Besetzung der holländischen ostindischen Kolonien aufgehobenen Monopolwirtschaft unmöglich machen sollte, und diese Aufgabe nicht nur erfüllte, sondern selbst eins der wichtigsten Handelsemporien im Osten geworden ist. Im ersten Jahre nach der Erwerbung wuchs das Fischerdorf, das seinen Namen danach führen soll, daß ein Prinz von Palembang in der Nähe einen Löwen gesehen hat — Singapore, Löwenstadt — zu einem Platz von 10 000 Einwohnern heran, und heute ist es der Mittelpunkt eines ungeheuren Handels und Verkehrs, und ganze Hügel sind abgetragen und weite Strecken der das Meer einschließenden Mangrove (Mangel)=Sümpfe aufgefüllt worden, um Raum für die immer wachsenden Bedürfnisse der stetig zunehmenden Bevölkerung (1891, 184 554 Seelen, davon 4094 Europäer ohne die Besatzung von 1160 Mann) zu schaffen. Merkwürdigerweise hatte die englische Regierung anfänglich ihre Zustimmung zu der von der ostindischen Gesellschaft getroffenen Maßregel verweigert, und es war erst 1824, nach langen und schwierigen Verhandlungen mit den Regierungen der Niederlande und von Siam und dem Sultan und Tumangong von Johore, die jeder und alle die Oberhoheit über den Platz in Anspruch nahmen, daß er endgültig in den Besitz der Engländer überging.

Der Tumangong, ein alter, dürrer, zahnloser Herr in malaiischer Tracht mit dem nationalen bunten Tuch um den Kopf gebunden, empfing uns in seiner Residenz, die in der Nähe von dem lag, was jetzt der neue Hafen ist. Das Haus war im malaiischen Pfahlbautenstil gebaut, aber die Räume, die wir sahen, waren teilweise mit europäischen Tischen, Stühlen und anderen Möbeln versehen. Eine prächtige Sammlung malaiischer Krisse, Dolche mit geflammten, reich damascierten Klingen und eigentümlichen im rechten Winkel angesetzten Griffen, war im Empfangszimmer ausgelegt: die Griffe und Scheiden vieler derselben waren aus Gold und mit Edelsteinen bedeckt; die Klingen von einzelnen sollten vergiftet sein, und an manche

der sonderbar geformten und gefährlichen Waffen mochten sich wohl Erinnerungen an blutige Thaten früherer Zeiten knüpfen. Auch eine Anzahl kurzer zur Tigerjagd gebrauchter Lanzen, die reich mit gelbem und rotem Golde verziert waren, befanden sich unter den ausgestellten Waffen. Zahlreiche Schwalben, die angeblich zu der Gattung gehören sollten, die die eßbaren Nester macht, flogen durch die offenen Thüren und Fenster ein und aus, während über der Treppe, die zu dem Empfangszimmer führte, in einem Käfig eine kleine Taube von der Art hing, die nach dem Glauben der Malaien hundert Jahre alt werden und dann anstatt eines Eis einen Diamanten von der Größe desselben legen soll. Die beiden Söhne unseres Wirtes, gut aussehende junge Leute von einigen zwanzig Jahren in halb malaiischer, halb europäischer Tracht, machten, nachdem ihr Vater sich zurückgezogen hatte, in sehr liebenswürdiger Weise die Honneurs bei einem nach englischer Art servierten Tiffin, ohne als strenge Mohammedaner an demselben teil zu nehmen. Charakteristisch für die Beziehungen der Engländer zu den Eingeborenen war, daß, als unser Chef später den Tumangong gleichzeitig mit dem Gouverneur und anderen Engländern an Bord der Arcona eingeladen hatte, einige der Gäste fragten, was wir denn mit dem „Nigger" zu thun hätten. Schon in Ceylon waren wir gegen den Umgang mit einem ebenso liebenswürdigen wie wohlunterrichteten englischen Arzt gewarnt worden, weil derselbe eine Eingeborene geheiratet gehabt habe.

Ein anderer interessanter Besuch war der des chinesischen Theaters, eines der größten und besten, das ich gesehen; die Kostüme waren prachtvoll, die Bühne sehr groß, die Musik ohrenzerreißend und gräßlich und die Zuschauer sehr verständnisvoll und empfänglich. Wir gingen hinter die Scene in den Ankleideraum, wo wir ein halbes Dutzend wild aussehender Krieger fanden, die eben damit beschäftigt waren, ihren Gesichtern einen möglichst schreckenerregenden Ausdruck zu geben. Unsere beiden Künstler griffen zu den Pinseln, wir andern thaten dasselbe, und unter allgemeinem herzlichem und gutmütigem Gelächter bemalten wir die Krieger, was nicht nur denselben, sondern auch nachher den Zuschauern ganz be-

sonders zu gefallen schien. Das Spiel war vom chinesischen Standpunkt aus unzweifelhaft vortrefflich, und die Scenen, in denen die kämpfenden Armeen über einander wegsprangen oder Purzelbäume schossen, zu dem, was uns der Lärm von Dutzenden von Gongs schien, was sich aber schließlich als nur von einem verursacht herausstellte, rissen die Zuschauer zu lauten, gellenden Beifallsbezeugungen hin. Von diesem chinesischen Vergnügungsort gingen wir zu dem, was unser malaiischer Führer als ein Kling-(Hindu oder Malabari) Theater bezeichnete, wo einige Tänzerinnen Stellungen vor einem Tische machten, auf dem, was einer der Zuschauer als seinen Gott bezeichnete, stand. Die Weiber waren häßlich, der Raum dunkel und schmutzig, der Zuschauer wenige, und die ganze Geschichte machte einen zahmen, und weder erfreulichen noch interessanten Eindruck. Unsere Hoffnung, einen indischen Nautch (Tanz) mit orientalischen Schönheiten, Pracht und Grazie zu sehen, war wieder einmal getäuscht worden.

Am 12. August verließ die Thetis Singapore, und am 13. folgten ihr die Arcona und der Schoner Frauenlob. Abergläubische Gemüter wird die Thatsache, daß wir das kleine Fahrzeug, eine Gabe der deutschen Frauen an die preußische Marine, auf der Fahrt verloren, in der Ansicht bestärken, daß man keine Reise an einem 13. oder an einem Montag, am wenigsten aber wenn beide auf denselben Tag fallen, antreten soll.

Ich nahm von Singapore zwei Erwerbungen und eine ganze Menge Eindrücke mit. Die eine der ersteren war ein chinesischer Diener Namens Achung, ein greulich häßlicher Hainanese, seines Zeichens, wie alle behaupteten, ein früherer Seeräuber, der sich aber auf der ganzen Reise bewährte und bis zum Jahre 1868 in meinem Dienste blieb. Als er schließlich während meiner Abwesenheit in Osacca davonlief, weil er das ihm zur Zahlung der Hausausgaben anvertraute Geld zur Schmückung einer kleinen Musme, où l'amour va-t-il se nicher? verwendet hatte, nahm er nur Sachen und Geld mit, die andern Leuten gehörten, und ließ meine Sachen unberührt zurück. Die andere war eine sehr schmerzhafte Ohren-

krankheit, die ich mir in einer Nacht geholt hatte, als ein plötzlich ausbrechender furchtbarer Gewittersturm die Jalousien in meinem Zimmer, Glasfenster kennt man in Singapore nicht, aufriß, und ich bei dem Versuch, meine Sachen gegen den eindringenden Regen zu schützen, ganz durchnäßt wurde, und nachher den Rest der Nacht im offnen Zimmer, die eine Jalousie war ganz abgerissen worden, und auf einem feuchten Bett zubringen mußte. Ich habe während einiger zwanzig Jahre von den in längeren Fristen immer wiederkehrenden Anfällen — es handelte sich um für Singapore charakteristische Schwellungen des innern Ohrs — schwer gelitten, und auch jetzt noch erinnert mich die Thatsache, daß bei Erkältungen meine Ohren sehr leicht in Mitleidenschaft gezogen werden, an die Gewitternacht in Singapore. —

Was die Eindrücke betraf, die Singapore nicht allein hervorgerufen, denen es aber so zu sagen den letzten Stempel aufgedrückt hatte, so bezogen sich dieselben hauptsächlich auf die Voraussicht und Energie, mit der die englische Staatsleitung es während langer Jahrzehnte, man kann sagen, Jahrhunderte verstanden gehabt hatte, die Kette seiner Kolonien zu bilden, die den ganzen Erdball mit den Stützpunkten der englischen Marine, und damit der englischen Macht umspannten, sowie auf die verständige und erfolgreiche Art der Verwaltung der so gewonnenen Kolonien. Aden, Ceylon, Penang und Singapore sind Beispiele der ersteren, wie sie uns auf unserer Reise praktisch vor Augen und zu Gemüt geführt wurden, während wir uns bei den Ausflügen und Reisen in den einzelnen dieser Besitzungen von der vortrefflichen Ordnung, die überall herrschte, und namentlich von den überraschend guten Verkehrswegen überzeugen konnten, die alle Punkte von irgend welcher Bedeutung untereinander und mit den Häfen verbanden. Was mir damals als Ursache dieser Erscheinungen unklar vorschwebte, ist mir im Laufe weiterer Jahre und Beobachtungen klar geworden; es ist der thätigen Teilnahme nichtamtlicher Persönlichkeiten an der Verwaltung, auch in den Kronkolonien zu verdanken gewesen, daß die Bedürfnisse des Handels und des Verkehrs, wie des täglichen Lebens in den englischen

Besitzungen eine Berücksichtigung erfahren haben, die in vielen Fällen kaum noch etwas zu wünschen übrig ließ. Es wurde eben weniger vom grünen Tisch aus regiert, als das wohl anderswo der Fall zu sein pflegt, und der fortwährende Verkehr der Beamten mit Großkaufleuten und Rhedern nötigte die ersteren, sich die Lebensbedingungen von Handel und Schiffahrt näher anzusehen und zu berücksichtigen, während es die letzteren zwang, ihre ideellen Wünsche und Forderungen auf das Maß des praktisch Erreichbaren zu beschränken. In den letzten Jahrzehnten ist in diesen Beziehungen zwischen Regierenden und Regierten eine Änderung, und nicht zum Besseren, eingetreten. Die Beschleunigung und Erleichterung des Verkehrs hat die Entscheidungen in allen Fragen viel mehr in die Ministerien in London verlegt, als dies früher der Fall war, und davon ist eine häufigere Mißachtung der lokalen Wünsche und Bedürfnisse unzertrennlich geworden. Die große Sach- und Fachkenntniß der besseren englischen Journalisten, von denen viele einzelne die Kolonien besucht oder jahrelang in denselben gelebt haben, die bedeutende Anzahl von in London anwesenden früher in den Kolonien thätigen Beamten, Kaufleuten und anderen Personen, und vor allen Dingen die Thatsache, daß eine abweichende Meinung, die in sachlicher Form geäußert wird, nicht gleich als eine Art Hochverrat gegen die Allwissenheit und Allweisheit der Bureaukratie angesehen wird, wirken allerdings als eine Art von Abhilfe gegen die Schäden einer allzugroßen Zentralisation, trotzdem läßt sich nicht verkennen, wie gerade die letztere die Ursache mancher Mißgriffe und Irrtümer ist, die hätten vermieden werden können, wenn man weniger an die Unfehlbarkeit der Ministerien geglaubt und den Telegraphen weniger eifrig hätte arbeiten lassen.

Unser Chef hatte sich entschlossen, zuerst nach Japan zu gehen. Die militärischen Operationen hatten in China noch nicht begonnen, aber da wir unter keinen Umständen einen thätigen Anteil an denselben nehmen konnten, so würde unsere Anwesenheit etwa vor Taku uns weder bei der einen, noch bei der anderen Seite in Gunst gesetzt haben, während ein Erfolg der verbündeten Truppen in

China, und an demselben zweifelte niemand, unseren Unterhandlungen in Japan zu gute kommen mußte.

Unsere Fahrt auf der Arcona begann unter den angenehmsten Verhältnissen. Als „Badegäste,“ wie der seemännische Ausdruck lautet, d. h. als Passagiere, befanden sich auf derselben, außer dem Gesandten und den drei Attachés, der Dr. Lucius, der Geologe Freiherr Dr. von Richthofen, der Zeichner Heine, der Kaufmann Spieß und der Photograph Bismarck; ich teilte eine Kammer mit dem Grafen zu Eulenburg, die anderen waren ebenfalls in den im Batteriedeck errichteten Kammern, oder wo das nicht möglich gewesen war, während der Nacht in Hängematten in der Batterie hinter einem Segeltuchvorhange untergebracht. Mit den Seeoffizieren, den Leutnants zur See Schelle, Struben, Graf von Monts, Butterlin, von Schleinitz und Krause, und den an Bord befindlichen Fähnrichen und Kadetten, dem Leutnant des Seebataillons Freiherrn von Imhoff, den Ärzten Dr. Stephani, Wenzel und Köster, dem Intendanturassessor Schmidtke und dem Prediger Kreyher, zu denen noch ein Schwager des Kommodores Sundewall, ein schwedischer Seeoffizier, Baron Bennett kam, entwickelte sich bald ein sehr angenehmes Verhältnis, und der uns ganz neue Dienst an Bord eines Kriegsschiffes nahm unser Interesse vielfach in Anspruch, so daß die Zeit schnell verging. Das Wetter war wunderschön, und Segelmanöver, das Ein- und Aushängen der Schraube, wie das Ins-Schlepptau-nehmen und Loswerfen des „Frauenlob,“ der bei Windstille von der Arcona geschleppt wurde, Lotungen in der Passage zwischen Groß- und Klein-Botel Tabago an der Ostküste von Formosa, wo eine Brandung zu sein schien, die sich aber nur als eine Stromkabbelung herausstellte, die Begegnung eines verdächtigen Schoners, der sich drücken zu wollen schien, schließlich aber die englische Flagge zeigte, ein Angeln nach Haifischen, das uns drei der Meerhyänen einbrachte, und leider auch der Verlust eines Matrosen, der über Bord fiel, und, obgleich ein guter Schwimmer, ehe die von der Arcona und dem Frauenlob ausgesetzten Boote ihn erreichen konnten, verschwand, sorgten für Abwechslung und ließen keine Langeweile aufkommen. Die Musik

des Flaggschiffes spielte morgens und abends, und nach einigem Sträuben hatte sich der Kommodore auch damit einverstanden erklärt, daß, horribile dictu, während gewisser Abendstunden hinter einem Vorhange auf dem Quarterdeck geraucht werden durfte. Zum ruhigen Lebensgenuß kam der Kommodore freilich nicht mehr, seitdem er leichtsinnig genug gewesen war, diese Erlaubnis zu erteilen. „Das Attaché," wie er in seinem schwedischen Deutsch uns nannte, warfen, wie er behauptete, ihre Cigarrenstummel in seine am Heck aufgehängte Gig, oder brannten mit denselben Löcher in den Bezug derselben, wenn er ihn anbringen ließ, um das Innere des Boots gegen eine solche Entweihung zu schützen. So ging alles vortrefflich bis zum zweiten September; leichte, günstige Winde hatten mit Stillen abgewechselt, und wir dampften am ersten September mit dem „Frauenlob" im Schlepptau. Der Abend war ganz besonders schön und warm gewesen, wir hatten außergewöhnlich lange an Deck gesessen, geraucht, geplaudert und uns damit unterhalten, mit dem Frauenlob mit Hilfe von zwei dünnen Leinen, an die eine Flasche befestigt war, zu korrespondieren, das Glas stand hoch und nichts ließ uns die Nähe einer Gefahr ahnen. Gegen vier Uhr morgens wurde ich durch den Ruf, „alle Mann an Deck" geweckt; ich stand schnell auf und zog mich an und ging auf Deck, wo ich gerade noch den Frauenlob aus Sicht verschwinden sah; es wehte hart, eine starke See war aufgekommen, und die Trosse, mit der wir den Schoner schleppten, war gebrochen. Eine Stunde später konnte uns das schnell fallende Glas keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß wir es mit einem Taifun zu thun hatten. Zu der Zeit, von der ich schreibe, d. h. vor vierzig Jahren, war man mit der Theorie der Cyklone nicht so wohl bewandert, wie man das heute ist, und man betrachtete sie noch mit einer Art abergläubischer Besorgnis. Außerdem waren wir so nahe an der Küste von Japan, daß wir nicht versuchen konnten, die Richtung einzuschlagen, die wir hätten nehmen müssen, um den Mittelpunkt des Sturmes zu vermeiden. Unter diesen Umständen blieb uns nichts übrig, als unter dicht gerefften Segeln beizudrehen und uns auf alle Eventualitäten gefaßt

zu machen; um auf dieselben vorbereitet zu sein, wurde auch die Maschine gestoppt, da der Kommodore beschlossen hatte, dieselbe für die äußerste Gefahr aufzusparen.

Ich habe zwei Taifune auf See und einige zwanzig an Land erlebt, aber keine meiner späteren Erfahrungen hat mich meine erste Begegnung mit einem dieser erratischen Wanderer über die chinesische und japanische See vergessen machen können oder ist imstande gewesen, den damals empfangenen Eindruck abzuschwächen. Eine Stunde, nachdem er angefangen hatte zu wehen, war das Meer in eine weiße schäumende Masse verwandelt, deren Gischt, verbunden mit einem furchtbaren Regen, die Luft so verfinsterte, daß man nicht fünzig Meter weit sehen konnte, während das Geheul des Sturmes und das Brausen der Wellen es unmöglich machten, sich selbst mit seinem nächsten Nachbarn anders als durch Zeichen zu verständigen. Der Sturm nahm während der nächsten Stunden fortwährend an Heftigkeit zu, und das Barometer wurde mit um so größerer Aufmerksamkeit beobachtet, als wir, obgleich der Wind sich gedreht hatte, immer näher an die Küste von Japan getrieben wurden. Die wenigen Segel, die wir behalten hatten, waren längst weggeflogen, und alle Versuche, ihre Fetzen einzunehmen, waren vergeblich geblieben, obgleich die Mannschaft unter der Führung unserer jungen Kadetten, die sich wundervoll machten und nie einen Augenblick zögerten, einen Befehl auszuführen, selbst wenn er sicheres Verderben bringen zu sollen schien, wiederholt nach oben geschickt worden waren, aber wieder und wieder trieb sie die Gewalt des Sturms und das Schlagen der Fetzen der Segel zurück, die vom Winde in ihre einzelnen Fäden zerzaust und dann wieder zu Ballen zusammengeknotet worden waren. Man muß wissen, was es heißt, unter solchen Umständen auf den Raaen zu liegen und zu versuchen, ein zerrissenes Segel einzunehmen, wenn das Schiff dreißig Grad überliegt und unter dem Druck der anstürmenden Wellen noch furchtbar überholt, um den ganzen Heroismus unserer Mannschaft und ihrer jungen Führer zu begreifen. Unser Kommodore, ein richtiger alter Salzwasser-Seemann, für den nichts einen britischen

Matrosen übertreffen, oder ihm auch nur gleichkommen konnte, wurde durch das Betragen unserer jungen Matrosen vollständig enthusiasmiert. Als dieselben wieder einmal auf einer Raae lagen und zum zweiten Male vergeblich versuchten, die wütend schlagenden Fetzen eines Segels einzunehmen, drehte er sich zu mir um, der an seiner Seite an einem der über das Deck gespannten Taue hing, und brüllte, um sich verständlich zu machen, mir ins Ohr: „Keine englische Mannschaft hätte das zum zweiten Male versucht, wie meine Leute das gethan haben!" Das war das höchste Lob, das der alte Herr spenden mochte. Zweimal wurde das Schiff von schweren Seen getroffen, die eine riß zwei Böte an Steuerbord fort, und die andere lief über das ganze Deck und schüttete einige Tonnen Wasser in die Batterie, ohne weiteren Schaden zu thun. Unsere Lage wurde indessen immer ungemütlicher, die Wanten begannen nachzugeben, und man fing an, für die Sicherheit der Masten besorgt zu werden. Gegen 10 Uhr ging das Centrum des Sturmes über uns weg; der Wind starb beinah ganz fort, die Sonne brach durch die Wolken, und wir konnten in ihrer ganzen Pracht die grünen, haushohen, mit weißem Schaum gekrönten Wellenberge bewundern, von denen jeder einzelne uns zu vernichten drohte. Es war eine Szene unbeschreiblicher Großartigkeit, die das tapferste Herz mit Schrecken erfüllen konnte und doch wieder so voll von furchtbarer Schönheit war, daß man seine Augen nicht davon losreißen mochte. Auf unserm Schiffe wurde die kurze Pause nach Möglichkeit ausgenutzt und die Wanten durch Takel zusammengezogen, so daß die Masten besser gestützt waren, als der Wind, eine halbe Stunde später, von Südwest nach Süden herumging und mit neuer furchtbarer Gewalt einsetzte. Die Lage wurde ernster, das Schiff konnte nicht auf demselben Kurs liegen bleiben, aber wie wenden? Daran, ein Segel zu setzen, war nicht zu denken; die Mannschaft wurde also in die Wanten des Fockmastes geschickt, um den Wind zu fangen und so das Manöver zu erleichtern. Den Leuten wurden vom Sturm die Hemden vom Leibe gerissen, aber es half nichts, und das Schiff weigerte sich hartnäckig,

dem Steuer zu folgen. Da entschloß sich der Kommodore, die Maschine angehen zu lassen, gleichzeitig wurden aber auch alle Vorbereitungen getroffen, um, falls dieselbe versagte, den Fock- und Großmast zu kappen. Es war, wie ich nicht in Abrede stellen will, ein unangenehmer Augenblick, als ich die Zimmerleute mit den Äxten antreten sah. Der Befehl „langsam voraus“ wurde gegeben, und nach zwei mißlungenen Versuchen folgte das gute Schiff dem Steuer und wendete sich von den Gefahren der japanischen Küste ab. Es schien fast, als ob nach dem Erfolg des Manövers der Taifun es aufgegeben gehabt hätte, weiter gegen uns anzustürmen; gegen 2 Uhr nachmittags dampften wir bereits in verhältnismäßig ruhiger See. Sobald wir Zeit hatten, etwas anderes zu thun als für unsere eigene Sicherheit zu kämpfen, wendeten sich unser aller Gedanken unserm kleinen Gefährten, dem Frauenlob, zu. Die ausgezeichneten Segeleigenschaften und die Schwimmkraft des kleinen Schiffes wie die Trefflichkeit seines Kommandanten und seiner Mannschaft schienen hinreichend Gewähr für seine Sicherheit zu geben, aber ich konnte ein Gespräch nicht vergessen, das ich am Tisch meines Chefs, am Tage ehe wir Singapore verließen, mit dem Kommandanten des Frauenlob Leutnant zur See Retzke gehabt hatte. Derselbe, einer der bravsten und tüchtigsten Offiziere unserer Marine, sagte mir im Laufe der Unterhaltung, daß er nicht lebendig von der Expedition zurückkehren werde. Ich sah ihn ganz verwundert an und fragte ihn, ob er denn kein Vertrauen in sein Schiff habe. Im Gegenteil, antwortete er, der Frauenlob ist das beste Schiff, das wir hier draußen haben, er schwimmt wie eine Ente, und während alle andern bei der Fahrt um das Kap Böte verloren haben, hat er allein keins eingebüßt, aber ich komme nicht wieder nach Hause. Diese Todesahnung des braven Offiziers sollte nur zu bald in Erfüllung gehen.

Wir kreuzten während des Restes des Tages und hielten scharfen Ausguck nach dem Frauenlob; da wir aber nichts von ihm entdecken konnten, nahmen wir am 3. morgens unsern Kurs auf die Jedobai, da auch die Arcona viel Wasser machte und in dem Sturm ersichtlich stark gelitten hatte.

Ich kann hier noch hinzufügen, daß wir nie mehr etwas vom Frauenlob, seinem Kommandanten oder seiner Mannschaft gesehen oder gehört haben; er war und blieb verschollen, und es ist niemals auch nur ein Stück Holz von ihm oder der Hut eines Matrosen an den Strand getrieben worden, der nicht weit von der Stelle entfernt war, wo sein Schicksal ihn ereilt haben mußte. Ob das Gewicht des großen Geschützes, das er auf Deck trug, ihn zum Kentern gebracht oder eine der großen Seen ihm das Deck eingeschlagen haben mag, das Geheimnis seines Untergangs ist nie gelöst worden und wird es nicht werden, bis die Toten auferstehen und ihre eigene Geschichte erzählen. Einer meiner Freunde, Fähnrich zur See von Reibnitz, der zu der Bemannung des Frauenlob gehörte, wurde im letzten Augenblick abgelöst und auf die Thetis geschickt, um im Notfall als Dolmetscher verwendet werden zu können, da er auf der niederländischen Kriegsmarine gedient hatte und der holländischen Sprache mächtig war; keine Nachricht von diesem Wechsel erreichte die Heimat, und seine Familie trauerte während vieler Monate um ihn, bis Briefe aus Japan meldeten, wie er dem Schicksal des Frauenlob entgangen sei.

Eine Woche später ging die englische 10-Kanonenbrigg Camilla in einem andern Taifun zwischen Hakodade und Jedo unter; auch von ihr ist nie wieder etwas gehört worden.

Wenn wir am 2. September alle Schrecken des japanischen Meeres kennen gelernt hatten, so zeigten uns der 3. und 4. alle Schönheiten desselben. Am zweiten dieser Tage liefen wir in die Bai von Jedo ein; das blaue Wasser und die grünen Ufer derselben, und die Tausende von größeren und kleineren Böten, die über ihre leicht gekräuselte Oberfläche dahinglitten, gewährten einen entzückenden Anblick, während über dem ganzen Bilde der Fürst der Berge, der Fujiyama, emporragte und demselben einen seiner Schönheit würdigen Abschluß gab. Während wir langsam durch die damals noch fast ganz unbekannten Gewässer unsern Weg verfolgten, öffnete sich eine Bai nach der andern vor unsern Augen, bald Wachthäuser und Batterien, bald kleine oder größere, in

grünen Hainen gebettete Dörfer, wie ein Wandelbild vor unsern Augen entrollend. An andern Stellen lagen Hunderte von Fischerböten auf einen sandigen Strand aufgezogen, während andere sich zur Abfahrt bereiteten oder gerade von ihrem Tagewerk zurückkehrten. Die seltsamen Zeichen auf den braunen Segeln gaben uns viel zu sehen und zu raten, während die kräftigen Gestalten der braunen Ruderer in vielen der Böte und ihre an klassische Vorbilder erinnernden Stellungen bei der Arbeit uns mit Verwunderung erfüllten, und manches freundliche „Oheio," „guten Tag," wurde zwischen den Fischern und uns ausgetauscht, wenn ihre Böte nahe genug bei unserm Schiff vorbeikamen.

Die Sonne ging unter, bevor wir unsern Ankerplatz erreichten, da unser Chef beschlossen hatte, direkt nach Jedo zu gehen, ohne Yokohama oder Kanagawa, wie es damals offiziell genannt wurde, zu berühren; er hoffte, daß uns dadurch manche, sonst unvermeidlichen Weiterungen erspart bleiben würden. Wir krochen langsam in der zunehmenden Dunkelheit weiter und fühlten unsern Weg mit dem Lot, während zahlreiche Lichter allmählich aus dem Meere auftauchten und den Platz anzudeuten schienen, wo die zum Schutz der Hauptstadt des Taikuns errichteten Forts lagen. Am Bord der Arkona herrschte Totenstille, nur von den Rufen der Leute am Lot und dem Rauschen des von dem Bug unsers Schiffs geteilten Wassers unterbrochen, endlich kam das erwartete Kommando scharf und klar, der Anker fiel und einen Augenblick später ertönte die Weise des alten Chorals „Nun danket alle Gott," den preußische Soldaten so oft auf einem schwer erkämpften Schlachtfelde gesungen haben, und der jetzt an dem entferntesten Punkte, den Leute des Schwesterdienstes je erreicht hatten, zum Himmel den Ausdruck ihrer und unserer Dankbarkeit trug für den Schutz, der uns während der ganzen Reise, und besonders während der letzten Tage zu teil geworden war und uns sicher zu unserm ersten Ziel geführt hatte.

Wir hatten kaum Zeit gehabt, uns an den Gedanken zu gewöhnen, daß wir in der Bai von Jedo, und unter den Geschützen

der dieselbe beherrschenden Forts zu Anker lagen, als ein japanisches Wachtboot anlegte, um sich zu erkundigen, welcher Nation der neue Ankömmling angehöre. Sie erhielten die Antwort, daß das Schiff ein preußisches Kriegsschiff sei, das einen preußischen Gesandten an Bord habe, und gleichzeitig wurde ihnen eine preußische Flagge gezeigt, von der sie in Eile eine flüchtige Skizze anfertigten, bevor sie uns wieder verließen.

Unsere Verhandlungen mit Japan hatten begonnen.

IV.

Japan.

Erster Eindruck. — Ungünstige Aussichten. — Historischer Rückblick. — Kuge und Buke. — Igeyas. — Der Sieg der Buke und die Dynastie der Tokugawa. — Schaukelsystem. — Erbfolgefragen. — Die Gosanke. — Das Siogunat. — Feinde ringsum. — Das Haus von Mito. — Die Gosankio. — Die Ankunft der Fremden. — Der Regent. — Icamon no cami's Ermordung. — Ando Tsusima no cami. — Vertragsverhandlungen. — Abschluß des Vertrags mit Preußen. — Landung in Jedo. — Akabane. — Ein Taifuntag. — Ungemütliche Existenz. — Japanische Pferde und Reiter. — Besuch in Sinagawa. — Japanische Theehäuser. — In Gefahr. — Leben in Jedo. — Einkäufe. — Holländische Dolmetscher. — Ausflüge. — Pflanzen- und Tierleben. — Liebenswürdige Leute. — Ein Schießhaus. — Ein Tempel des Kriegsgottes. — Asaksa. — Der Kwannon-samma. — Jahrmarkt. — Ein Wachsfigurenkabinett. — Dangozaka. — Chrysanthemen-Ausstellung. — Rokusaburo, Anglerfreuden. — Ein japanischer Wallfahrtsort. — Nach Yokohama. — Megaski. — Einen Kuß, bitte. — Mißhelligkeiten zwischen Kaufleuten und Diplomaten. — Gespannte Lage. — Leben und Treiben in der Fremdenniederlassung. — Politische Wolken. — Einweihung eines Denkmals für ermordete Russen. — Selbstmord Hori Oribe no camis. — Verschwörung gegen die Fremden. — Heuskens Ermordung. — Sein Begräbnis. — Differenzen zwischen den fremden Vertretern. — Stellung unseres Chefs. — Trauriges Scheiden von Jedo. — Nach Nagasaki. — Stürmische Fahrt. — Desima. — Holländische Gastfreundschaft. — Fest in Mogi. — Beunruhigende Gerüchte. — Russische Courtoisie. — Abschied von Japan.

Als wir am nächsten Morgen an Deck kamen, konnten wir wenig oder nichts von der Stadt sehen. Wir lagen ungefähr sechs Kilometer von den Forts entfernt, die auf flachen Stellen in der Bucht erbaut waren, und zwischen denselben und der Stadt waren mindestens noch zwei Kilometer. Bei Hochwasser war die Bai von

zahlreichen Dschunken und Fischerböten belebt, während bei niedrigem Wasser ein breites Band von Schlick sich zwischen den Forts und dem Ufer hinzuziehen schien.

Am Vormittage kamen die Dolmetscher der amerikanischen und französischen Gesandtschaft, die Herren Heusken und Abbé Girard an Bord, um im Namen ihrer Chefs ihre Dienste anzubieten, und einige Stunden später folgte denselben, der französische bevollmächtigte Minister Mr. Duchêsne de Bellecourt. Die Nachrichten, welche derselbe brachte, waren wenig ermutigend. Er erzählte, daß der japanische Staatsrat in den letzten Tagen ein amtliches Rundschreiben an die verschiedenen, bereits in Japan beglaubigten Gesandtschaften gerichtet habe, in welchem er dieselben auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, einen Besuch von Jedo durch die preußischen Kriegsschiffe und die Mission zu verhindern, da die Regierung, während sie auf der einen Seite kaum in der Lage sei, den Abschluß eines neuen Vertrages abzulehnen, auf der anderen ihre Schwierigkeiten dadurch zehnfach erhöht sehen würde. Unser Chef beschloß indessen, diese an die anderen Gesandtschaften gerichtete Mitteilung zu ignorieren, und benachrichtigte den Staatsrat, Gorogio, sowohl von seiner Ankunft, wie von dem Zweck seiner Mission, indem er denselben zugleich ersuchte, ihm während der Dauer der Verhandlungen ein Haus am Lande anzuweisen. Hierauf erfolgte eine in sehr freundlichen Ausdrücken gehaltene Antwort, in der der Staatsrat unserm Chef zugleich mitteilte, daß ein im Quartier von Akabane, nicht weit von der Landungsstelle gelegenes Haus bereit gestellt worden sei, um ihm und seinen Begleitern während des Aufenthaltes in Jedo als Wohnung zu dienen.

Bevor ich zu der Erzählung meiner, unserer Erlebnisse in Japan übergehe, dürfte ein kurzer Abriß der politischen Lage, wie wir dieselbe bei unserer Ankunft vorfanden, zum Verständnis der späteren Ereignisse erforderlich sein. Nicht als ob wir, oder irgend jemand anders damals schon in der Lage gewesen wären, die Ursachen der in Japan herrschenden Wirren in ihrem ganzen Umfange zu übersehen, die geschichtliche Grundlage, auf der dieselben entstanden, hat sich

vielmehr erst später als das Ergebnis gemeinsamer Arbeit zahlreicher Forscher herausgestellt; wir und andere, wenn wir auch die Wirkungen sahen und spürten, und mehr oder weniger richtige Rückschlüsse auf die Ursachen derselben machten, tappten 1860 doch meistens im Dunkeln und mußten uns mehr oder weniger auf das verlassen, was den guten Diplomaten macht, die Feinfühligkeit, die auch in der Finsternis den leitenden Faden nicht verliert, und wir jüngeren hatten in dieser Beziehung einen vortrefflichen Lehrer und Wegweiser in unserem Chef, der mit sicherem Fuße die eingeschlagene Richtung verfolgte und trotz großer, scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten zum Ziel gelangte.

Der lange Kampf zwischen dem Hofadel, den Kuge, und dem Schwertadel, den Buke, meistens Abkömmlinge von jüngeren Söhnen aus Familien der ersteren, hatte 1603 durch den Sieg des Gründers der Siogundynastie der Tokugawa einen, wie es während mehrerer Jahrhunderte schien, endgültigen Abschluß gefunden. Die Ausschließung der Kuge von allen Regierungsgeschäften wurde ein anerkanntes Prinzip, und ihnen blieb nichts als der Hofdienst bei der Person des hochverehrten, aber thatsächlich in enger Gefangenschaft gehaltenen Mikado, der der Außenwelt unter der nicht unzutreffenden Bezeichnung des geistlichen Kaisers bekannt war. Gleichzeitig mit dieser vollständigen Beseitigung der Kuge und dem Übergang der Herrschaft in die Hände der Buke erfolgte die bis dahin oft versuchte, aber niemals ganz und dauernd durchgeführte Umwandlung der theokratischen Form der Regierung in die feudale. Dasselbe war unter der Regentschaft der Hodjo, 1205 bis 1326, unter den Ashikaja Siogunen, 1334 bis 1573, und unter Taikosamma 1586 bis 1598, vielleicht der bedeutendsten Erscheinung der japanischen Geschichte, der sich vom Pferdeknecht zum allmächtigen Herrn des Reichs aufgeschwungen hatte, versucht worden, immer aber an den Streitigkeiten untereinander gescheitert. Die Erinnerung an diese Vorgänge und vielleicht die eigene, durch die langen Kämpfe gegen seine Gegner und Rivalen verursachte Erschöpfung, mögen Iyeyas' zu der Schaffung des „Schaukelsystems“ veranlaßt haben, durch das er seinen Nach-

kommen die Herrschaft zu sichern suchte, und das nach zwei und einem halben Jahrhundert ihren Sturz herbeiführte.

Der Mikado und die erblichen Großen seines Hofes, die er zu ernennen und befördern gewohnt gewesen war, behielten nominell ihre Stellungen, wurden aber jedes thatsächlichen Einflusses beraubt, während ihr Einkommen auf ein Minimum reduziert wurde. Dem Mikado wurde untersagt, sich in die Regierung zu mischen, Audienzen zu erteilen und selbst seinen Palast zu verlassen, und eine starke Garnison des Siogunṡ in Kioto sorgte dafür, daß diese Anordnungen streng befolgt wurden. Die Höflinge des Mikados behielten ihren Rang und ihre Titel, und die mächtigsten unter den großen Territorialherren, sowie die höchsten Würdenträger der Regierung des Siogunṡ mußten sich vor Leuten in den Staub werfen, die nicht das Einkommen ihrer Thürhüter oder Stallknechte hatten, und die daher doppelt geneigt sein mußten, Geschenke anzunehmen, d. h. sich bestechen zu lassen, obgleich die Annahme jedes Geschenks und jede Beziehung zu den feudalen Herren des Landes, wie auch z. B. jede eheliche Verbindung zwischen Familien des Hof- und Schwertadels auf das strengste verboten war.

Die ganze Regierung lag in den Händen des Siogunṡ, dessen Verwandte und Vasallen indessen einen gewissen Anteil an derselben dadurch nahmen, daß sie ein erbliches Anrecht auf gewisse Stellungen, wie z. B. der der Regenten im Falle einer Minderjährigkeit, der Mitglieder des ersten und zweiten Staatsrats u. a. m. hatten, während bei gewissen besonders wichtigen Fragen die Lehnsträger, Vasallen und Beamten des Siogunṡ sich in abgesonderten Kammern versammelten und berieten, wobei, wie natürlich, die Ansicht und der Rat, der in direkten Beziehungen zur Regierung stehenden Kammern, d. h. der aus Vasallen und Beamten bestehenden den Ausschlag zu geben pflegte. Die großen Landesherren wurden Lehnsträger des Mikado, entweder direkt, wie im Falle der achtzehn Mächtigsten unter ihnen, oder indirekt, durch den Siogun, während der niedere Adel entweder Vasall des Siogunṡ oder der Landesherren wurde, innerhalb deren Territorien sie ansässig waren.

Den Gefahren, welche dieses komplizierte System mit sich bringen mußte, hatte man dadurch vorzubeugen gesucht, daß man die Landesherren, große wie kleine, sowohl in Jedo, wo sie während bestimmter Zeiten residieren mußten, wie in ihren eigenen Gebieten so mit Vorschriften umgab, daß sie thatsächlich wenig mehr als Gefangene in ihren eigenen Palästen waren. Auch ihre Minister, Karo, waren erblich und unter strikter Überwachung, so daß auch in den Gebieten der Landesherren die eigentliche Macht in den Händen von Familien und Mitgliedern des niederen Adels lag, was bei der Restauration des Mikados in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Aufhebung des feudalen Systems und die Mediatisierung der Landesherren wesentlich erleichterte. —

Das ganze System war, wie man sieht, ein sehr künstliches und wurde dadurch kein festeres, daß, während die größeren Landesherren im Norden und Osten des Reichs eng mit dem Siogun verknüpft waren, die im Süden und Westen desselben sich mehr aus Erschöpfung, als weil sie wirklich besiegt und niedergeworfen waren, der Herrschaft des Iyeyas' gebeugt hatten. Es konnte daher von ihnen erwartet werden, daß sie jede günstige Gelegenheit wahrnehmen würden, das ihnen aufgezwungene Joch abzuwerfen, sowie ihnen dieselbe geboten wurde. Das sollte im Laufe der Jahre durch Mitglieder der regierenden Familie geschehen.

Der Zusammenbruch würde voraussichtlich schon bald nach dem Tode des Gründers der Dynastie erfolgt sein, wenn seine ersten Nachfolger nicht Männer gewesen wären, die durch ihre persönliche Thatkraft und Thätigkeit das ersetzten, was dem System an Zusammenhang und Festigkeit mangelte. Während sie de jure nur die Ersten unter den großen Landesherren, primus inter pares, waren, verstanden sie es, sich in der That zu den absoluten Herren des Landes zu machen, indem sie selbst die größten Landesherren des Westens und Südens zu einer vasallenartigen Unterwerfung zwangen. Aber von dem Augenblick an, in dem die Siogune und ihre Berater, im Vertrauen auf den unzweifelhaften Erfolg ihrer Vorgänger und die äußerlich herrschende Ruhe und Unterwerfung,

begannen, in ihrer Überwachung nachzulassen, traten alle Fehler des Systems in ihrer ganzen Schärfe zu tage.

Als Iyeyas' 1616 starb, hinterließ er fünf Söhne; vier derselben hatte er die bedeutenden Lehen von Echizen, Owari, Kii und Mito übertragen, während er die Regierung seinem zweiten Sohn Hide Tada übergab. Der Herr von Echizen, der wie seine Gefolgschaft auf die Nachfolgeschaft seines Vaters gerechnet hatte, fand sich enttäuscht, wahrscheinlich weil er früher von Taicosamma adoptiert gewesen war, und dadurch, nach strengem Recht, aufgehört hatte, noch weiter zur Familie des Iyeyas' zu gehören. Von den drei andern Herren von Owari, Kii und Mito, gemeinsam unter dem Namen „Gosanke“, die drei hohen Häuser bezeichnet, wurden nur die beiden ersten für nachfolgeberechtigt, im Falle des Aussterbens der direkten Deszendenz ihres älteren Bruders erklärt. Die Ausschließung Mitos wurde dadurch verständlich, daß er mit der Tochter eines früheren Gegners seines Vaters vermählt war; aber während ihm, wie gesagt, die Nachfolgeberechtigung abgesprochen wurde, wurde ihm und seinen Nachkommen zugleich die Stellung als Vice-Siogun zugesprochen, für den Fall, daß ein Siogun schlecht regieren sollte, sowie das Recht, dem Mikado aus den Familien Owari und Kii, oder selbst aus denen der andern großen Landesherren einen neuen Siogun zur (nominellen) Ernennung zu präsentieren. Er war außerdem der einzige Landesherr, dem das Privilegium erteilt wurde, sich direkt an den Mikado wenden zu dürfen. Diese Anordnungen waren ersichtlich dazu bestimmt, das Gleichgewicht zwischen dem Einfluß der verschiedenen Zweige der Tokugawa-Familie unter- und gegeneinander herzustellen und zu erhalten, aber auch sie konnten nur wirksam bleiben, solange die Exekutive stark genug blieb und willig war, ihre Durchführung zu erzwingen.

Zweimal machten Siogune den Versuch, die Hoffnung und die Möglichkeit der Nachfolge von den Häusern Owari und Kii auf jüngere Söhne ihrer eigenen Familie zu übertragen, so bereits der Sohn des Iyzyas', Hide Tada, und der dritte Siogun Tsune Siye,

aber in beiden Fällen zerstörte ein früher Tod der so Bezeichneten die Hoffnungen ihrer Väter. Als 1715 die direkte Nachkommenschaft Hide Tadas ausstarb, wurde der Herr von Kii, Josi Mune, zum Siogun erwählt, der sofort ebenfalls versuchte, die Nachfolge seiner Familie zu sichern; während er seinen ältesten Sohn Iye Siye zu seinem Nachfolger bestimmte, machte er seinen zweiten, dritten und vierten Sohn zu Herren von Taiassu, Shimidsu und Hitutsbashi und bestimmte, daß aus diesen drei Familien, denen er den gemeinsamen Namen Gosankio, die drei hohen Herren, gab, statt aus den Familien von Owari und Kii im Falle des Aussterbens seiner direkten Descendenz aus dem älteren Sohne, der Nachfolger gewählt werden solle. Die Maßregel erwies sich als verderblich und kann als sehr wesentlich zu dem Sturz des Siogunats beigetragen habend bezeichnet werden, da sie in späteren Jahren dem intriganten und ehrsüchtigen Hause von Mito die Gelegenheit und den Vorwand zur Einmischung gab. Schon die ersten Fürsten von Mito hatten sich, wahrscheinlich aus Ärger über ihre Ausschließung von der Erbfolge, gegen das Siogunat gewendet und sich an die Spitze einer ursprünglich nur litterarischen Bewegung gestellt, die den Zweck verfolgte, den alten nationalen Glauben, den Shintoismus, wiederherzustellen und so in Wirklichkeit, während sie zu gleicher Zeit große Achtung vor den klassischen Lehren der Chinesen zur Schau trug, den Kampf für den Mikado, den Nachkommen der nationalen Götter, gegen das mehr auf buddhistischer Grundlage beruhende Siogunat aufzunehmen. Der zweite Prinz von Mito, der 1622 geboren wurde und 1700 starb, leitete diese Bewegung ein, die den Sturz des Siogunats herbeiführte, und sein Enkel, der seit 1850 als der alte Prinz von Mito bekannt war, trug sehr wesentlich zu demselben bei. Von heftigerer und unruhigerer Gemütsart als sein Großvater, wurde er es bald müde, den Shintoismus und die Unterwerfung unter den Mikado zu predigen, und stellte sich 1840 an die Spitze eines Aufstandes gegen das Siogunat, das indessen noch stark genug war, den Aufstand ohne große Mühe zu unterdrücken. Der Leiter der Erhebung wurde verhaftet, zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt,

d. h. in einem Palast eingeschlossen und mußte zu gunsten seines Sohnes abdanken.

So standen sich zahlreiche feindliche Parteien gegenüber, bereit, in jedem Augenblick den Kampf um die höchste Gewalt zu beginnen, als Kommodore Perry in Japan eintraf. Die Kuge und der Siogun, derselbe und die südlichen Fürsten, der Siogun und der Fürst von Mito intrigierten einer gegen den andern, jeder mit der Absicht, die Person des Mikado, des nominellen, wenn auch thatsächlich machtlosen Herrschers von Japan in ihre Gewalt zu bekommen, oder in derselben zu behalten, um ihn für ihre besonderen Zwecke auszunutzen. Die Bewegung, die schließlich den Sturz des Siogunats herbeiführte, war daher keine neue, sie wurde auch nicht durch die Ankunft der Fremden hervorgerufen, wohl aber gab dieses Ereignis und die von den Barbaren gestellten Forderungen, besonders die der Eröffnung des Landes für den Verkehr mit dem Auslande, den verschiedenen der Regierung feindlichen Parteien ein gemeinsames Feld, auf dem sie sich verständigen konnten, und ein gemeinsames Losungswort, die Vertreibung der Barbaren, von dessen Wirkung auf die große Masse der Bevölkerung sie überzeugt sein konnten. Erhob der Siogun die Fahne des Reichs gegen die Fremden, so konnten die Verwicklungen mit denselben, seinen Gegnern mehr als eine günstige Gelegenheit bieten, weigerte er sich aber dies zu thun, so verstieß er nicht allein gegen den Willen des Mikados, des Hüters der nationalen Ehre und Abgeschlossenheit, sondern er verletzte damit auch die heiligsten Gefühle des nationalen Stolzes, der die Kämpfe mit und den Sieg über die Fremden und Christen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht vergessen hatte, und mußte damit in seinem eigenen Lager Zwietracht und Uneinigkeit erwecken. In diesem besonders wichtigen Augenblick, während die Verhandlungen mit Kommodore Perry über den Abschluß eines Vertrages zwischen Japan und den Vereinigten Staaten schwebten, und im Schoße der Regierung selbst Meinungsverschiedenheiten herrschten, starb der Siogun, Iye Yoshi 1853. Sein Tod war von verdächtigen Umständen begleitet, und es wurde behauptet, daß er

von einem seiner Diener, nach anderen von seiner Gemahlin ermordet worden sei, die dazu durch einige seiner eigenen Räte angestiftet worden sei. In ihm verlor Japan einen klugen und energischen Fürsten; sein junger und schwächlicher Sohn Iye Sada folgte ihm nach, während der erbliche Regent I kamon no kami die Zügel der Regierung ergriff und mit der Macht derselben auch die Verantwortlichkeit für dieselbe übernahm. I kamon, Herr von Hikone, der erste der Gofudai Daimiyos, d. h. derjenigen Landesherren, die direkte Vasallen des Siogung waren, war ein kluger und thatkräftiger, aber wie seine Feinde wenigstens behaupten, auch absolut unskrupulöser Mann, der entschlossen war, die alte Verfassung des Reiches und damit die Macht des Siogung aufrecht zu erhalten. Da er die Lage bald verstand, und gar keine Lust hatte, für seine Gegner die Kastanien aus dem Feuer zu holen, indem er das Siogunat in einen Kampf mit den Fremden verwickelte, setzte er den Abschluß des Vertrages mit Kommodore Perry gegen den Willen des Mikados und der Anhänger desselben durch. Für einige Zeit hatte es den Anschein, als ob es ihm gelungen sei, den Widerstand des Hofes von Kyoto und der großen Landesherren zu unterdrücken, aber 1858 während der Verhandlungen über einen neuen Vertrag mit den Vereinigten Staaten starb der junge Siogun, wie gesagt wird, ermordet auf Anstiften Nari akis, des alten Fürsten von Mito. Der Fürst von Hitutsbashi hätte nachfolgen sollen, aber er war ein Sohn des alten Fürsten von Mito, der dem Hause adoptiert worden war und 21 Jahre alt; seine Wahl würde damit den Sturz des Regenten bedeutet haben, und I kamon war nicht der Mann, den Kampf ohne Widerstand aufzugeben. Er erklärte, daß der verstorbene Siogun den jungen zwölf Jahre alten Fürsten von Kii als seinen Nachfolger bezeichnet habe, und wußte dessen Wahl durchzusetzen; der Knabe wurde der vierzehnte Siogun, unter dem Namen Iye Mochi. Der Regent war jetzt mächtiger als je zuvor, der Fürst von Mito wurde zu strenger Einschließung in seinem Palast verurteilt, die Fürsten von Owari, Hisen, Tosa und Uwajima, die sich ihm widersetzt hatten, mußten abdanken, und einige der mächtigsten

der südlichen Fürsten, selbst der mächtige Herr von Satzuma, wurden zu Gefängnis verurteilt. Hitutsbashi wurde vom Hofe von Jedo verbannt und ebenfalls in seinem Palast interniert, aber während der Regent so auf der ganzen Linie erfolgreich zu sein schien, erging ein geheimer Befehl des Mikados an den alten Prinzen von Mito, die Lage genau zu überwachen und alles daran zu setzen, damit die Regierung des Siogung sofort die erforderlichen Maßregeln ergreife, um die Barbaren in die See zu treiben. Als ein Mittel zur Erreichung dieses Zieles wurde der Regent im März 1860 von Lohninen von Mito, d. h. aus dem Dienst dieses Hauses geschiedenen früheren Dienern desselben ermordet, im Angesicht des Thores des Schlosses des Siogung, und während sich die Züge zweier Fürsten des Hauses Tokugawa auf dasselbe hin bewegten. Sein Platz wurde nicht als nominelles, aber als thatsächliches Haupt der Regierung von Ando Tsusima no kami, dem Vorsitzenden des ersten Staatsrats, eingenommen, mit dem auch mein Chef zu verkehren hatte. Ando war ein Mann von großer Geschicklichkeit und Energie und ebenfalls entschlossen, den bestehenden Zustand der Dinge zu erhalten, aber er besaß weder die Macht noch den Einfluß seines Vorgängers. Auch ihn räumte später ein Angriff anderer Lohnine aus dem Wege, die zwar nicht seinem Leben, aber seiner politischen Laufbahn ein Ende machten.

Das war die Lage, die wir bei unserer Ankunft in Jedo vorfanden. Der Siogun war auf allen Seiten von Feinden umgeben; der Mikado, die Kugé, die südlichen Daimiyos, der Fürst von Mito, wie die andern Glieder des Hauses Tokugawa, waren ihm alle gleich feindlich gesinnt, und er konnte nicht einmal unter seinen eigenen Lehnsträgern und Vasallen, den Gofudai Daimiyos und den Hattamotto auf absolute Treue für seine Person und seine Sache rechnen. Die Ankunft der Fremden und der Abschluß von Verträgen mit ihnen war, wie schon bemerkt, nicht die Ursache der vorhandenen Spannung, aber er hatte sie gesteigert und die Gefahr eines gewaltsamen Ausbruchs näher gerückt. Die Feindseligkeit gegen die Fremden, die mehr als einmal in verräterischen Morden

unschuldiger Opfer ihren Ausdruck fand, diente einem doppelten Zwecke; während sie den persönlichen Haß der Mörder befriedigte, sollte sie die Regierung des Sioguns in Schwierigkeiten mit den fremden Mächten verwickeln, deren Unterthanen so ruchlos hingemordet wurden, in der Hoffnung, daß der daraus entstehende Konflikt der sogenannten patriotischen Partei eine Gelegenheit geben würde, ihren Gegner anzugreifen und über den Haufen zu werfen.

Vielleicht ist hier der beste Platz, den Verlauf der Verhandlungen des Grafen zu Eulenburg mit der japanischen Regierung kurz zu skizzieren. Am 14. September, bei dem ersten Besuch, welchen derselbe dem Staatsrat abstattete, erklärten die japanischen Minister den Abschluß des gewünschten Vertrages für absolut unmöglich, und wenn sie sich am 2. Oktober zu dem Versprechen herbeiließen, schriftlich erklären zu wollen, daß sie später bereit sein würden, einen Vertrag abzuschließen, — ein Versprechen, das sie kurz zuvor der holländischen Regierung, mit Bezug auf die Schweiz, gegeben hatten, eine Thatsache, die uns nicht wenig hinderlich war, da der Abschluß eines Vertrages mit uns zugleich den eines zweiten mit der Schweiz bedeutete —, so verstanden sie sich doch erst am 6. Dezember, d. h. nach beinahe dreimonatlichen Verhandlungen dazu, einen Vertrag, aber nur mit Preußen, abschließen zu wollen, da sie die große Zahl der unter dem Namen Zollverein und Deutschland einbegriffenen Staaten erschreckte. Am 24. Januar 1861 wurde nach weiteren sechswöchentlichen, oft recht schwierigen, immer sehr angreifenden Verhandlungen der Vertrag in Akabane unterzeichnet, nachdem die japanische Regierung am Tage vorher die Erklärung abgegeben hatte, daß die in Japan sich aufhaltenden Preußen bis zur Inkrafttretung des Vertrages nicht belästigt und nicht ausgewiesen werden sollten. Eine solche Erklärung, deren Abgabe seitens Japans mein Chef zur Bedingung des Vertragsabschlusses gemacht gehabt hatte, war um so notwendiger, als die japanische Regierung kurz vor unserer Ankunft, wie man sagte, auf Drängen der englischen Vertretung, an die fremden Gesandten eine Mitteilung gerichtet hatte, in der sie die Ausweisung aller,

nicht Vertragsmächten angehörigen Fremden forderte. Daß der Vertrag nur mit Preußen abgeschlossen wurde, war insofern ein Nachteil, als dadurch die Flaggen der andern deutschen Staaten von dem Verkehr mit Japan ausgeschlossen blieben; den deutschen Kaufleuten stand frei, den preußischen Schutz nachzusuchen, was sie auch vielfach thaten, und der ihnen nie versagt wurde. Charakteristisch für die Beziehungen zwischen Preußen und den andern deutschen Staaten ist, daß, als ich, wie ich später Gelegenheit haben werde, ausführlicher zu erzählen, 1867 die japanische Regierung dazu veranlaßte, alle Schiffe unter der Flagge des norddeutschen Bundes zuzulassen, bevor eine solche Forderung seitens des Bundes an sie gerichtet worden war, ich bei dieser Gelegenheit feststellen konnte, daß mein niederländischer Kollege seit Anfang 1866 im Besitz von Vollmachten der Hansestädte war, für dieselben einen Vertrag mit Japan abzuschließen, ein um so auffallenderes Vorgehen, als ich wohl sagen darf, daß es mir in meiner Eigenschaft als preußischer Konsul in Japan gelungen war, das Zutrauen aller meiner deutschen Landsleute zu erwerben, was auch ein mir von denselben bei Antritt eines Urlaubs im Jahre 1866 überreichtes Ehrengeschenk bewies.

Doch jetzt weiter mit der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse während unsers Aufenthalts in Jedo. Am 8. September landeten wir mit einer gewissen Feierlichkeit, indem fünf bewaffnete Böte die Gig des Kommodores begleiteten, in der sich auch unser Chef befand. Es hatte den Vormittag über stark geregnet und der Tag war wolkig und trübe, ab und zu mit einem Regenschauer, so daß der Eindruck unsers Einzugs in Jedo kein besonderer gewesen sein dürfte; trotzdem hatten der von der Arcona gefeuerte Salut, die lustigen Klänge der Musik und der taktmäßige Tritt unserer vierzig Seesoldaten, die dem Chef als Ehrenwache dienten, einige der Bewohner der Häuser, die wir passierten, vor die Thüren gelockt. Wir hatten uns alle mit japanischen Pferden beritten gemacht und müssen auf den hohen Bocksätteln, mit hochgezogenen Knieen in viel zu kurzen Steigbügelriemen und Füßen, die in gewaltigen

eisernen Sabots, den japanischen Steigbügeln, steckten, einen nichts weniger als feierlichen Anblick geboten haben. Ein Marsch von zwanzig Minuten brachte uns nach den uns angewiesenen, hinter dem Begräbnisplatz einiger Siogune in Shiba gelegenen Gebäuden, die auf den ersten Blick den Eindruck einer Anzahl von größeren und kleineren schwarz angestrichenen, inwendig weiß beklebten Geflügelkäfigen machten, die um einen ebensolchen größeren Käfig umherstanden und mit einem hohen schwarzen Bretterzaun umgeben waren. Bei näherer Besichtigung entwickelte sich der größere Käfig als das uns zur Wohnung angewiesene Gebäude, in dem eine Anzahl größerer und kleinerer Räume, rechts und links von einem, das Ganze durchschneidenden Korridor, lagen, der vorn mit einer ganz hübschen Eingangshalle begann und hinten mit einer mächtigen Küche endigte. Der Fußboden der Zimmer war mit einige Zoll dicken Matten belegt, Thüren und Fenster (alles Schiebethüren) mit Papier beklebt, die Wände weiß tapeziert, alles sehr sauber und zierlich, aber an nichts erinnernd, was wir bis dahin als menschliche Behausungen kennen gelernt und anzusehen gewohnt gewesen waren. Das ganze Gebäude, mit allem was drum und dran hing, war ursprünglich in Simoda, dem ersten dem Verkehr mit den Fremden geöffneten Hafen errichtet gewesen, um dort für etwaige fremde Gesandte als Unterkunft zu dienen; nach dem Abschluß des zweiten Vertrages mit den Vereinigten Staaten, der den fremden Vertretern die Hauptstadt des Siogune öffnete, war das Haus abgebrochen, nach Jedo gebracht und dort wieder aufgestellt worden. Wir nahmen von unserer neuen Residenz, die wir fünf und einen halben Monat bewohnen sollten, mit der gebührenden Feierlichkeit Besitz, die preußische Flagge wurde auf einem in der Mitte des Hofes errichteten Flaggenmast unter den Klängen der Musik und dem Präsentieren der Ehrenwache aufgehißt, was die Japaner mit einem gewissen Unverständnis mit ansahen, und dann gingen wir in unsern nicht übermäßig sauberen Stiefeln und Kleidern in das Haus, was sie mit einem gelinden Entsetzen erfüllte. Bekanntlich betritt ein Japaner niemals ein Haus, ohne seine

Sandalen abzulegen, und, wenn er zu Fuß gegangen ist, ohne auch die Strümpfe auszuziehen und die Füße zu waschen, aber es wäre von uns wirklich zu viel verlangt gewesen, uns diesem Zeremoniell fügen zu sollen, besonders, da auch bald eine Temperatur eintrat, die das Sitzen in Strümpfen, in einem ungeheizten und mehr als zugigen Raum, zu einem lebensgefährlichen Experiment machen konnte. Einige der Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten, japanische Geheim- und vortragende Räte, zwei Räte und ein Spion, o metz'ke, die Dreizahl, unter der es die Japaner damals nicht thaten, erschienen zum Empfange unsers Chefs und tranken ein Glas Champagner, wobei sie sich als sehr wohlerzogene Leute erwiesen, abgesehen von einem, der seine Befriedigung über die dargebrachten Genüsse durch ein landesübliches, übrigens aus China importiertes, herzhaftes Rülpsen, ausdrückte. Unsere Eskorte, mit Ausnahme einiger Leute, die als Ordonnanzen zurückblieben, und die Offiziere, die uns begleitet hatten, kehrten an Bord der Arcona zurück, und wir befanden uns allein in der Mitte der Stadt Jedo, die, wenn man den Berichten Glauben schenken durfte, einige Millionen Einwohner haben sollte, von denen einem großen Teil nicht gerade freundliche Gesinnungen gegen die fremden Eindringlinge nachgesagt wurden. Unser neues Heim war eine Kuriosität in sich selbst, und es nahm uns einige Zeit, bis wir uns allmählich an die Thatsache gewöhnten, daß niemand schnarchen konnte, ohne die ganze Bewohnerschaft des Hauses in Mitleidenschaft zu ziehen, und daß, wenn einer einem andern etwas mitteilen wollte, was nicht sofort Gemeingut aller werden sollte, dies in den leisesten Flüstertönen geschehen mußte. Das einzige Wesen, das sich sofort an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen schien, war eine Ziege, die für Wochen an Bord der Arcona gewesen war und sich ausschließlich von Hobelspänen genährt hatte.

Wir hatten das Tier mit an Land genommen, um ihm Gelegenheit zu geben, in seine Diät einige Abwechselung zu bringen, aber obgleich auf unserm Hofe, oder richtiger auf unsern Höfen, denn wir hatten eine ganze Anzahl derselben, zwischen den Steinen

etwas Gras wuchs, weigerte sie sich doch entschieden, etwas anderes zu genießen, wie unsere Fensterscheiben, die allerdings aus Papier und noch dazu nicht aus Lumpenpapier, sondern aus dem Bast eines Baumes, der Brussonetia papyrifera, bestanden. Sie stieß mit der Nase oder den Hörnern ein Loch in eine Scheibe und riß das Papier in langen Streifen ab, die sie mit ersichtlichem Vergnügen verzehrte. Da sie auf die Dauer mit dieser Gewohnheit besonders bei abnehmender Temperatur recht unbequem wurde, und Ziegen in Japan selten und sehr gesucht waren (eine Ziege bildete oft die hauptsächlichste Anziehung einer herumziehenden Menagerie), so wurde sie schließlich einem der japanischen Beamten geschenkt, dessen Bekanntschaft wir gemacht hatten. Nach den letzten Nachrichten, die wir von ihr erhielten, ehe wir Japan verließen, hatte sie ihre Diät nicht geändert und fuhr fort, sich dabei vortrefflich zu befinden.

Unsere erste Nacht in Akabane war in Wirklichkeit eine wahrhaft entsetzliche. Gegen zwei Uhr des Morgens sprang ein starker Wind auf, aus dem sich schnell ein furchtbarer Taifun entwickelte; das Haus zitterte und schwankte, als ob wir an Bord eines Schiffes, statt auf festem Boden gewesen wären, die Vorsetzläden, mit denen die Veranda unsers Hauses geschlossen war, klapperten, der Wind pfiff durch ihre Öffnungen, und wo der Regen einen Weg fand (und er that das nur an zu vielen Plätzen), wurde das Papier, das unsere Thüren, Fenster, Wände und Decken bedeckte, schnell in durchnäßte Lumpen verwandelt, die sich überall loslösten. Der Tag war noch schlimmer als die Nacht, und wir verbrachten unsere Zeit damit, einen trocknen Platz zu finden, was die im Hause herrschende Finsternis nicht gerade erleichterte; alle Vorsetzladen hatten nämlich geschlossen bleiben müssen, wenn wir nicht in unseren Zimmern vollständig überschwemmt werden wollten. Man kann sich kaum einen elenderen Zustand denken, als einen Regentag in einem japanischen Hause. Glücklicherweise hörte am Nachmittage der Regen auf, und ein japanischer Tapezierer besserte schnell den Schaden aus, den Wind und Wetter angerichtet hatten. Unser gutes Schiff hatte

auch unter dem Taifun zu leiden gehabt. Da die Mannschaft erst sehr spät und stark erschöpft von dem langen Rudern an Bord zurückgekehrt war, und außerdem nichts den Ausbruch eines solchen Unwetters voraussehen ließ, hatte man die Böte nicht geheißt und selbst die Bootsgeschütze, mit denen sie armiert worden waren, in ihnen gelassen. Als der Sturm aufbrach, war es nicht mehr möglich gewesen alle Geschütze zu bergen, ein Boot war umgeschlagen und das Geschütz in dem sumpfigen Boden der Bai von Jedo verloren gegangen. Der arme erste Offizier der Arcona war in großer Gefahr, das Geschütz bezahlen zu müssen, und es dauerte eine lange Reihe von Monaten, bis er von der Anklage freigesprochen wurde, den Verlust durch Nachlässigkeit verschuldet zu haben, und er so den unangenehmen Folgen entging, die seine Rücksichtnahme auf die erschöpfte Mannschaft für ihn zu haben drohte.

Das erste, was wir in Jedo thaten, war Pferde zu kaufen, häßliche, rauhhaarige, ungeschlachte Ponnies, unbeschlagen, aber mit Strohsandalen, die mit dicken Strohstricken um ihre Fesselgelenke befestigt waren, gewohnt von der rechten Seite bestiegen und mit Gebissen geritten zu werden, die nicht viel dicker wie eine starke Stricknadel waren, furchtbare Werkzeuge, um das Maul eines Pferdes zu zerreißen. Sie waren so bösartig, daß sie im Stall mit dem Kopf nach dem Stallgange und so befestigt werden mußten, daß sie den Kopf kaum bewegen konnten, da es sonst gefährlich gewesen sein würde in ihre Nähe zu kommen. Nach jedem Ritt wurden sie mit heißem Wasser abgewaschen, wobei die Bettos, die Stallknechte, ein zischendes Geräusch zwischen ihren Zähnen hervorstießen, wie ja bei uns auch ein ähnliches beim Putzen hervorgebracht wird. Ein Japaner auf dem hohen ungarischen Sattel, von dem rechts und links zwei lange und breite Stücke mit Ölpapier überklebter Pappe herabhingen, die es dem Reiter unmöglich machten, dem Pferde mit den Schenkeln, oder selbst mit einer Peitsche nahe zu kommen, mit beinah bis zur Höhe des Sitzes des Sattels emporgezogenen Knieen, und dessen Füße in großen, schweren, eisernen, schuhförmigen Steigbügeln steckten, die hinten offen und vorn mit einem Stück blauen

Baumwollenzeugs an dem Sattel befestigt waren, war einer der komischsten Anblicke, die man haben konnte. Nimmt man dazu einen großen flachen Hut von lackierter Pappe oder Binsengeflecht, der unter dem Kinn mit fast zolldicken, weißen Stricken befestigt war, weiße gestrickte Handschuhe, die bis zum Ellbogen reichten, ein weites Obergewand, unter das sich der Wind zu setzen und es aufzubauschen pflegte, und ein Paar Schwerter, die anscheinend durch den Mann selbst gesteckt waren, und ihm das Aussehn eines auf die Nadel gesteckten Käfers gab, so hat man das Ideal eines japanischen Reitersmannes, wie dieselben uns bei unseren Ausritten in großer Anzahl zu begleiten pflegten. Wenn unsere Wächter, denn sie dienten mindestens ebensoviel dazu uns zu überwachen, wie uns zu beschützen, so auch besonders zu Pferde eine ziemlich komische Figur spielten, so muß ich auf der anderen Seite ihre andauernd gute Laune unter für sie neuen und fremden und manchmal gewiß recht erschwerenden Umständen rühmend anerkennen. Nur gewohnt sich zu Pferde in langsamem und feierlichem Schritt, womöglich mit einem oder zwei Stallknechten am Kopf des Pferdes zu bewegen, folgten sie uns unverdrossen in scharfem Trab oder Galopp auf unseren Ritten auf den engen schlüpfrigen Pfaden zwischen den Reisfeldern, und wenn einer von ihnen, wie das nicht selten geschah, bei einer scharfen Wendung, oder über einen der vielen kleinen die Wege durchschneidenden Gräben stürzte, so war er der erste darüber zu lachen. Es war ein Anblick, der unsere Lachmuskeln jedesmal in Bewegung setzte, einen der wackeren kleinen Kerle über den Kopf seines Pferdes wegschießen zu sehen, während seine Strohsandalen einen größeren Bogen beschrieben und erst die Mutter Erde berührten, nachdem ihr Besitzer dieselbe schon geküßt hatte. Während eines unserer Ritte prellte das Pferd eines der Jakunine, wie der Titel unserer Begleiter war, an ein mit Fässern voll flüssiger Jauche beladenes Packpferd, deren Inhalt ihn ganz besudelte. Er roch wie ein halbes Dutzend Abzugsgruben und mußte sich eiligst von uns trennen, und begleitet von dem Gelächter seiner Gefährten, nach Hause reiten. Für die nächsten Wochen war es ein stehender Scherz für uns, wenn er in

unsere Nähe kam, uns mit allen Zeichen des Entsetzens die Nase zuzuhalten, seine Kameraden nahmen den Spaß auf, und doch verlor der kleine Mann nie seine gute Laune und schien sich über den schlechten Witz ebenso zu amüsieren wie wir selbst. Wie schon erwähnt, hatten unsere Begleiter neben der Aufgabe uns zu schützen die, uns an jedem näheren oder nicht von der Regierung erlaubten Verkehr mit der Bevölkerung zu verhindern, und wir fanden bald heraus, daß sie diesen letzteren Teil ihrer Aufgabe als den wichtigsten betrachteten, und wir uns im Fall eines Angriffs durch einen der zweischwertigen Vagabunden nur auf uns selbst zu verlassen haben würden. Trotzdem hatte unsere Eskorte insofern ihr Gutes, als sie uns gegen jede Belästigung oder unziemliche Neugierde des gewöhnlichen Volks schützte. Im dichtesten Gedränge genügte eine Handbewegung eines unserer Begleiter, oder ein Wink mit Fächer oder Reitstock, die Reitpeitsche war in Japan unbekannt, um uns sofort Raum zu verschaffen.

Zwei der ersten Ritte, die ich mit einigen meiner Gefährten unternahm, waren für Land und Leute und die herrschenden Zustände so charakteristisch, daß sie eine nähere Erwähnung verdienen. Wir hatten so viel von den japanischen Theehäusern gehört, daß wir die erste Gelegenheit benutzten, unsern Jakuninen zu sagen, uns in ein solches zu führen, was sie auch ohne viele Umstände thaten. Sie brachten uns zu einem der größten Theehäuser in der Vorstadt Sinagawa, die das erste oder letzte Nachtquartier für die sich von oder nach Jedo begebenden Daimiyos bilden, und die, wenn nicht in dieser Weise besetzt, nächtlich die Szenen wüster Gelage mit den dorthin gebrachten öffentlichen Mädchen und Geishas (Sängerinnen und Tänzerinnen) und das Stelldichein Tausender von zweischwertigen Männern zu sein pflegten, die dort hinkamen, um sich zu amüsieren, sich zu betrinken, sich miteinander zu zanken und zu schlagen, oder die Schneide ihrer Säbel an irgend einem unglücklichen Bettler oder Hunde zu versuchen, Mordthaten oder Räubereien zu planen und Verrat gegen die Regierung des Siogun anzuspinnen, Thatsachen, die uns damals ganz unbekannt

waren. An dem Morgen, an dem wir diese Vorstadt besuchten, durch die die große Landstraße, der Tokaido, nach dem Süden führt und die jedermann, der von dort, also auch von Yokohama nach der Hauptstadt kommt, passieren muß, waren alle Spuren der Schwelgereien der vergangenen Nacht verschwunden und sie machte einen durchaus ruhigen und anständigen Eindruck. Vor dem Thore eines der größten Theehäuser empfing uns eine lächelnde Wirtin und eine Schar junger hübscher Mädchen und führten uns in das obere Stockwerk, in die hintersten Räume, von denen wir eine weite Aussicht auf die Bucht von Jedo und die sie verteidigenden Forts hatten. Ich muß hier übrigens gleich bemerken, daß ein Theehaus nichts anderes ist, wie ein Restaurant, in das die Leute gehen, um zu frühstücken, zu dinieren und zu soupieren, mit oder ohne weibliche Begleitung, die dann aber stets von einem andern Hause gebracht wird, um die Gäste zu unterhalten und zu amüsieren. Die Aufwärterinnen in den Theehäusern selbst sind nicht besser und nicht schlechter als die in einem guten europäischen Café mit weiblicher Bedienung und dürfen nicht mit den Mädchen verwechselt werden, die man in einer Brasserie oder Animierkneipe findet. Selbstverständlich giebt es auch unter den Theehäusern bessere und schlechtere, aber ein Theehaus zu besuchen, wie das in Japan sehr häufig von ganzen Familien geschieht, ist an sich selbst nichts Ungehöriges, alles hängt von der Begleitung ab, in der man sich in dasselbe begiebt.

Unsere erste Bekanntschaft mit Eßstäbchen, japanischer Küche, in der roher, in ganz dünne Scheiben geschnittener Fisch, Mengoro (Schweinsfisch), der mit Soya und geschabtem Meerrettich serviert wurde, eine Hauptrolle zu spielen schien, und Saki, Reisbranntwein, in kleinen Kännchen serviert und heiß aus liliputanischen Täßchen getrunken, machte keinen besonderen Eindruck auf uns; alles war eigentümlich, durch seine Zierlichkeit und Kleinheit ansprechend, aber fade und nichtssagend, das beste waren die Neuheit der Situation, die wundervolle Aussicht und die lächelnden Gesichter um uns herum. So setzten wir uns denn wieder zu Pferde und ritten

nach Hause, wo wir mit der Erzählung des Erlebten viel Neugierde und Neid erweckten; es blieb aber der erste und letzte Besuch in einem Theehause in Sinagawa, den Mitglieder unserer Mission machten; die Jakunine, die uns dorthin geführt hatten, wurden wegen gröblicher Pflichtverletzung sofort aus der Gesandtschaft entfernt, und unser Chef wurde ersucht, eine Wiederholung ähnlicher leichtsinniger Streiche seitens seiner Begleiter in Zukunft zu verhindern, da dieselben nicht allein das Leben derselben, sondern auch die guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern gefährden konnten. Ich werde später Gelegenheit haben, auf Sinagawa und die Theehäuser in demselben zurückzukommen.

Unsere zweite Erfahrung war noch bezeichnender für die Zustände im Lande, obgleich wir damals kaum ihre volle Bedeutung verstanden und erst im Licht späterer Ereignisse die Gefahr begriffen, in der wir geschwebt hatten.

Wir waren zu dreien in die Stadt geritten, als wir, aus einer Seitenstraße herauskommend, uns plötzlich an der Hauptstraße, dem Tokaido, sahen, der Jedo als die Fortsetzung der das ganze Reich durchziehenden Landstraße von Süden nach Norden durchkreuzt, so daß von der auf demselben innerhalb der Stadt befindlichen Brücke, der Niponbachi, alle Entfernungen gemessen werden. Die ganze Straße war von dem Zuge eines Landesherrn eingenommen, der entweder von einem Besuch zurückkehrte oder die Reise in sein Gebiet antrat. Die Zahl seiner Begleiter war eine sehr große, aber die Prozession machte keinen besonderen Eindruck, da die Leute nur zu zweien in der ganz leeren Straße gingen, während die Bewohner der an derselben gelegenen Häuser und sonstige Passanten in mehreren Reihen am Rande derselben knieten. Die übertriebene Art und Weise, wie die Leute mit hochgehobenen Beinen gingen und den linken Arm fast wagerecht vom Körper fortstreckten, während sie auf der rechten Hand Lanzen und andere Embleme aufrecht trugen, machte einen fast komischen Eindruck auf uns, die wir ruhig vor der Straße hielten und das neue Schauspiel mit Interesse betrachteten. Plötzlich, als ein reich lackierter Norimon (Palanquin), den eine kleine

Schar zweischwertiger Leute umgab, sich näherte, trennten sich zwei Leute von dem Zuge und kamen auf uns zu, während ein dritter sich dem Norimon näherte, scheinbar, um dem Insassen desselben eine Meldung zu machen oder einen Befehl entgegenzunehmen. Die beiden ersten Leute kauerten unmittelbar vor den Füßen unserer Pferde mit dem Gesicht nach dem Zuge nieder. Wir bemerkten einige Bewegung in der den Norimon umgebenden Gruppe, aber als derselbe vorüber war, standen die beiden Leute, die vor uns gekauert hatten, auf und schlossen sich dem Zuge wieder an, aber nicht ohne vorher vor die Füße unserer Pferde gespuckt zu haben. Wir verstanden erst später, wie groß die Gefahr, in der wir uns damals befunden hatten, thatsächlich gewesen war. Die beiden Leute waren unzweifelhaft mit der Absicht auf uns zugekommen, die grobe Beleidigung zu rächen, die wir ihrem Fürsten nach japanischen Begriffen dadurch zugefügt hatten, daß wir bei seiner Annäherung nicht von den Pferden gestiegen waren, und es würde nur eines Winkes von seiten des großen Mannes bedurft haben, dessen Befehle der dritte unzweifelhaft eingeholt hatte, um die beiden ersten zu veranlassen, ihre Säbel zu ziehen und auf uns einzuhauen. Die Tragödie, welche sich achtzehn Monate später auf dem Tokaido in der Nähe von Kanagawa abspielte, als Leute, die zu der Begleitung von Shimadzu Saburo, dem Vater des Fürsten von Satzuma, gehörten, den Engländer Richardson und seine Begleiter angriffen und den ersteren niederhieben, während die anderen schwer verwundet wurden, hätte ebenso gut an dem Tage, den ich erwähne, in den Straßen von Jedo stattfinden und Mitglieder der preußischen Expedition ihr zum Opfer fallen können.

Unser Leben in Jedo war sonst ein sehr angenehmes; bei dem langsamen Gang der Verhandlungen hatten wir wenig mehr zu thun als das Tagebuch der Gesandtschaft zu führen, das später als Grundlage für das von der preußischen Regierung herausgegebene, von unserem Gefährten, dem Maler Berg, mit großem Fleiß und Sorgfalt bearbeitete Werk über die Expedition nach Ost-Asien gedient hat. Die Sorgen über den Ausgang des Unternehmens, die unserem

Chef manche schlaflose Nacht bereiteten, plagten uns weniger, und wir genossen mit vollen Zügen, was die Lage uns Neues, Eigentümliches und Schönes bot. Unsere Vormittage brachten wir mit Spaziergängen und Ritten in die Stadt zu, bei denen wir die Läden besuchten, die wir zufälligerweise entdeckten, oder in die unsere Jakunine uns führten, oder mit Handeln und Feilschen mit den zahlreichen Kaufleuten, die von einer frühen Morgenstunde an unseren Haupthof füllten und uns mit allem in Versuchung führten, was die japanische Kunstindustrie hervorbrachte. Lack- und Metallarbeiten, sowie Elfenbein- und Holzschnitzereien waren spottbillig, nicht nur im Vergleich zu dem, was sie in Europa gekostet hätten, sondern zu den Preisen, die wenige Jahre später gefordert wurden, aber unsere Mittel waren beschränkt, und obgleich jeder von uns eine ganz respektable Anzahl von Kisten mit den in Japan gemachten Einkäufen füllte, blieb doch vieles übrig, was wir gern erworben hätten und leider nicht erstehen konnten. Nachmittags machten wir meistens in Begleitung unseres Chefs längere Spazierritte in die Umgebung der Stadt oder in derselben selbst und entdeckten manchen köstlichen Platz, den bis dahin noch nie der Fuß eines Fremden betreten hatte. Unser steter Begleiter und häufiger Führer bei diesen Ausflügen war der Dolmetscher der amerikanischen Gesandtschaft, Heusken, den der Ministerresident der Vereinigten Staaten, Herr Harris, unserm Chef zur Verfügung gestellt hatte, und der sich als ein ebenso vortrefflicher Kenner des Landes wie liebenswürdiger Gesellschafter entwickelte. Herr Heusken war Holländer, wie solche damals bei allen Gesandtschaften angestellt waren, da die holländische Sprache das amtliche Verständigungs- und Verkehrsmittel mit der japanischen Regierung bildete. Es schrieb sich das noch aus der Zeit her, in der die Holländer auf Desima die einzigen Fremden waren, mit denen die Japaner Berührung hatten. Wie alle Posten in Japan erblich waren, so waren es auch die der Dolmetscher in Nagasaki, die mit ihren Familien, wenigstens zum Teil, nach Jedo versetzt wurden, als die Anwesenheit der fremden Vertreter sie dort notwendig machte. Man kann sich vorstellen, wie mühsam und zeit-

raubend eine Verhandlung wurde, wenn der fremde Gesandte zuerst in seiner Sprache sprach, die von seinem Dolmetscher ins Holländische und von einem japanischen Dolmetscher ins Japanische übertragen wurde und die Antwort des japanischen Staatsmannes in derselben Weise zurückkam. Der Chef der japanischen Dolmetscher, Moriyama, war auf allen Gesandtschaften eine bekannte und beliebte Persönlichkeit, die aber auch ihre komischen Seiten hatte, so wenn er mit großem Ernst behauptete, daß die bei den Gesandtschaften angestellten Holländer ihre Muttersprache nicht kennten, weil dieselben die Sprache unserer Zeit sprachen, während Moriyama noch das Holländische sprach und besonders schrieb, das seine Vorfahren vor Hunderten von Jahren gelernt hatten.

Es dürfte schwer sein ein Land zu finden, das an natürlichen Schönheiten und besonders an dem engen Zusammengedrängtsein derselben so reich ist wie Japan, und wie ganz besonders auch die nächste Umgebung von Jedo. Auch die Stadt selbst macht, die an der See und dem sie durchströmenden Flusse, dem Ogawa, dem großen Flusse oder auch nur dem Flusse, wie die Japaner sagen, liegenden Teile ausgenommen, hiervon keine Ausnahme; sie ist auf einer Anzahl von Hügeln gebaut, die sich weit ins Land hinein erstrecken, bis sie die große Bergkette erreichen, die gewissermaßen das Rückgrat der Hauptinsel des japanischen Reichs bildet. Während die Thäler, durch die gewöhnlich ein Bach und zahlreiche zur Entwässerung und Bewässerung dienende Wasserrinnen laufen, angebaut sind, sind die Hügel zum größten Teil mit immergrünen Bäumen und Bambussen bewachsen. Im Herbst geben die gelben Blätter zahlreicher Ahornarten und die roten der wild wachsenden Azaleen und wilden Weinarten der Gegend ganz besondere Farbe und Leben. Die Kamelien, die oft fünfzehn Fuß und mehr hoch werden, sind mit Knospen und Blumen, meistens roten, bedeckt und die Blätter der Palmen und Baumfarren ragen aus dem dichten Gebüsch hervor, während die ganze Gegend mit Schnee bedeckt ist. Aus dunklen Kryptomerienhainen leuchten die rotbemalten Tempel der Buddhisten, an jedem hübscheren Platze findet man größere

oder kleinere Theehäuser mit wunderlichen kleinen Gärten, die für Liliputaner angelegt scheinen, und in Wirklichkeit auch nur zur Augenweide, nicht zum Betreten dienen sollen, und Nachahmungen des Fujiyama, ragen zwischen jetzt blätterlosen Bäumen hervor, die im Frühjahr mit Kirsch- oder Pflaumenblüten bedeckt sein werden, die der ganzen Landschaft den rosigen Schimmer geben, den wir auf japanischen Farbendrucken in eine Art von rosa Wolken verwandelt finden, die dem fremden Beschauer unverständlich und unnatürlich erscheinen, die aber der Wirklichkeit mehr entsprechen, als man anzunehmen geneigt sein könnte. In den Thälern sitzen Tausende und Abertausende von wilden Gänsen, schnattern, schreien und fressen, ohne die geringste Rücksicht auf ihren natürlichen Feind, den Menschen, zu nehmen, denn sie wissen sehr wohl, daß es dem Japaner, der wagen würde, ein Gewehr im Umkreise von dreißig Kilometern vom Palast der Sioguns abzufeuern, an Kopf und Kragen gehen würde. Die Ankunft der Fremden brachte darin eine schnelle und vollständige Veränderung hervor, aber die klugen Tiere wußten sich den neuen Verhältnissen bald anzupassen; während sie früher so zahm waren, daß man sie von dem belebten Tokaido aus mit der Reitpeitsche treffen konnte, wurden sie bald auch in Japan so scheu, wie wir gewohnt sind, sie bei ihren winterlichen Wanderungen bei uns zu sehen. — Seine Herrlichkeit der Kranich, o tsuru samma, wie die Japaner ihn nennen, stolzierte über die Felder oder tanzte mit ausgebreiteten Flügeln ein feierliches Menuet, zu der raschelnden Musik der gefiederten Binsen, die der Herbstwind gegeneinanderschlug, während aus jedem Dickicht der Ruf eines Fasans oder das Whrr eines andern aufgehenden ertönte. Die Teiche bei den Tempeln, die Gräben des Schlosses des Sioguns, die Flüsse, waren mit wilden und Krikenten so bedeckt, daß die ganze Oberfläche des Wassers mit fressenden und schnatternden Vögeln belebt erschien. Von den Bächen gingen, wenn man sich ihnen näherte, die Mandarinenenten meistens paarweise auf, sind sie doch bei allen Völkern, die unter dem Einfluß der chinesischen Kultur stehen, das Symbol der ehelichen Liebe und Treue, das Weibchen grau

und unscheinbar, das Männchen mit sonderbarem Kopf- und Flügelschmuck und so bunt, als wenn er der Vogel wäre, an dem Gott die Pinsel abgewischt hat, mit denen er die andern Vögel gemalt hatte. Auch für den Nichtjäger kann es kaum einen herrlicheren Anblick geben als einen japanischen Fasanenhahn, der in der Pracht seines Gefieders in schnellem Fluge über ein zwischen bewaldeten Hügeln liegendes Thal hinwegsegelt, und dem die Herbstsonne auf den Rücken scheint und jede Feder seines Gefieders vergoldet.

Auf unseren Ritten pflegten wir beinahe immer bei einem Tempel oder einem Theehause eine kurze Rast zu machen, und wir wurden überall auf das freundlichste aufgenommen; die kahlgeschorenen Bonzen und die niedlichen kleinen Musmes mit ihren kohlschwarzen künstlichen Frisuren wetteiferten miteinander in ihren Aufmerksamkeiten gegen die Fremden, deren freies und ungeniertes Benehmen ihre an ceremoniöseste Haltung gewöhnten Gefühle oft schwer geprüft haben mag. Die günstigen Eindrücke, die ich damals von den niederen Klassen der japanischen Bevölkerung empfangen habe, sind mir durch eine spätere längere Bekanntschaft nur bestätigt worden, und so wenig ich den von westlicher Kultur beleckten Vertreter Jung-Japans, dem die Tugenden des Ostens verloren gegangen sind, ohne daß er die des Westens angenommen hätte, ausstehen kann, so sympathisch ist mir stets die große Masse der japanischen Bevölkerung geblieben, selbst als sich manches ereignet hatte, was darin eine Änderung hervorzubringen geeignet gewesen wäre.

Von den Plätzen, die wir besuchten, sind die meisten mehr als einmal beschrieben worden, seit ich sie zum ersten Male gesehen, ich will mich daher auf einige wenige beschränken, welche damals meine Aufmerksamkeit am meisten erregten, und die im Laufe der Jahre viel von ihrem ursprünglichen Reiz eingebüßt haben dürften, seitdem in Japan das eingeführt worden ist, was der Japaner selbst als „civirization“ bezeichnete. Einer dieser Plätze war die Halle für Bogenschießen, das Sanju sangendo, d. h. die dreiunddreißig Matten lange Halle; da alle Matten in Japan gleich d. h. sechs Fuß lang sind, so bedeutete dies eine Länge von 198 Fuß, eine

Entfernung, auf die die besten Schützen nach einer Scheibe zu schießen pflegten, die vor einem Bund Stroh aufgestellt war, durch welches die Pfeile wie durch Butter durchgingen. An den Wänden hingen eiserne Scheiben und Helme, in denen die Pfeile noch steckten, mit denen sie durchschossen worden, und an denen Inschriften angebracht waren, die den Namen des glücklichen Schützen, die Entfernung, auf der er sich von der Scheibe befunden hatte, und den Tag, an welchem das Kunststück ausgeführt worden war, angaben. Als wir den Platz zum ersten Male besuchten, fanden wir drei oder vier Samurai, Mitglieder der zweischwertigen — adligen — Klasse in demselben, von denen zwei auf die halbe Entfernung nach der Scheibe schossen; unsere Anwesenheit mußte diesen Herren ersichtlich unangenehm sein, denn sie verschwanden nach wenigen Minuten. Ich bin in späteren Jahren noch oft in dieser Halle gewesen und habe unter der Führung befreundeter Samurai Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß es keine leichte Aufgabe ist, selbst einen japanischen Bogen von gewöhnlicher Stärke zu spannen, und daß ebensoviel Kraft wie Geschicklichkeit dazu gehört, um mit einem Pfeile das Ziel zu erreichen. Wenn man die Japaner ihre Bogen gebrauchen sah, konnte man die furchtbare Verheerung begreifen, die die englischen Bogenschützen bei Aginkourt unter den französischen Gens d'armes angerichtet haben sollen, wie die abergläubische Furcht, mit der die Chinesen im sechzehnten Jahrhundert die „Langbogen“, wie sie die Japaner nannten, betrachteten.

Die Halle für Bogenschießen stand in der unmittelbaren Nachbarschaft des Tempels des Kriegsgottes (Hachiman) und gehörte gewissermaßen zu demselben. Der letztere war 1860 eine eigentümliche Mischung schintoistischer und buddhistischer Ausschmückung und Einrichtung; seit der Restauration des Mikados ist der Tempel von allem buddhistischen Greuel gereinigt worden, aber die äußere Architektur und der innere sehr reiche Schmuck von Malerei und Vergoldung sind noch heute unzerstörbare Beweise seiner und des Siogunats engen Beziehungen zum Buddhismus. Ob die zahlreichen in dem Tempel gehaltenen Tauben, die dem Kriegsgott als Boten

dienen sollen, mit einer älteren Verwertung der Brieftauben für Kriegszwecke durch die Japaner zusammenhängen, habe ich nicht feststellen können.

Ein anderer Platz, den wir oft besuchten, war der große Tempel der Kwannonsamma, d. h. der japanasierten chinesischen Kwanyin, der Göttin der Barmherzigkeit, goddess of mercy, wie der Engländer sie nennt, in Asak'sa. Die lange Allee, die zu dem Tempel führt, ist auf beiden Seiten dicht mit Buden besetzt, in denen alles Mögliche, besonders aber Spielzeug feilgehalten wird, was die große Menge von Kindern erklären mag, die man zu jeder Tageszeit dort antrifft; das Geklapper ihrer Holzpantinen auf den großen Steinfließen, mit denen der Zugang zum Tempel gepflastert ist, ist vielleicht nicht das wenigste Merkwürdige, was dem Besucher in Asak'sa auffällt. Geleitet, gefolgt und umgeben von Hunderten von Jungen und Mädchen bahnten wir uns langsam unsern Weg zum Tempel, einem imposanten Bauwerk mit einem kolossalen Dache. Das jetzige Gebäude stammt aus der Zeit des Sioguns Iye Mitzu, nachdem das viel früher, angeblich aus dem 7., wahrscheinlich erst aus dem 11. Jahrhundert stammende, durch eine Feuersbrunst zerstört worden war. Der Tempel soll eine ebenfalls aus dem 7. Jahrhundert herrührende Statuette der Kwannon besitzen, die aber niemals gezeigt wird und möglichenfalls auch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Eine breite Treppe führt zu dem auf einem vielleicht zwölf Fuß hohen massiven Unterbau ruhenden Tempel, der stets mit Menschen angefüllt ist; zahlreiche auf dem Boden oder auf dem Dach befindliche oder herumflatternde Tauben vermehren die allgemeine Verwirrung, den Lärm und das Vergnügen; herumwandernde Verkäufer bieten kleine mit Bohnen oder Erbsen gefüllte Schälchen an; der Inhalt von einer oder zweien derselben auf die Erde geworfen, ruft ganze Schwärme von Tauben herbei, die, ohne sich um die Menschen zu kümmern, deren Füße sie mit Vernichtung zu bedrohen scheinen, sich überall auf der Erde niederlassen und an Zahl und Unverschämtheit die Tauben von St. Marcus in Venedig weit übertreffen. Die Vögel werden in dem Tempel gehalten als lebendige Beweise der Beobachtung der

buddhistischen Vorschrift, die verbietet, ein lebendes Geschöpf zu töten, aber um das Gebäude gegen die durch so viele Tauben unvermeidliche Verunreinigung und Verunzierung zu schützen, sind das ganze Gesims des Tempels und der Hauptaltar mit einem Drahtnetz umgeben.

Ein ungeheurer Opferkasten, sicherlich dreißig Fuß lang, halb so breit und sechs Fuß tief, wovon die Hälfte unter dem Fußboden, steht vor dem Altar; da die über hundert Fuß im Geviert habende Halle so voll war, daß nur die wenigsten an den Kasten herankonnten, flogen fortwährend Käsch, kleine Kupfermünzen, über die Köpfe der Näherstehenden hinweg in den Kasten, dessen oberer Teil durch starke, ein wenig voneinander getrennte viereckige auf der Kante stehende Balken geschlossen war. Große Laternen, zehn und fünfzehn Fuß lang, hingen von der bemalten Decke herab, die von dem Rauch des auf den Altären verbrannten Weihrauchs, der den ganzen Raum erfüllte, so geschwärzt war, daß man die auf ihr dargestellten buddhistischen Engel, das Werk eines berühmten Malers, kaum noch unterscheiden konnte. An den Wänden, sowie an den das Dach tragenden Pfeilern hingen Hunderte von größeren und kleineren Bildern, Weihgeschenke, unter denen eine Anzahl von Porträts von Bewohnerinnen des in der Nähe befindlichen, später verlegten Yoshiwaras (Rohrsumpf?) in den Gewändern ihres Berufes besonders auffielen. Die Geberinnen hatten vielleicht gehofft, auf diese Weise die Gunst der Pußa, d. h. Bodhisattwa's, des kommenden Buddhas zu erlangen. Einige der Bilder waren ganz mit gekauten kleinen Papierballen bedeckt; die Japaner pflegen dieselben gegen Bilder oder Bildsäulen von Göttern oder Heiligen zu spucken; bleiben sie beim Trocknen kleben, so wird der Wunsch erfüllt, fallen sie ab, nicht.

Drei große Gebeträder befinden sich ebenfalls im Tempel, sie enthalten aber nicht, wie die tibetanisch-lamaistischen, Gebete, sondern das Drehen des Rades soll nur den Wunsch darstellen und ausdrücken, daß die Sünden früherer Existenzen den Lauf der gegenwärtigen nicht beeinträchtigen mögen. Auch diese übrigens nur in

den Tempeln der Shingon- und Tendaisekte gefundene Einrichtung hat sich der japanische Aberglauben dienstbar gemacht; wer wissen will, ob ein Plan oder Unternehmen ihm gelingen wird, bindet ein Stück Papier, auf dem die Frage an das Schicksal verzeichnet ist, an eine der Speichen des Rades; findet sich das Papier, wenn das Rad stehen bleibt, in der Nähe des Bodens, so ist die Antwort eine günstige, andernfalls eine ungünstige. Nicht das am wenigsten Interessante im Tempel waren eine Anzahl buddhistischer Priester, die Gebetbücher, Amulette, Rosenkränze, Bilder von Heiligen und Zettel verkauften, aus welchen letzteren man ersehen konnte, ob das im Laufe des Jahres zur Welt kommende Kind ein Knabe oder Mädchen sein würde. Sie schienen ein glänzendes Geschäft zu machen, da sie immer von Käufern umringt waren. Neben dem Tempel stand und steht wohl noch eine große fünfstöckige Pagode und eine drehbare Bibliothek, ein großes lackiertes Machwerk auf einem steinernen Unterbau, von dem man erzählte, daß es die gesamten heiligen Schriften des Buddhismus enthalte, ungefähr siebentausend Bände. Sie dient demselben Zweck wie das Gebetrad; wer sie einmal umdreht oder umdrehen läßt, denn es gehören mehrere Männer dazu, um sie in Gang zu setzen, gewinnt soviel Verdienst, als ob er die sämtlichen heiligen Bücher, die in ihr enthalten sind, einmal gelesen hätte.

In den Tempelgründen, die sehr umfangreich sind, scheint ein fortwährender Jahrmarkt stattzufinden, was den zahlreichen Besuch erklärt. Theater, Gaukler, Menagerieen, Puppentheater, Schießbuden, in denen man mit Miniaturbögen und Pfeilen nach Miniaturscheiben schießen kann, und lächelnde Musmes willig sind dem Neuling als Lehrerinnen zu dienen, Gärten und Blumenausstellungen, Theehäuser und Wachsfigurenkabinette sind in großer Anzahl vorhanden und um alle und in allen drängte sich die schaulustige Menge. Eins der letzteren, das wir besuchten, erwies sich als ganz besonders interessant. Die Bezeichnung Wachsfigurenkabinett ist allerdings nicht ganz zutreffend, da, was bei den Figuren nicht mit Kleidern bedeckt ist, aus Holz geschnitzt und bemalt ist. Die

Ausstellung bestand aus zwei getrennten Teilen, von denen der eine die angenehme, freundliche Seite des Lebens, der andere die traurige, schreckliche zur Darstellung brachte, beide in so naturgetreuer, realistischer Weise, daß man sich bei der Besichtigung der einen des Lachens, bei der der anderen des Schauderns nicht enthalten konnte. Die ganze Einrichtung war höchst ingeniös der Art, daß der Besucher nie mehr als eine Gruppe zu gleicher Zeit sehen konnte; ein enger Pfad diente für die Bewegung des Beschauers, während die hintere Wand des Gebäudes den Hintergrund für die verschiedenen Gruppen bildete. Theehausscenen, ein altes Pärchen, das sich über einer Flasche Saki wahrscheinlich in der Erinnerung jüngerer Tage herrlich zu amüsieren schien, Philemon und Baucis ins Japanische übersetzt, Bauern im Felde, eine Familie, die von einem Besuch in einem Blumengarten zurückkehrte, Paterfamilias mit einem leichten Spitz und jedes Mitglied der Familie, groß oder klein, mit einem mit Blüten bedeckten Kirschbaumzweige auf der Schulter oder in den Händen. Die hauptsächlichste Gruppe der ersten Abteilung stellte eine Scene dar, die sich vor dem Haupteingangsthor eines Hauses von gutem Aussehen am Neujahrsmorgen abspielte. Das Gesims über der Thüre war wie landesüblich mit einem dicken Strohseil geschmückt, in das Wedel eines Farrenkrauts, Seetang, Holzkohle, Kaki (Diospyrus kaki), Mandarinen, Langusten und ein mächtiger rot angestrichener Phallus hineingebunden waren, während der Hausherr in seinem Ceremonienkleide auf den zur Thür führenden Stufen stand und mit gerösteten Bohnen phantastische Teufel bombardierte und aus dem Hause trieb. Diese symbolische Austreibung böser Geister wurde überall vorgenommen, und der Hausherr rief dabei: „Herein mit dem Glück, heraus mit dem Unglück!“ Freunde der Rätsel, die die Vergleichung der Sitten und Gebräuche verschiedener Rassen uns aufgiebt, mögen sich den Kopf über den Zusammenhang zerbrechen, der zwischen der Abneigung bestehen könnte, die Plato in Griechenland und die Dämonen in Japan gegen die getrocknete Hülsenfrucht beseelte, ich möchte annehmen, daß es sich auch in diesem Falle um die Anpassung eines chinesischen Gebrauchs

handelte, da dort noch heute Bohnen und ganz besonders eine kleine schwarze Sorte derselben zu Zwecken des Exorcismus Verwendung finden.

Der Eingang zu dem dem Schauerlichen gewidmeten Teil der Ausstellung war höchst charakteristisch und durchaus geeignet, ein gelindes Gruseln hervorgerufen. Bei der Wendung um eine Ecke fand man sich plötzlich am Ufer eines kleinen Baches, über den eine halb verfaulte Planke als ein unsicherer Steg führte; durch die Zweige, welche über dem Ganzen ein fast undurchdringliches Dach bildeten, drangen nur einzelne Sonnenstrahlen hindurch; in dem Bett des Baches lag, halb von Wasserpflanzen versteckt, ein mit grünlichem Schlamm bedeckter menschlicher Leichnam in den letzten Stadien der Verwesung, vom dem ein lebendiger Rabe fraß. Wir gingen schnell an dem mit wunderbarer Kunst arrangierten greulichem Bilde vorüber, um uns hinter der nächsten Ecke vor einem am Kreuz hängenden Leichnam zu finden, in dessen Brust noch das Messer steckte, mit dem der Gnadenstoß gegeben worden war. Dann folgte ein Hinrichtungsplatz, auf dem die Wächter unter einem Strohdach saßen und rauchten, während der frisch vom Rumpf getrennte Kopf eines Verbrechers auf einem Brett ausgestellt war, über dem sich ein Plakat mit seinem Namen und der Angabe des Verbrechens befand, für das er hingerichtet worden war. — Der Geist des Mädchens, die von ihrem Herrn getötet worden war, angeblich weil sie ein Stück seltenen und kostbaren Porzellans zerbrochen, in Wirklichkeit, weil sie sich geweigert hatte, sich ihm hinzugeben, stieg aus dem Brunnen, in den man ihren Leichnam geworfen, um ihren Mörder und seinen Mitschuldigen zu erschrecken. Geister von Ermordeten hingen über den schlafenden Mördern, und ein Dutzend ähnlicher Scenen würdig des Pinsels eines Wiertz, ließen es uns kalt über den Rücken laufen, da die Figuren und ihre Umgebung mit solcher Meisterschaft ausgeführt waren, daß man versucht wurde, an die Wirklichkeit des Dargestellten zu glauben. Glücklicherweise nahm die letzte Gruppe etwas von dem peinlichen Eindruck hinweg, den die früheren hervorgerufen hatten. Zwei Diebe trugen einen gestohlenen

Kasten fort, aus dem ein Kobold hervorkam, der sie plagte und neckte.

Aber wir waren doch alle ganz froh, als wir die Sonne wiedersahen und den unangenehmen Eindruck abschütteln konnten, der, wie einige von unserer Gesellschaft behaupteten, sie noch während einer Reihe von Nächten in ihren Träumen verfolgt habe.

Ein anderer sehr interessanter Platz, den wir besuchten, waren die Chrysanthemengärten von Dangozaka auf den das westliche Ufer des kleinen, bei Ugeno, einem anderen Begräbnisplatz einiger Siogune, gelegenen Sees begrenzenden Hügeln. Wir fanden dort jede Art dieser Blumen von den kleinen unscheinbaren an bis zu den gigantischen schneeballartigen mit ihren Hunderten in regelmäßigen Reihen gesetzten und übereinander gedrehten Blättern, oder den gelb oder rotbraun gefärbten; das Ergebnis jahrelanger Mühen und Züchtung, die, wie Chamberlain sagt, dem zerzausten Haar eines schottischen Terriers ähnlich sehen. Die Verschiedenheit der Form, Größe und Farbe dieser Blumen, die die Japaner hervorzubringen verstanden haben, ist wirklich überraschend und war und ist noch nirgend wo anders erreicht worden. Einige der Pflanzen trugen nur eine einzige Blume von wahrhaft riesigen Dimensionen, andere waren mit Hunderten von Blumen bedeckt ohne ein Blatt zwischen denselben, so daß sie eine beinah gleichmäßige Fläche darboten, die zwischen schneeigem Weiß und dunklem Braun varierte, mit allen möglichen Zwischenschattierungen, Hellgelb und Violet mit einbegriffen. Andere Pflanzen waren miteinander verflochten, so daß sie Figuren von Menschen und Tieren darstellten, bei denen die verschiedenen Farben für die Herstellung der verschiedenen Teile des Körpers und der Kleidung benutzt wurden. Wir sahen die Gärten von Dangozaka, während sie für die jährliche Ausstellung vorbereitet wurden, die Tausende von Besuchern aus allen Teilen der Stadt anzuziehen pflegt, von denen oft ungeheure Summen für einzelne besonders schöne und seltene Exemplare gezahlt werden sollen. Die Japaner sind große Liebhaber von Blumen und blühenden Sträuchern, und es giebt wohl kaum ein Haus in Japan, selbst unter den Ärmsten,

in denen man nicht ein paar Pflanzen in einem Miniaturgarten oder wenigstens einen Blumentopf oder in einem. Gefäß ein paar Blumen fände. Die letzteren sind in ganz eigentümlicher, wohl in keinem anderen Lande gekannten und geübten Art und Weise zusammengebunden; meistens nur wenige Blumen und Zweige, die weit genug auseinander gehalten werden, um die zierlichen Linien wirken zu lassen, in die der Japaner sie gebogen und die er über alles zu lieben und zu bewundern scheint.

Die Blütezeit verschiedener Bäume, Sträucher und Blumen, wie der Kirsch- und Pflaumenbäume, der Wisterien, Azaleen, Päonien, Iris, Lotus und Chrysanthemen sind nationale Festtage, an denen ganz Japan auf den Beinen ist, um den hübschen Anblick zu bewundern und zu genießen und ein Andenken an ihn in der Form einer Blume oder eines mit Blüten bedeckten Zweiges mit nach Hause zu nehmen. Überall sieht man vergnügte Picknickgesellschaften, und die geröteten Gesichter von Papa und Mama lassen erkennen, daß, während die kleine Familie sich mit Federball und Raket unterhalten hat, sie inzwischen dem Sakifläschchen fleißig zugesprochen haben.

Dangozaka hat aber in den Augen der Japaner noch eine andere Anziehung als seinen Blumenflor in einem in der Nähe gelegenen Rokusaburo genannten Platze, der eine größere Anzahl ganz kleiner, viereckiger Teiche enthält, die mit größeren oder kleineren Fischen besetzt sind; gegen Erlegung einer größeren oder kleineren Gebühr, je nach der Größe der Fische, kann der Besucher sein Glück an einem dieser Teiche mit der Angel versuchen; was er fängt, gehört ihm. Es macht einen äußerst komischen Eindruck, wenn man eine Reihe strammer, zweischwertiger Krieger, jeden mit einer langen Angelrute in der Hand, auf kleinen Schemelchen an diesen Teichen sitzen und ängstlich auf das Anbeißen eines Gründlings warten sieht. Um das Bild vollzumachen, hat jeder dieser Herren einen Theetopf, eine Theetasse, ein Tabacobono, d. h. ein Raucharrangement und einen kleinen Brasero zum Anzünden der Pfeife neben sich.

Nur noch einer der von uns öfter besuchten Plätze mag hier

Erwähnung finden, der außerhalb der Stadt im Dorfe Horinouchi gelegene Tempel von Miohoji; der Hof desselben ist von einer kreuzgangartigen offenen Galerie umgeben, in der eine große Anzahl von Votivbildern aufgehängt sind, die zeigen, wie die Anrufung und Intervention Kwannonsammas oder vielmehr einer ihrer vielen Inkarnationen den Geber in einem Augenblick größter Gefahr, beim Durchgehen eines Pferdes, bei einem Schiffbruch, einem Erdbeben, einer Feuersbrunst gerettet hat. Man könnte glauben, sich an einem katholischen Wallfahrtsort zu befinden. In einer Ecke der Gallerie lag ein gewaltiges, aus Menschenhaaren gefertigtes Tau, eine Erinnerung an die Zöpfe, die Leute, deren Gebet in ihren Nöten die Heilige erhört, abgeschnitten und geopfert hatten. Auch an einzelnen der Votivbilder waren solche Zöpfe befestigt.

Außer den Ausflügen in der Stadt selbst und der Umgegend brachten Ritte von und nach Kanagawa und Yokohama und kurze Aufenthalte daselbst weitere Abwechslung in unser Leben. Der Weg nach den beiden Plätzen führte zuerst durch die Vorstädte von Omagawa und Sinagawa, von denen der erstere der Mittelpunkt des Handels mit Spielwaren zu sein schien, denn fast jedes Haus enthielt einen Laden voll von Dingen, die jede japanische Kinderseele mit Entzücken erfüllt haben mußten, während das andere mit seinen stattlichen Gebäuden am Tage einen sehr ruhigen und anständigen Eindruck machte, ganz verschieden von dem während der Nacht, wenn seine Straßen von lärmenden und betrunkenen, zweischwertigen Leuten angefüllt waren und es weder angenehm noch ungefährlich war, sie passieren zu müssen. Dicht hinter Sinagawa kam man an einem der beiden öffentlichen Hinrichtungsplätze der Stadt, der andere lag im Norden derselben, vorbei, auf dem wir mehr als einmal noch blutige Köpfe ausgestellt sahen, während die Körper in der Nähe unter schmutzigen Matten lagen und Etas, die Pariah von Japan, Wache dabei hielten. Von dort an führte die Straße zwischen dem Meere links und Reisfeldern rechts entlang, bis sie leicht von der Küste abbog und dann fast fortwährend durch Dörfer lief, bis man den auf dem halben Wege zwischen Jedo und Kana-

gawa gelegenen Fluß Logo erreichte, der auf dieser Seite die Grenze, bis wohin die Fremden von der Niederlassung aus sich frei bewegen durften, bildete. Auf der anderen Seite standen eine ganze Reihe von Wachthäusern, bestimmt, die Beobachtung dieser Vorschrift zu erzwingen und zu verhindern, daß nicht mit Pässen versehene Personen die über den Fluß führende Fähre benutzten. Nur eine kurze Strecke vom Fluß entfernt, stand auf dem anderen Ufer desselben das Theehaus Megaschki, das Pflaumenhaus, vor dem eine Reihe lachender Musmes den müden Reisenden zu begrüßen und einzuladen pflegte, sich im Schatten der Pflaumenbäume, von denen das Haus seinen Namen führte, auszuruhen und zu erfrischen. Jeder Japaner von Rang, der von Jedo kam oder sich dorthin begab, pflegte in Megaschki einen Halt zu machen, und die meisten Fremden, die Geschäft oder Vergnügen nach der Hauptstadt führten, — der Verkehr fand während langer Jahre nur zu Pferde statt — thaten dasselbe. Ich selbst habe damals und später manche Stunde auf der Veranda eines der Pavillons gesessen, die im Garten verstreut lagen, mit den Wärterinnen geplaudert und gefrühstückt, zu meiner Schande sei's gesagt, nicht Thee und japanischen Zuckersachen, sondern mitgebrachte Butterbrote, Bier und Wein.

Da ein Teil der Mitglieder unserer Mission, die wegen der beschränkten Räumlichkeiten von Akabane dort nicht hatten untergebracht werden können, in Yokohama wohnten und dieselben ebenso wie wir und die Offiziere unserer Kriegsschiffe viel zwischen diesem Platze und Jedo verkehrten und es niemals unterließen, in Megaschki einzukehren, waren wir dort bald wohlbekannte und gerngesehene Gäste geworden. Die niedlichen, sauberen Wärterinnen, ein Dutzend von Schmetterlingen, Blumen, Chrysanthemen oder wie sonst ihre Namen gewesen sein mögen, hatten wissen wollen, wie man auf deutsch einen willkommenen Gast begrüße, und wir hatten ihnen als die beste Form dafür „Guten Morgen, einen Kuß bitte“ beigebracht. So stand denn, wenn wir vor Megaschki hielten, eine Reihe lachender japanischer Evastöchter aufmarschiert und empfing uns mit diesem Wunsche; zu ihrer wie zu unserer Ehre muß übrigens gesagt

werden, daß der Scherz nicht weiter ging. Eines Tages, als wir wieder vor dem Pflaumenbaumhause hielten, riefen uns unsere kleinen Freundinnen statt des gewohnten Grußes ein „Guten Morgen, einen Kuß, arimasen“ (ist nicht) und liefen lachend ins Haus. Irgend ein Deutscher, der die Geschichte nicht kannte, hatte die jungen Damen aufgeklärt und den Spaß verdorben, was aber der Freundschaft und Heiterkeit keinen Abbruch that. Japan gehört außerdem zu den Ländern, in denen, ethnologisch, der Kuß nicht vorkommt.

Es war in Megaschki, wo mir zuerst klar wurde, wie billig das Leben in Japan sei; ich sah, wie ein Kuli seine Mittagsmahlzeit einnahm; ein niedriger lackierter Tisch wurde vor ihn gestellt, auf dem sich fünf kleine Schüsseln mit Zuthaten zum Reis, Gemüse und Gewürze, befanden; er verzehrte drei große Schalen voll Reis und trank dazu mindestens ein halbes Dutzend Schalen Thee und eine Flasche Saki; für dieses vielleicht nicht sehr nahrhafte, aber jedenfalls füllende und landesübliche Mahl bezahlte er einen Tempo. Nun war zu der Zeit, von der ich spreche, der Tempo, eine große längliche Kupfermünze, der achtzehnte Teil eines Bu, von dem drei auf einen Dollar gingen, so daß ein Tempo nicht ganz zwei Cents eines mexikanischen Dollars und, da der letztere damals zwei preußische Thaler wert war, ca. 14 Pfennige unsers damaligen Geldes darstellte.

Von Megaschki nach Kanagawa führte der Weg fast fortwährend zwischen Häusern und Gärten hindurch, nur manchmal links oder rechts einen Ausblick auf das Meer oder die grün bewachsenen Hügel gestattend. Kanagawa war damals die Residenz der Konsuln der Vertragsmächte, und auch die meisten Gesandten hatten dort in den Nebengebäuden eines Tempels ein Absteigequartier. Durch die Verträge von 1858 war Kanagawa für den fremden Handel geöffnet worden und besaß unzweifelhaft den Vorteil, an der großen, das ganze Reich von Norden nach Süden durchschneidenden Verkehrsader zu liegen und so den fremden Kaufmann notwendigerweise in engste Berührung mit den Landeseingeborenen zu

bringen, ein gewiß anzustrebendes und nützliches Ziel. Die japanischen Behörden hatten aber keineswegs die Absicht, dies zu erlauben, und bereiteten auf der andern Seite der Bai von Kanagawa in der Nähe eines Fischerdorfes Yokohama durch Auffüllung eines Teiles eines ausgedehnten Sumpfes einen andern Platz für die Niederlassung der Fremden vor, dem sie durch die Anlage eines Zollamtes, verschiedener Speicher und einiger Landungsbrücken ein verlockendes Aussehen gaben, den sie aber zugleich mit einem breiten Kanal und einem nur durch zwei Thore unterbrochenen hölzernen Zaun in ein zweites Desima, die gefängnisartige Niederlassung der Holländer in Nagasaki, zu verwandeln suchten. Als die fremden Kaufleute sich einstellten, fanden sie, daß in dem auf einem bergigen Abhange gelegenen Kanagawa Häuser und Bauplätze nicht zu haben waren, die Regierung half dabei wohl durch entsprechende Verbote an ihre Unterthanen nach, während auch die Wasserverhältnisse bei Yokohama unvergleichlich günstiger lagen als bei Kanagawa. So wanderten sie trotz des Widerspruches der Konsuln und Diplomaten nach Yokohama aus, während die letzteren fortfuhren, in Kanagawa zu residieren und auch diesen Namen für den geöffneten Hafen beibehielten, obgleich das ganze Geschäft längst auf seinen glücklicheren Rivalen übergegangen war. Dieser Streit zwischen Beamten und Kaufleuten, in dem die letzteren unzweifelhaft den Sieg davon tragen mußten, da der Handel sich noch niemals in ihm nicht zusagende Bahnen hat zwingen lassen, war zum mindesten recht überflüssig und trug nicht wenig zur Verschlechterung der Beziehungen zwischen beiden bei. Die Beamten klagten, häufig nicht mit Unrecht, daß die Kaufleute widerspenstig, überhebend und unvorsichtig in ihrer Haltung gegenüber den Gesetzen und Gebräuchen des neu für sie geöffneten Landes seien, während die Kaufleute, ärgerlich über einzelne ihnen auferlegte Beschränkungen, mit viel weniger Recht, da die einschlägigen Verhältnisse ihnen wenig oder gar nicht bekannt waren, sich darüber beschwerten, daß die Diplomaten nur lau wären und nicht energisch genug in der Vertretung ihrer, der Kaufleute, Rechte und Ansprüche seien. So entstand schließlich eine recht un-

angenehme und gespannte Lage. Ein halbes Dutzend mörderische Anfälle gegen Fremde oder in deren Dienst befindliche Personen in dem kurzen Zeitraum eines Jahres in Yokohama, Kanagawa und Jedo konnten keinen Zweifel darüber lassen, daß die Erklärung der japanischen Regierung, daß große Klassen der Bevölkerung der Zulassung der äußeren Barbaren auf den geheiligten Boden des Großen Japans entgegen seien, nicht jeder Begründung entbehre, während einzelne der japanischen Sitten und Gebräuche den stolzen Pionieren westlicher Zivilisation sehr verletzend erscheinen mußten und dadurch sehr schwer durchzuführen waren. Daß das Schießen und Jagen innerhalb eines gewissen Umkreises verboten war, schien eine unerträgliche Einschränkung für Leute, denen, wenn die Mehrzahl von ihnen vermutlich auch niemals zuvor ein Gewehr in der Hand gehabt hatte, die Seltenheit der Verbindungen mit Europa wie mit den Häfen im übrigen Asien sehr viel freie Zeit ließ; aber wenn die Konsuln und Diplomaten auch in dieser Frage nicht für ihre Landsleute eintreten konnten, gab es doch eine ganze Anzahl anderer Punkte, in denen sie sich auf deren Seite stellen mußten und in der That für ihre Rechte eintraten. Nach japanischen Gesetzen durfte niemand, der nicht den höheren Klassen angehörte, und nach denselben gehörte der Kaufmann zur niedrigsten, anders wie auf einem Packpferde reiten und mußte selbst dann von demselben absteigen, wenn er einem Beamten oder dem Zuge eines Adligen begegnete. Vor einem solchen Zuge mußte jeder Japaner sich niederkauern, und sobald die lackierte oder vergoldete Sänfte der Hauptperson sich näherte, sich auf die Erde werfen. Da die Fremden nicht mit Unrecht sich weigerten, sich diesen und ähnlichen Gebräuchen zu unterwerfen, kam es zu zahlreichen Konflikten, bei denen sie und ihre eingeborenen Diener von den Pferden oder Wagen gerissen und schlimmere Sachen nur durch die vernünftige Haltung der Fremden vermieden wurden. Die japanischen Behörden, von dem Wunsche beseelt, alle solche Konflikte möglichst zu vermeiden, verlangten, daß den Fremden verboten werde, den Tokaido zu betreten, wenn der Zug eines Landesherrn sich auf demselben befinde, und versuchten

die Befolgung dieses Ersuchens dadurch zu erzwingen, daß sie entweder die Thore der Niederlassung schlossen oder auf dem von Yokohama nach Kanagawa führenden Damme Wachen aufstellten, die die Fremden verhindern sollten, sich nach dem letzteren Platze zu begeben, durch den der Tokaido führte. So war die Luft mit Elektrizität geladen und es schien nur eines Funkens zu bedürfen, um einen Konflikt hervorzurufen, der für die soeben erst mit Japan angeknüpften internationalen Beziehungen verderblich werden mußte. Das Gefühl der Entrüstung und Besorgnisse war ersichtlich in Yokohama größer als in Jedo, obgleich die dort residierenden Vertreter der Vertragsmächte unzweifelhaft größeren Gefahren ausgesetzt waren als die Kaufleute in Yokohama; aber das Gefühl der größeren Verantwortlichkeit trug nicht wenig dazu bei, die Lage hier ruhiger als dort betrachten zu lassen.

Wir jüngeren Mitglieder der Mission wurden von diesen Erwägungen und Befürchtungen weniger berührt. Ein Aufenthalt in Kanagawa und Yokohama war stets eine angenehme Abwechslung für uns, und die Besuche bei den an dem ersteren Platze residierenden fremden Konsuln, dem britischen Howard Vyse und dem amerikanischen General Dorr, von dem die bösen Zungen behaupteten, daß er seinen Titel der Auslassung der beiden letzten Worte von General-Kommissionsagent verdankte, was ihn nicht verhinderte, ein wohlunterrichteter und liebenswürdiger Mann zu sein, obgleich er die Gewohnheit hatte, die Leute, die seine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, um fünf morgens mit einem Wasserglas voll Champagner in der Hand zu wecken, dem holländischen Konsul de Graeff van Polsbroek und dem portugiesischen Loureiro, verliefen immer sehr nett und gaben manchmal zu wunderhübschen kleinen Festen Veranlassung. So eines Nachts, als wir mit der Musik der Arcona von einer Gesandtschaft und einem Konsulat zum andern zogen, bis das ganze Städtchen auf den Beinen war. Der Aufenthalt in Yokohama weihte uns dagegen in die Geheimnisse des Lebens in einer neu eröffneten Niederlassung ein, in der das fremde weibliche Geschlecht gar nicht oder nur durch vereinzelte zeitweilige Besucherinnen vertreten

war. Ich erinnere mich noch eines Balles, auf dem eine einzige Dame den Tanzwünschen von achtundvierzig Herren genügen mußte, und ich habe das Vergnügen gehabt, zwanzig Jahre später aus dem Munde derselben Dame zu hören, daß sie sich nie so gut wie bei der Gelegenheit amüsiert habe.

Das einzige Hotel in Yokohama war eine Art hölzerner Stall mit einem großen Speisesaal, in dem man sehr schlecht aß und noch schlechter trank, und einer größeren Anzahl kleiner Verschläge, die für teures Geld an Passanten vermietet wurden. Am Tage waren dieselben leer, da jeder seinen Geschäften nachging, und nachts verhinderte das Klappern der Holzschuhe der Japanerinnen und die Töne der Shamisen, japanischer Guitarren, und der nasale Gesang der Geishas die oft recht notwendige Ruhe zu finden. Trotzdem war es immer ein Vergnügen und eine Anregung, aus der Stille von Akabane in das bewegte Treiben von Yokohama zu gelangen, wenn auch der Chef manchmal darüber ungehalten wurde, wenn wir, wie er behauptete, das Vergnügen der Arbeit vorzogen. Aber wir waren doch so jung!

Ich habe bisher nur der sonnigen Seiten unseres Aufenthalts in Jedo gedacht, aber auch die ernsteren der Lage sollten an uns alle herantreten. Ich bekam einen Vorgeschmack von denselben, als ich mit dem Grafen August zu Eulenburg nach Yokohama geschickt wurde, um unseren Chef bei der am 19. November erfolgenden Einweihung des Grabmales der im August vorigen Jahres ermordeten beiden Russen, eines Offiziers und eines Matrosen, zu vertreten. Es gab immerhin genug zu denken, als wir uns unter den Klängen unserer Musik nach dem Kirchhofe bewegten, auf dem auch zwei holländische Schiffskapitäne schliefen, die kurze Zeit vor den Russen ebenfalls in den Straßen von Yokohama ermordet worden waren.

In der zweiten Hälfte des Dezembers blieb plötzlich der liebenswürdigste und unzweifelhaft gescheiteste der Gouverneure der Auswärtigen Angelegenheiten, mit welchem unser Chef seine Verhandlungen führte, Hori Oribenocami, weg; seine Kollegen erzählten uns mit lächelndem Munde, daß er erkrankt sei und einige Tage später,

daß er „ohne Hilfe von Medizin“ gestorben sei. Sehr bald kam uns das Gerücht zu Ohren, daß er Selbstmord, Harakiri, begangen habe, und ich habe später feststellen können, daß dies in der That der Fall gewesen sei, weil er sich mit seinem Chef, Ando Tsusimanocami, nicht über die den Anforderungen und Einmischungen des Mikados gegenüber einzunehmende Stellung habe einigen können.

Am 1. Januar 1861 erschienen die Gouverneure der auswärtigen Angelegenheiten bei unserem Chef, um demselben mitzuteilen, daß eine Verschwörung entdeckt worden sei, an der eine Anzahl von Lohninen beteiligt seien, die beabsichtigten, die Gesandtschaften und fremden Niederlassungen anzustecken und alle Fremden zu ermorden; die Regierung habe von der Verschwörung Wind bekommen, aber sich bisher nur einer kleinen Zahl der Verschworenen bemächtigen können; die Gefahr bestehe daher fort, und sie mache unserem Chef den Vorschlag, in ein in der inneren Enceinte des Schlosses gelegenes Gebäude zu ziehen. Graf Eulenburg lehnte dieses Ansinnen mit Dank ab und erklärte volles Vertrauen in den Willen und die Macht der Regierung, ihn zu schützen, zu haben. Gleichzeitig wurden aber doch alle Vorbereitungen von unserer Seite getroffen, um allen Eventualitäten mit Erfolg entgegentreten zu können; unsere Wache von Seesoldaten wurde um zehn Mann verstärkt, Zündnadelgewehre und Munition von Bord geschickt und die Verteidigung des Hauses in der Art organisiert, daß Graf A. zu Eulenburg und ich, die beiden einzigen anwesenden Offiziere, den Befehl auf je einer Seite des Gebäudes übernahmen. Auch die Japaner brachten ihre Wache auf einige sechzig Mann, die noch durch die Soldaten eines in der Nähe wohnenden Daimiyos verstärkt wurden, Kanonen wurden aufgefahren, und die häufigen Patrouillengänge unserer Beschützer und die nächtlichen Inspektionen der Gouverneure brachten uns nicht selten um einen Teil unserer Nachtruhe. Die Ansichten über das, was an den von der Regierung mitgeteilten Nachrichten wahr sein möge und welche Bedeutung denselben überhaupt beizumessen seien, waren sehr geteilt; während einige sich weigerten, überhaupt an eine Gefahr zu glauben, waren andere der Ansicht, daß eine solche allerdings,

wenn auch in geringerem Maße, als von der Regierung behauptet, vorhanden sein möge, daß aber die Regierung versuche, aus derselben Kapital zu schlagen, um die Gesandten ihren Wünschen gefügiger zu machen. So vergingen vierzehn Tage, in denen wir uns von unseren gewöhnlichen Ausritten nicht abhalten ließen und in denen auch nichts Außergewöhnliches vorkam, am 15. Januar hatte Heusken wie gewöhnlich mit unserm Chef und den von ihm eingeladenen Mitgliedern der Mission diniert und war dann von seinen zwei Jakuninen begleitet gegen neun Uhr nach Hause geritten. Wir saßen noch bei der Partie Whist, mit der jeder Abend beschlossen wurde, als von der amerikanischen Gesandtschaft die Nachricht eintraf, Heusken sei unterwegs angefallen und schwer verwundet worden, Graf Eulenburg möge seinen Arzt schicken. In wenigen Augenblicken waren Dr. Lucius, August Eulenburg, Richthofen, Berg und ich auf dem Wege, während Heine sein Pferd satteln ließ und uns unterwegs überholte. Als wir auf der amerikanischen Gesandtschaft ankamen, fanden wir unseren armen Freund in einem trostlosen Zustande; er hatte zwei Säbelhiebe erhalten; der eine am linken Oberarm, vielleicht ein Stich, hatte das Fleisch des innern Arms bis auf den Knochen durchschnitten, war aber an und für sich nicht gefährlich, während der andere ihm eine tiefe Wunde im Bauch beigebracht hatte, die von der Hüfte bis zum Nabel reichte und aus der die an zwei Stellen durchschnittenen Eingeweide hervorquollen, die zwei japanische Ärzte in die Bauchhöhle zu drängen versuchten. Was für den Augenblick die größte Gefahr bedeutete, war der furchtbare Blutverlust; unser armer Freund hatte fast eine halbe Stunde auf der Straße gelegen, ehe Hilfe gekommen war, und es hatte über eine Stunde gedauert, bis Dr. Lucius zu ihm gelangte. In der That starb Heusken bald an Entkräftung. Die Scene des Anfalls, wie wir sie uns aus den Erzählungen der ihn begleitet habenden Jakunine und dem, was der Verstorbene vor unserer Ankunft noch hatte selbst erzählen können, zusammenstellen konnten, mußte sich ungefähr folgendermaßen abgespielt haben. Auf dem halben Wege zwischen unserer und der amerikanischen Gesandtschaft war Heusken, der im scharfen Trabe

ritt, von seinen Jakuninen und drei Bettos begleitet, an einer Stelle, wo der Weg sich verengte und eine schmale Straße in denselben mündete, von sieben Leuten, die dort im Hinterhalt gelegen hatten, angefallen worden. Die Angreifer hatten die Laternen der Stallknechte ausgeschlagen, dem Pferde eines der Jakunine, wahrscheinlich dem vor Heusken reitenden, einen Hieb über die Kruppe gegeben und sich dann auf ihr Opfer geworfen, das einen von links auf ihn geführten Hieb oder Stich teilweise parierte und von dem zweiten tödlichen Hiebe, der es traf, im Augenblick wohl kaum etwas gemerkt hatte. Heusken war dann im Galopp weiter geritten und hatte, als er sich schwach werden fühlte, seinem Betto, der entweder bei ihm geblieben war oder den er wieder eingeholt hatte, befohlen, das Pferd anzuhalten; er stieg ab, versuchte zu gehen und sank dann nieder; wie lange er dort gelegen, ließ sich aus den widersprechenden Angaben seiner Begleiter nicht feststellen, wahrscheinlich waren dieselben zuerst ausgerissen, und dann zurückgekehrt, hatten den Verwundeten gefunden und waren nun nach der amerikanischen Gesandtschaft geeilt, um dort Hilfe zu holen. Schließlich hatte man Heusken auf einen in einem Hause ausgehobenen Laden gelegt und nach Hause transportiert, worauf zu uns geschickt worden war. Für uns war der Schlag, der uns durch Heuskens Ermordung so ganz unerwartet traf, ein schrecklicher, der Verstorbene war uns in dem fünfmonatlichen täglichen Zusammensein mehr als ein Gefährte, er war uns ein Freund geworden; auch Herr Harris verlor in ihm einen treuen Genossen und Mitarbeiter, den er in einem fünfjährigen engen Zusammenleben in Simoda und Jedo wie einen Sohn lieben gelernt hatte. Am 18. Januar sollte Heusken zur Ruhe bestattet werden, und die in Jedo anwesenden Gesandten und dorthin geeilten Freunde des Ermordeten wollten ihm das letzte Geleit geben, als um 12 Uhr mittags die Gouverneure der auswärtigen Angelegenheiten auf der amerikanischen Gesandtschaft erschienen, um zu erklären, daß die Regierung sichere Kunde von der Absicht der Verschworenen habe, den Leichenzug auf dem Wege nach dem Friedhofe anzugreifen, und daß sie darum Herrn Harris und die anderen Gesandten ersuchen

lasse, von einer Begleitung des Sarges Abstand zu nehmen und denselben in möglichster Stille beerdigen zu lassen. Der amerikanische Gesandte erwiderte sofort, daß ihn nichts daran verhindern werde, seinen treuen Gefährten zur letzten Ruhestätte zu begleiten, und die andern Gesandten, denen er die Mitteilung der Regierung übermitteln ließ, schlossen sich dieser Erklärung an. Am Nachmittage waren alle in Jedo anwesenden Gesandten, zu denen am letzten Tage der aus Nagasaki eingetroffene niederländische Generalkonsul de Wit gekommen war, mit ihrem ganzen Personal, die Konsuln aus Kanagawa, die Kapitäne der Thetis und der niederländischen Kriegsbrigg Cachelot, deutsche und holländische Seeoffiziere, die Musik der Arcona, ein Detachement von fünfzig Seesoldaten und Matrosen von unseren Schiffen und zwanzig Mann von dem Cachelot zur Begleitung des Sarges versammelt, alles war bewaffnet, die Seesoldaten und Matrosen hatten scharf geladen, und alle Vorkehrungen waren so gut es ging getroffen worden, nicht um einen Angriff zu verhindern, das konnte nur die japanische Regierung, sondern um einen solchen erfolgreich zurückzuweisen. Als sich das Thor der amerikanischen Gesandtschaft öffnete und die Spitze des Zuges erschien, erhob sich unter dem zweischwertigen Gesindel, das die ganze Straße füllte und das schon während des Vormittags durch sein freches und herausforderndes Wesen aufgefallen war, ein Gebrüll halb des Hohnes, halb der Wut, das uns das Schlimmste befürchten ließ. Aber es sollte anders kommen; obgleich die Regierung gar keine Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte, wurden wir weder auf dem Zuge zum Friedhofe, oder während der gottesdienstlichen Feier auf demselben, der sich schließlich auch die buddhistischen Priester des Tempels anschlossen, denen der Platz gehörte, auf dem schon ein Opfer japanischer Meuchelmörder, der japanische Dolmetscher der englischen Gesandtschaft Dankitchi beerdigt war, noch auf dem Rückmarsche nach den verschiedenen Gesandtschaften angegriffen oder sonst belästigt.

Ich habe damals den Entschluß und die Haltung der fremden Gesandten, und besonders meines Chefs, aufrichtig bewundert und

thue das auch noch heute. Es handelte sich nicht bloß darum, einer materiellen Gefahr entgegenzutreten, jeder kann das und thut es, sondern die viel schwerere, moralische Verantwortung für einen Konflikt zu übernehmen, für den die öffentliche Meinung wahrscheinlich, die Regierungen ganz gewiß ihren Vertretern die Schuld zugeschoben haben würden. Es ist so bequem Sündenböcke zu haben! Die in Jedo anwesenden Vertreter hatten aber unzweifelhaft die Sache durchaus richtig aufgefaßt und beurteilt; ein Zeichen nicht der Furcht, sondern nur der Schwäche, hätte ihre Stellung der Regierung, wie den feindlichen Parteien im Lande gegenüber unendlich geschädigt, während die richtige Erkenntnis und Ausnutzung des psychologischen Moments, der Ausgangspunkt für die Politik war, die die fremden Interessen siegreich bis zur Restauration verteidigt und erfolgreich durch die Gefahren der letzteren hindurchgeführt hat. Ich habe in den wenigen Stunden, die dem Begräbnis vorangingen und die dasselbe dauerte, für meine diplomatische Laufbahn in Ost-Asien mehr gelernt als jahrelange Beschäftigungen in einer Gesandtschaft oder auf dem Auswärtigen Amte mich hätten lehren können, und wenn ich einige Erfolge meiner Thätigkeit zu verzeichnen gehabt, so habe ich dieselben der an diesem achtzehnten Januar empfangenen Lehre zu verdanken gehabt, dem Asiaten niemals zu zeigen, daß man sich imponieren lassen könne. Für unseren Chef war die Lage eine besonders schwierige gewesen; seine Stellung, als der Chef einer nur zeitweiligen Mission, die Thatsache, daß er nach unendlichen Mühen unmittelbar vor der Unterzeichnung des Vertrages stand, der ihm so viel Zeit und Arbeit gekostet hatte, und die Möglichkeit, daß seine Weigerung, sich den Wünschen der japanischen Regierung anzubequemen, ihn im letzten Augenblick um die Früchte seiner Anstrengungen bringen konnte, waren Bedenken und Gründe der schwerstwiegenden Art, und es muß daher doppelt anerkannt werden, daß er sich entschloß, sich nicht von seinen Kollegen einer Stunde zu trennen und den gemeinsamen Interessen die eigenen nachzustellen.

Unter den geschilderten Umständen und nach den Erfahrungen,

die wir in den letzten Tagen gemacht hatten, konnte es nicht wunder nehmen, daß wir das Ende unseres Aufenthaltes in Japan mit Freuden herbeisehnten und unser Chef die Abreise soviel wie möglich beschleunigte. Es war das auch vom politischen Standpunkt aus erwünscht. Die an die Ermordung Heuskens geknüpften Erörterungen hatten zu Meinungsverschiedenheiten im diplomatischen Korps geführt, die darin gipfelten, daß die Vertreter Englands, Frankreichs und Hollands erklärten, ihre Residenz nach Kanagawa resp. Yokohama verlegen zu wollen, bis die japanische Regierung ihnen genügende Garantien für die Sicherheit der Gesandtschaften in der Hauptstadt des Siogans gegeben habe, während der Minister-Resident der Vereinigten Staaten Herr Harris darauf beharrte, in Jedo zu bleiben. Für seine Auffassung hatte er verschiedene, zum Teil persönliche Gründe. Er ging von der Ansicht aus, daß der Aufenthalt in Jedo durchaus sicher sei, wenn man die von der japanischen Regierung anempfohlenen Vorsichtsmaßregeln beobachte, d. h. nie oder nur selten, und dann nur in großer Begleitung sein Haus verlasse, was allerdings für ihn leichter als für jeden andern war, da er schon so wie so fast niemals ausging. Außerdem hatte er selbst den ersten Vertrag mit Japan abgeschlossen, der den fremden Gesandten das Recht zugestand, in Jedo zu residieren; es war also schwer für ihn, auch nur indirekt zuzugestehen, daß er mit dieser an Japan gerichteten Forderung insofern einen Irrtum begangen habe, als durch dieselbe er und die anderen fremden Diplomaten in eine prekäre Lage gebracht worden seien. Vielleicht mochte auf seine Entscheidung auch die Hoffnung einwirken, bei der Abwesenheit der anderen fremden Vertreter einen größeren persönlichen Einfluß auf die japanische Regierung zu gewinnen und so seinem Lande besondere Vorteile, oder wenigstens eine besonders gute Stellung zu sichern. So blieben er und seine Nachfolger in Jedo, bis einem derselben eines Tages das Haus über dem Kopf angezündet und er gezwungen wurde, ebenfalls nach Yokohama überzusiedeln. Unser Chef hatte sich theoretisch der Ansicht der Mehrzahl angeschlossen, praktisch kam die Frage für ihn, der Japan bald zu verlassen beabsichtigte, nicht in Betracht, aber

es war auch aus diesem Grunde wünschenswert, die Abreise soviel wie möglich zu beschleunigen, um so mehr, da die Thatsache, daß während die Vertreter Englands und Frankreichs ihn bei seinen Verhandlungen allerdings nach Kräften unterstützt hatten, die günstige Wendung in denselben namentlich den Bemühungen des amerikanischen Vertreters zuzuschreiben gewesen war, seine Stellung zu einer ganz besonders delikaten machte.

Am 24. Januar wurde, wie schon erwähnt, der Vertrag unterzeichnet, und am 26. vormittags wollten wir Jedo verlassen. Aber der Mensch denkt, und Wind und Wogen lenken, wo ein Schiff ein Wort mitzusprechen hat. Schon am frühen Morgen war bei uns in Akabane alles fertig, die gepackten Koffer und Kisten standen überall umher, und der Hof war voller Karren, auf denen die Sachen nach dem Landungsplatze geschafft werden sollten, aber wer nicht kam, waren die Böte unserer Schiffe. Es wehte sehr stark und schneite dazu, daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Der Aufenthalt in dem leeren, schmutzigen Hause war im höchsten Grade ungemütlich und wurde dadurch nicht besser, daß alle Vorräte und Küchengerätschaften eingepackt waren und wir uns, um unsern Hunger zu stillen und uns notdürftig zu erwärmen, mit in großen Mengen angefertigtem und genossenem Eierpunsch begnügen mußten. Diese letzten Stunden entsprachen ganz unsern Gefühlen; wir hatten die Schlange in den Blumengefilden Japans entdeckt, und was uns früher mit Entzücken und Bewunderung erfüllt hatte, erschien uns jetzt im Licht der letzten traurigen Ereignisse schal und leer. Endlich am Nachmittage legte sich der Wind etwas, und die Böte kamen; schnell wurde alles aufgepackt und fortgeschickt, und von unsern Jakuninen und einem zur Begrüßung gekommenen Gouverneur Abschied genommen, und dann patschten wir durch Schmutz und Schnee nach dem Landungsplatze, wo die Böte uns erwarteten. Da der Wind für die Rückfahrt günstig war und wir Segel setzen konnten, ging dieselbe schnell von statten, und eine halbe Stunde später waren wir an Bord der Arcona, wo wir uns freuten, alten Verhältnissen und alten Freunden

nach so langer Abwesenheit wieder zu begegnen. Für mich sollte die Freude leider nicht lange dauern; ich wurde zugleich mit dem Freiherrn von Richthofen für die Reise nach Nagasaki von der Arcona auf die Thetis geschickt, wo die Beziehungen zwischen den Passagieren und Offizieren wohl nicht ganz so kordial wie auf dem Flaggschiff gewesen waren und wo unser Chef hoffte, daß frisches Blut zur Beseitigung der kleinen Differenzen am meisten beitragen würde. Ich kann gleich hinzufügen, daß er sich in dieser Hinsicht nicht getäuscht gehabt hatte. In manchen Beziehungen war der Aufenthalt an Bord der Thetis allerdings nicht so angenehm als wie auf der Arcona. Das Batteriedeck war auf der alten Segelfregatte, die Preußen bei Beginn des Krimkrieges gegen zwei Dampfkanonenboote eingetauscht hatte, so niedrig, daß ich in demselben nicht gerade stehen oder aufrecht gehen konnte, das Quarterdeck war durch die auf demselben befindlichen Geschütze sehr beengt; für die Passagiere, wie übrigens auch für die nicht im Dienst befindlichen Offiziere war nur die Leeseite desselben zur Verfügung, die andere war für den Kapitän und den Wachthabenden reserviert, und die Reelinge des oberen Decks waren so hoch, um den die Geschütze bedienenden Mannschaften möglichsten Schutz gegen das feindliche Feuer zu gewähren, daß man nicht über dieselben hinwegsehen konnte, und die Aufstiege, die sich an und auf ein paar Geschützen befanden, waren ebenfalls nur für die Offiziere vom Dienst bestimmt. Das Unangenehmste aber war, daß das Schiff bei irgend wie bewegter See vorn so viel Wasser übernahm, daß man den morgendlichen Spaziergang nach dem Vorderteil des Batteriedecks nur in einem Kostüm unternehmen konnte, das dem der neapolitanischen Fischer in der Stummen von Portici, — in Wirklichkeit versorgen sich dieselben längst aus einer italienischen Goldenen Hundertzehn, — verzweifelt ähnlich sah und man oft ganz durchnäßt zurückkehrte. Trotz allem war es mir aber doch interessant, das Leben und den Dienst auf einem Segelkriegsschiff aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und die Liebenswürdigkeit des Kapitäns Jachmann und seiner Offiziere halfen schnell über das hinweg, was der Aufenthalt an

Bord der Thetis gegenüber dem auf der Arcona etwa zu wünschen übrig lassen konnte.

Am 31. Januar gingen die beiden Schiffe um 9 Uhr morgens von Yokohama aus in See, wo wir die letzten Tage darauf verwendet hatten, von den Mitgliedern der anderen Gesandtschaften, die bereits dorthin übergesiedelt waren, Abschied zu nehmen. Der Tag war wundervoll, heller Sonnenschein, kaum ein Wölkchen am Himmel, ein hohes Glas und eine frische Brise, die die Segel der Schiffe so füllte, daß wir schon zu rechnen anfingen, ob es nicht möglich sein würde, Nagasaki, unser nächstes Ziel, in sechs, höchstens sieben Tagen zu erreichen. Aber die Freude sollte nicht lange dauern, schon am Nachmittage wurde der Wind stärker, und es kam eine hohe See auf, und ehe die Dunkelheit eintrat, war das Wetter so schlecht geworden, daß das Flaggschiff uns signalisierte, durch die Straße zwischen dem Festlande und der Insel Osima, deren Vulkan eine Rauchwolke krönte, durchzugehen, um möglichst schnell das offene Meer zu gewinnen. Die nächsten drei Tage waren, wie der Berliner sagt, schon nicht mehr schön; wir lagen unter dicht gerefften Marssegeln und trieben in einer furchtbaren See in den Stillen Ozean hinaus, der seinem Namen wenig Ehre machte; in der ersten Nacht verloren wir zwei Boote, die glatt weggeschlagen wurden, und am andern Morgen konnten wir sehen, daß auch die Arcona Havarie erlitten hatte. Endlich am 4. Februar klärte das Wetter etwas auf, und wir sahen aus nicht zu großer Entfernung zwei hohe spitze Felsen steil aus dem Meere emporragen; erst viel später habe ich erfahren, daß dieselben in der Geographie, oder wenn man will, in den seemännischen Mythen des 16. und 17. Jahrhunderts als ein fabelhaftes Goldland, das bald gesehen wurde und bald wieder verschwand, eine gewisse Rolle gespielt hatten. Am folgenden Tage wurde die See ganz ruhig und der Wind flaute so weg, daß die Thetis von der Arcona ins Schlepptau genommen wurde, aber schon in der Nacht kam eine stärkere Brise auf, so daß unser Schiff wieder losgeworfen werden mußte. Die beiden Schiffe segelten dann zusammen, bis am 10. wieder Wind-

stille eintrat und wir aufs neue von der Arcona ins Schlepptau genommen wurden. Als dieselbe uns bis mitten in die an der Südspitze von Kiusiu gelegene Vandiemen=Straße geschleppt hatte, eine Art Vorhof der Hölle mit unzähligen Felseninseln, Klippen und ein paar rauchenden Vulkanen, die bei schönem Wetter des Interesses nicht entbehrten, kam eine furchtbare Schneeböe auf, so daß die Arcona uns wieder loswerfen mußte und wir nun sehen konnten, wie wir allein aus der Enge herauskamen. Indessen alles lief glücklich ab, aber wir hatten wieder drei Tage lang furchtbares Wetter und kamen nicht zum Genuß der Freuden einer Wasserfahrt. Am 15. trat wieder Stille ein, und wir wurden wieder eine Zeit lang geschleppt, bis uns die Arcona endlich am 16., weil starker Gegenwind aufkam, loswarf und uns signalisierte, allein nach Nagasaki zu gehen, wo wir auch am 17., einige Stunden nach ihr, eintrafen. Es war ein Fehler gewesen, die beiden Schiffe zusammen gehen lassen zu wollen, sie hatten sich gegenseitig nur aufgehalten, während jedes allein die Fahrt voraussichtlich viel schneller gemacht haben würde. So hatten wir über siebzehn Tage gebraucht und dabei zwei tüchtige Stürme, jeden von beinahe vier Tagen durchzumachen gehabt. Die Schuld an dem Ganzen trug aber wieder die leidige Kriegsbereitschaft, die das Marine=Oberkommando in Berlin glaubte dadurch wahren zu können, daß sie die beiden so ungleichen Schiffe zusammenkoppelte.

Der Aufenthalt in Nagasaki war eine wahre Erholung nach den Aufregungen der letzten Tage in Jedo und den recht erheblichen Strapazen der Seereise. Schon die Einfahrt in die sieben Kilometer lange Bai ist entzückend. Sie ist nicht leicht zu finden, wie ich später Gelegenheit haben sollte, mich zu überzeugen, aber einmal in dem engen Kanal zwischen den Inseln, die sie nach Südwesten zu begrenzen, und dem sogenannten Papenberg, einer kleinen konischen Insel, von der, einer wahrscheinlich unbegründeten Legende nach, bei den früheren Christenverfolgungen katholische Priester ins Meer gestürzt worden sein sollen, öffnet eine scharfe Wendung die nur an wenigen Stellen einen Kilometer breite Bucht, an deren nördlichem

Ende die Stadt liegt. Die Ufer steigen vom Meer aus ziemlich steil empor; der Fuß der Hügel und Berge ist terrassenförmig angebaut, die Gipfel derselben, die Schluchten und Thäler sind reich bewaldet. Näher an der Stadt und über derselben, namentlich am östlichen Ufer der Bai, ziehen sich terrassenförmig Reihen von Friedhöfen hin, auf denen unzählige Grabsteine grau aus dem dunklen Laub der Gebüsche und Bäume hervorleuchten. Hinter der ganz flach verlaufenden Bai schließen hohe Berge das Bild. Von Nagasaki durch eine kurze Brücke mit dem Festlande verbunden, liegt die fächerförmig ins Meer hineingebaute Insel Desima, Jahrhunderte hindurch das Gefängnis der Holländer und 1861 auch noch der Wohnsitz des Generalkonsuls der Niederlande und der meisten seiner Landsleute. Die anderen Fremden hatten sich außerhalb der japanischen Stadt auf dem östlichen Ufer niedergelassen, wie das zerschnittene Terrain das notwenig machte, mehr über- als nebeneinander, und es war wirklich keine leichte Aufgabe, alle erhaltenen Besuche zu erwidern, obgleich die uns zur Verfügung gestellten kleinen japanischen Ponnies, eine viel kleinere Rasse als in Jedo, wie die Ziegen die steilen, häufig treppenförmig angelegten oder mit großen glatten Steinplatten belegten Pfade hinauf- und hinabkletterten. Die Stadt war reinlich, mit trottoirartigen Stegen in der Mitte der Straßen versehen, von einer Menge von Kanälen durchschnitten, die zur Ebbezeit meistens ohne Wasser waren. Die Bevölkerung, seit lange an die Anwesenheit der Fremden gewöhnt, war freundlich und zuvorkommend, und wenn uns die Kinder auch oft mit den Rufen „Todjin bakka", verrückter Koreaner, oder „Botan kachi", schenke mir einen blanken Knopf, begrüßten, so war doch von einer wirklichen Belästigung durch diese Jugend nicht die Rede. Von zweischwertigen Leuten sah man nur wenige, und diese wenigen waren Regierungsbeamte, mit unseren holländischen Führern bekannt, mit denen sie sich freundlich begrüßten. Es war wirklich eine angenehme Abwechslung, bei dem Nahen eines zweischwertigen Mannes nicht mehr die Hand auf den Revolver legen zu müssen und die Waffe überhaupt an Bord lassen zu können. Die in Nagasaki ansässigen

Fremden, meistens Holländer, aber auch einige Engländer und Amerikaner, nahmen uns mit offenen Armen auf und thaten ihr Bestes, uns den Aufenthalt in Nagasaki so angenehm wie möglich zu machen, und ihre Gastfreundschaft war keine trockne. Ein Spaziergang nach dem Compiraberge, der sich nördlich von der Stadt erhebt, eröffnete den Reigen der Festlichkeiten, und ein Picknick in Mogi beschloß dieselben. Bei dem ersteren frühstückten wir in dem auf halber Höhe des Berges gelegenen Suwatempel, bei den Fremden unter dem Namen des Pferdetempels bekannt, da in seinem Hofe ein großes Pferd aus Bronze, ein Weihgeschenk aus älterer Zeit, steht, und kletterten nachher im Schweiße unseres Angesichts auf den Gipfel, von dem man eine wunderbare Ansicht über die Bucht von Nagasaki genießt; ein solennes Diner mit unzähligen Gerichten und Weinen bei dem holländischen Konsul Metman, den ich noch später zu erwähnen Gelegenheit haben werde, beschloß den Tag für uns Jüngere. Mogi ist ein kleines unansehnliches, von Nagasaki ca. 1½ Stunde zu Fuß entferntes Dörfchen an der Bai von Shimabara, in dem der Ortsvorsteher ein hübsches Haus und einen am Strande gelegenen Garten besitzt; den Holländern war während ihrer früheren Einschließung auf Desima gestattet gewesen, einmal im Jahre einen Spaziergang dorthin zu unternehmen und dort zu frühstücken, woraus sich zwischen den verschiedenen Generationen von Holländern auf Desima und den Ortsvorstehern von Mogi ein gewisses freundschaftliches Verhältnis entwickelt hatte. Es war daher nur natürlich, daß die Holländer diesen Platz für das Fest wählten, das sie uns zu Ehren geben wollten. Schon am Morgen zog die ganze Fremdenkolonie von Nagasaki, das Personal der Mission und was von Offizieren und Kadetten abkömmlich war, zu Fuß und zu Pferde nach dem Platze, ein Frühstück eröffnete das Fest, dem nach einem Spaziergang im Dorfe und in der Umgegend ein Diner folgte, das nach echt holländischer Art serviert wurde, d. h. gar nicht aufhörte, und wenn es das einmal vielleicht aus Versehen that, gleich wieder anfing. Als wir uns spät am Nachmittage auf den Heimweg machten, herrschte denn auch namentlich unter den

jüngsten Mitgliedern der Gesellschaft ein Zustand, dem es wohl allein zuzuschreiben war, daß alles glücklich und ohne Schaden verlief. Soll doch eine besondere Vorsehung über Kindern und Angeheiterten wachen. Für uns Ältere aber sprach, daß wir auch noch an diesem Abend ein zweites Diner mitmachen konnten.

Auch sonst bot das Leben in Nagasaki manche Abwechslung; die russische Fregatte Swetlana unter dem Kommando des Kapitäns Butakoff, mit dem wir die Reise von Suez nach Galle gemacht hatten, lag nebst drei anderen russischen Kriegsschiffen im Hafen, und wenn wir auch den an Bord befindlichen Kommodore Lichatcheff, der krank war, nicht kennen lernten, so machten wir doch die Bekanntschaft von einer ganzen Anzahl russischer Offiziere, u. a. von einem Adjutanten des Gouverneurs von Ostsibirien, Major Hytrovo, der mit seiner recht hübschen und angenehmen Frau, der einzigen fremden Dame in Nagasaki, für kurze Zeit dort weilte. Unter den Holländern war der Chefarzt der seit einiger Zeit auf Desima für die Japaner errichteten Schule, Jonkheer Pompe van Meerdervort, der interessanteste und durch seine japanischen Zöglinge, unter denen sich der spätere Leibarzt des Sioguns, Matsmoto, befand, auch über die inneren Verhältnisse des Landes bestunterrichtete. Auch der wohlbekannte Dr. von Siebold, der Verfasser des seiner Zeit berühmten und in der That an Informationen reichen Werks „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan" hielt sich in Nagasaki auf, wohin er nach Abschluß des holländisch-japanischen Vertrages hatte zurückkehren dürfen, nachdem er früher zum Tode verurteilt und dann begnadigt und verbannt worden war, wegen Hochverrats, da er sich als Arzt der holländischen Mission auf Desima Karten von Japan und andere verbotene Gegenstände zu verschaffen gewußt hatte. Ich sollte ihn aber erst später näher kennen lernen, als die japanische Regierung ihn als ihren Berater nach Jedo berief.

So verging uns die Zeit sehr schnell; leider sollten uns die letzten Tage durch ein in Nagasaki eingetroffenes Gerücht, daß Lonine von Mito ein fremdes Kriegsschiff überfallen und auf demselben ein großes Blutbad angerichtet hätten, etwas verdorben wer-

den; eine Bestätigung desselben konnten wir während unseres Aufenthaltes dort nicht erhalten, und es erwies sich auch später als unbegründet, aber es war der Schatten, den kommende Ereignisse vor sich warfen, denn am 5. Juli desselben Jahres wurde die englische Gesandtschaft in Jedo in der Nacht angegriffen, glücklicherweise ohne so traurige Folgen wie die in dem Gerücht erwähnten.

Am 24. Februar verließen wir, ich war auf die Arcona zurückbeordert worden, da uns in China neue diplomatische Aufgaben erwarteten, Nagasaki wieder mit der Thetis im Schlepptau, die indessen außerhalb des Hafens losgeworfen wurde, um ihren Weg nach Shanghai allein zu finden. Die Russen, die uns während unseres ganzen Aufenthaltes mit Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten überhäuft hatten, feuerten, als wir unseren Ankerplatz verließen, einen Salut für unseren Chef, den sie früher schon einmal salutiert gehabt hatten. Es dauerte daher eine Weile, bis die Arcona denselben erwiderte, aber nachher machte der Donner der Geschütze, der von den Bergen zehnfach widerhallte, und die grauen Dampfwolken, die sich auf das blaue Meer und die grünen Ufer legten, bis sie in leichte Wölkchen aufgelöst von der frischen Brise verweht wurden, einen wunderhübschen Eindruck. So war der Abschied von Japan ein recht gelungener.

V.

Von Nagasaki nach Tientsin.

Mein erster selbständiger Auftrag.

Die Arcona strandet. — Englische und französische Hilfe. — Wusung. — Fasanenjagd. — Tod Friedrich Wilhelms IV. und Thronbesteigung Wilhelms I. — Havarie der Arcona. — Kleine Ursachen, große Wirkungen. — Shanghai. — Fürstliche Gastfreundschaft. — 12 Flaschen Portwein. — Eine Wäsche- und Hütegeschichte. — General de Montauban. — Caid Osman. — Nach Tientsin. — Schiffsfähnrich Porge. — Tschifu. — Taku. — La „Thérèse". — Leutnant Desvarannes. — Im chinesischen Karren. — Ein Abenteuer. — Auf dem französischen Konsulat. — Leutnant Trèves. — Mr. Frederik Bruce. — Mr. de Bourboulon. — Chunghau. — Ich kann meinen Brief nicht loswerden. — Ein verfehlter Besuch. — Sieg. — Als Quartiermacher. — Sorgen und endlicher Erfolg. — Die Messe des englischen Kommissariats. — Ein schwieriger Rechnungsabschluß. — In Taku. — Yuen-min-yuen. — Eroberung, Plünderung und Zerstörung desselben. — Gerollte Schätze. — Die Ankunft des Chefs. — Übersiedlung nach Tientsin. — Ein verschwundener Pfropfen.

Die Fahrt von Nagasaki nach der Mündung des Jangtse war, wenn auch keine sehr schnelle, doch eine verhältnismäßig nicht ungünstige, aber als wir am 28. Februar schon in dem mächtigen Flusse waren, dessen schmutziggelbe Wellen einen sehr wenig angenehmen Eindruck auf uns machten, setzte uns der Lotse auf die sogenannte Nordbank. Die Lage war um so unangenehmer, als jeder Versuch, das Schiff abzubringen, sich als vergeblich erwies, das Wasser zu fallen begann, und nach der Angabe des Lotsen, nebenbei ein Engländer, an der Stelle, wo wir saßen, bei niedrigem Wasser nur neun Fuß Tiefe sein sollten. Das schloß die Möglichkeit ein, daß das Schiff sich sehr auf die Seite legen, vielleicht ganz umfallen konnte, wie auf der anderen Seite die Thatsache, daß wir

bei Springflut aufgelaufen waren, d. h. bei einer besonders hohen Flut, uns nur vierundzwanzig Stunden gab, in denen wir abkommen konnten; andernfalls mußten wir auf die nächste Springflut, d. h. vierzehn Tage warten, und niemand konnte wissen, was während dieser Zeit bei dem harten Boden der Bank Wind und Wetter aus unserem schönen Schiff gemacht haben würden. Es kam daher alles darauf an, die Zeit, die uns blieb, auf das beste auszunutzen, um das Schiff nach Möglichkeit zu erleichtern und namentlich die oberen Teile der Takelage herunterzunehmen, um bei einem auf die Seitelegen des Schiffs die Gefahr des Umfallens so viel wie möglich zu vermindern. Ein Boot wurde nach Wusung geschickt, um einige fremde Kriegsschiffe, die dort im Whangpu, dem Nebenfluß des Jangtse, an dem auch Shanghai liegt, ankerten, um ihre Unterstützung anzugehen, während gleichzeitig alles, was nicht niet- und nagelfest war, die Topmasten und Raaen, die Böte, die Geschütze, die eiserne Munition und ein großer Teil der Vorräte herunter- und herausgenommen und an Bord des französischen Kanonenboots Hongkong und des englischen Nr. 95, die herbeigeeilt waren, gebracht wurden. Gleichzeitig wurde das Wasser aus den eisernen Behältern herausgepumpt und lief in hellem Strahl in das schmutzige Wasser des Stroms, der immer die Farbe hat wie z. B. die Elbe bei Dresden nach besonders heftigen Regengüssen. Gleichzeitig wurden Sparren ausgebracht, um das Schiff zu stützen. Glücklicherweise erwies sich dies als überflüssig, da auf der Bank auch bei Ebbe weit mehr Wasser war, als der Lotse angegeben hatte. Um drei Uhr morgens wurde ein vergeblicher Versuch gemacht, das Schiff abzubringen, und unsere Mannschaft, die seit zehn Stunden ununterbrochen gearbeitet hatte, mußte mit dem Erleichtern des Schiffes weiter fortfahren. Um drei Uhr nachmittags wurde das französische Kanonenboot rechts und das englische links an unserem Schiffe festgemacht, und die englische Fregatte Chesapeake, die zu unserer Unterstützung herbeigekommen und in meisterhafter Weise unmittelbar am Rande der Bank vor Anker gegangen war, schickte zwei starke Trossen herüber, die am Ankerspill beider Schiffe befestigt wurden. So wie Hochwasser eintrat, begannen die Maschinen

der Schiffe mit voller Kraft zu arbeiten, während die Mannschaften der Arcona und der Chesapeake den Gangspill ihrer Schiffe bemannten und dieselben in Bewegung setzten. Aber alle Anstrengungen schienen vergeblich; zuerst brach die Maschine des Kanonenboots nieder, dann brach eine der Trossen, und die Arcona hatte sich noch keinen Zoll bewegt; schon begann die Flut zu fallen, und mit ihr fielen unsere Hoffnungen, als das Schiff sich plötzlich leicht auf die Seite legte und von der Bank herunterglitt, ein Erfolg, der von unserer Mannschaft mit einem donnernden Hurra begrüßt wurde, in das die Engländer und Franzosen munter einstimmten. Ich wurde von unserem Chef an Bord der englischen Fregatte geschickt, um dem Kommandanten derselben, Kapitän Willis, seinen Dank für den uns geleisteten Dienst auszusprechen, eine Begegnung, der wir uns mit vielem Vergnügen erinnerten, als wir uns einige zwanzig Jahre später in Peking trafen, er als Vizeadmiral und Befehlshaber der Station in den ostasiatischen Gewässern, ich als Gesandter des Deutschen Reiches.

Am 2. März liefen wir endlich in den Whangpu ein und ankerten in der Nähe einiger englischen und französischen Kriegsschiffe, die dort wie in Shanghai zum Schutz gegen die Taipings lagen, die Suchau und Hangchau bereits erobert und zerstört hatten und auch Shanghai bedrohten. Die Gegend, die, wie ich später zu sehen Gelegenheit hatte, im Schmuck grüner Felder und blühender Obstbäume einen sehr hübschen und wohlhabenden Eindruck machen kann, war trostlos, alles war grau in grau gefärbt, und wenn man am Lande spazieren ging, nahm man an seinen Füßen ganze Quadratmeter des lehmigen Bodens mit. Auf einem Spaziergang schoß ich ein paar Bekassinen; als ich schon in der Dunkelheit den Heimweg antrat, sah ich auf den ganz kahlen Feldern große Vögel herumlaufen, ich schoß einen derselben beim Aufgehen und fand, daß ich eine Fasanenhenne erlegt hatte. Es war die Zeit, in der das Wild und namentlich die Fasanen sich infolge der durch die Taipings angerichteten Verwüstungen in den zerstörten Dörfern und brachliegenden Feldern so vermehrten, daß es einige Jahre später nichts Seltenes

war, daß ein paar Jäger von einem drei- bis viertägigen Ausfluge mit fünf- bis sechshundert und mehr Fasanen nach Hause kamen.

Am 4. brachte uns die Post die Nachricht von dem Tode König Friedrich Wilhelms IV. und der Thronbesteigung König Wilhelms I., der bestimmt war, in der Geschichte Preußens und Deutschlands eine so große und ruhmreiche Rolle zu spielen. Die Mannschaft und die Mitglieder der Mission wurden sofort auf den neuen Herrscher vereidigt, und dann ging es an ein emsiges Arbeiten, um die Arcona, der man ihr letztes Abenteuer doch noch sehr ansah, ganz in den Stand zu setzen. Am nächsten Morgen lagen sie und die Thetis, die an demselben Tage wie die Arcona angekommen war, aber ohne weitere Fährlichkeiten ihren Ankerplatz erreicht hatte, mit gekreuzten Raaen und die Flaggen auf halbem Mast da, und um 7 1/2 Uhr fiel von jedem der beiden Schiffe der erste Schuß des Trauersaluts von 66 Schuß. Feierlich schallten die mit Zwischenräumen von fünf Minuten abgegebenen Schüsse über die gelben Fluten des Whangpu und die kahlen Felder. Mit dem ersten Schlag der acht Glas, Glockenschläge, die 12 Uhr mittags anzeigen, stiegen die Flaggen auf beiden Schiffen wieder in die Höhe, die Raaen wurden vierkant gebraßt, der Königssalut von 33 Schuß, an dem sich auch die französische Fregatte „Nièvre“ beteiligte, donnerte über das Wasser und das brausende Hoch der Mannschaft begrüßte auf beiden Schiffen den neuen Herrscher, ein packendes und ergreifendes Bild der Kontinuität des Königtums, das unser aller Herzen mit Begeisterung erfüllte.

Sonst war viel zu arbeiten, Berichte mußten abgeschrieben und expediert und die Anordnungen für die nächsten Bewegungen der Schiffe getroffen werden. Thetis wurde mit den Kaufleuten und Naturforschern der Expedition nach dem Süden Chinas und den Philippinen geschickt, während die Mitglieder der diplomatischen Mission, denen sich die Künstler anschlossen, in Shanghai blieben, um die weiteren Entschließungen des Chefs und die Beendigung der an der Arcona vorzunehmenden Reparaturen abzuwarten. Letztere waren sehr notwendig. Schon bei einer in Yokohama vorgenommenen

Untersuchung hatte sich ergeben, daß wir nur durch einen Zufall bei dem Taifun am 2. September 1860 dem Untergange entgangen waren. Es stellte sich nämlich heraus, daß die großen kupfernen Ausstoßröhren der Maschinen, die unter Wasser münden, statt mit kupfernen, mit eisernen Bolzen befestigt gewesen waren; wahrscheinlich hatten Werftarbeiter die kupfernen Bolzen gestohlen und durch eiserne ersetzt, und das die Aufsicht führende Personal, ich glaube, die Maschinen waren in England eingesetzt worden, hatte dies nicht bemerkt; die galvanische Wirkung, die durch die Berührung von Eisen und Kupfer in Salzwasser hervorgebracht wird, hatte die eisernen Bolzen so zerstört, daß eine Röhre nur noch an einem derselben hing, der auch schon zu drei Vierteln zerfressen war. Hätten wir auch nur eine der Ausstoßröhren während des Sturmes verloren, so wäre das Schiff unrettbar gesunken und die Welt hätte eine neue Veranlassung gehabt, sich über die Gewalt der Wirbelstürme zu wundern, denen selbst ein wohlausgerüstetes Kriegsschiff nicht widerstehen könne, während es sich in der That nur um die Nachlässigkeit und Spitzbüberei eines Werftarbeiters gehandelt haben würde. Ein neuer Beweis für den alten Satz von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen. Auch das Auflaufen der Arcona hatte eine erneute genaue Untersuchung derselben und die sich daraus ergebenden Reparaturen notwendig gemacht.

Am 7. März siedelten wir nach Shanghai über, wo ein preußischer Kaufmann, Herr Wilhelm Probst, der Chef des Hauses Pustau et Co. daselbst, später während langer Jahre der Chef eines Bankinstituts in Hamburg, unserm Chef sein Haus zur Verfügung gestellt hatte. Es war das ein Beispiel der wahrhaft fürstlichen Gastfreundschaft, die damals und noch während langer Zeit von allen Leuten, aber ganz besonders von den großen kaufmännischen Firmen in Ost-Asien geübt wurde. Herr Probst war ganz einfach aus seinem Hause herausgegangen und hatte dasselbe mit der vollständigen Einrichtung, Küche und Keller und der gesamten Dienerschaft dem Chef der preußischen Mission zur Verfügung gestellt. Als ein Beweis, wie die Sachen damals zugingen und die Fremden von

ihren Dienern bestohlen wurden, mag folgendes Geschichtchen dienen. Wir hatten am ersten Abend ein sehr reichhaltiges und gutes Diner für acht oder zehn Personen gehabt; am nächsten Morgen suchte Herr Probst mich auf und kam nach einigem Zögern und mit vielen Bitten um Entschuldigung mit der Frage heraus, ob ich ihm vielleicht sagen könne, wie viel Portwein am Abend vorher getrunken worden sein könne; sein chinesischer Haushofmeister behaupte, eine Kiste, d. h. zwölf Flaschen, und er sei überzeugt, daß derselbe ihn unverschämt belüge. Ich konnte ihm die Antwort geben, daß allerdings eine Flasche aufgemacht worden sein müsse, da Portwein zum Dessert serviert worden sei, aber daß höchstens drei oder vier Gläser getrunken worden seien.

Shanghai war damals, achtzehn Jahre nach seiner Gründung, d. h. nach der Eröffnung des Hafens für den Handel, nicht das was es heute ist, eine Stadt der Paläste, aber es überraschte uns doch ungemein als das Ergebnis gemeinsamer Thätigkeit fremder kaufmännischer Elemente, die in der verhältnismäßig kurzen Zeit eine Niederlassung geschaffen hatten, die an äußerem Ansehen und innerer Ordnung alles weit hinter sich ließ, was wir in Preußen in Städten mittlerer Größe und nicht nur in diesen zu sehen gewohnt gewesen waren. Freilich waren die Einnahmen der dort ansässigen Kaufleute damals unendlich viel größer, als sie das schon 15—20 Jahre später wurden; noch hatte die Anwesenheit von Banken und die Herstellung schnellerer und häufigerer Postverbindungen und telegraphischer Leitungen die Verhältnisse nicht egalisiert und noch bedurfte es zu den Geschäften in China des baren Kapitals, das erst später durch den Kredit ersetzt wurde und dadurch den Sturz der fürstlichen Kaufmannshäuser herbeiführte, die auf fürstlichem Fuße lebten, dafür aber auch fürstliche Ausgaben hatten und den neuen Verhältnissen, die viele kleinere Häuser an die Stelle der wenigen großen setzten, weichen mußten.

Der 8. März sollte mir eine Überraschung bringen; wir hatten den 7. und den Vormittag des 8. mit Besuchen und dem Empfang von Gegenbesuchen zugebracht, als mich nach dem Tiffin mein Chef

rufen ließ und mir mitteilte, daß ich mich bereit halten müsse, in der Nacht mit Briefen und Aufträgen von ihm nach Tientsin abzugehen. Meine erste Antwort war: „Mein Gott, ich habe ja gar keine Wäsche.“ Und so verhielt es sich in der That, wir hatten, seitdem wir Jedo am 26. Januar verlassen, nicht Gelegenheit gehabt waschen zu lassen, so daß wir, obgleich wir alle sehr reichlich ausgerüstet waren, als wir am 3. März unsere Wäsche in Wusung chinesischen Wäschern anvertraut gehabt hatten, auf ein Minimum reduziert waren. „Dann kaufen sie sich das Notwendigste“, war die Antwort meines Chefs. Ich lief also am Nachmittage in den verschiedenen Geschäften herum und kaufte zu teuren Preisen und in mittelmäßiger Qualität, was ich absolut brauchte, ein Dutzend Hemden, Unterkleider u. s. w. An diesem Kaufe, der natürlich auf Staatskosten erfolgte, hängt aber noch eine Geschichte. Ich war längst wohlbestallter Konsul in Japan, als ein Erlaß des Auswärtigen Amts mit einem Monitum der Oberrechnungskammer einlief, das die Zurückzahlung des empfangenen Geldes verlangte. Ich antwortete unter Darlegung der Verhältnisse mit einer entschiedenen Weigerung dies zu thun, erklärte mich aber bereit, die damals gekaufte Wäsche, die ich nur bis zu dem Zeitpunkt, in dem mir zwei Monate später meine in Wusung zurückgelassene eigene zugegangen sei, getragen hätte, dem Auswärtigen Amte zur Verfügung zu stellen. Meine Angabe entsprach den Thatsachen, da die in Shanghai gekauften Gegenstände mir sehr schlecht gepaßt und ich sie sofort abgelegt hatte, sowie ich sie durch meine eigenen ersetzen konnte. Für mich war die Sache damit erledigt, weniger glücklich ging es meinem Chef in einer andern Angelegenheit. Derselbe hatte, als er sich in Taku ausschiffte und nach Tientsin begab, einige Seesoldaten zum Ordonnanzdienst mitgenommen und für dieselben, wie das den Verhältnissen und Bedürfnissen durchaus entsprach, Sonnenhüte anschaffen lassen. Die Frage der Bezahlung dieser Hüte wurde schließlich zu einer großen Haupt- und Staatsaktion, die Marine und das Auswärtige Amt warfen sich die Hüte gegenseitig zu und beide im Verein mit der Oberrechnungskammer hielten schließlich den

Chef der Mission, der seit Jahren Minister des Innern war, verantwortlich. Der dänische Krieg wurde geschlagen, die Schlacht von Königgrätz gewonnen und Frankreich besiegt, aber die Hüte konnten keine Ruhe finden, bis endlich auf eine Immediateingabe des Grafen eine königliche Kabinettsordre erfolgte, durch die die Staatskasse angewiesen wurde, den Betrag zu übernehmen.

Am Abend dinierten wir bei dem General en Chef des französischen Expeditionskorps, Divisionsgeneral de Montauban, später Graf von Palikao — nach der Brücke von Palikiao zwischen Tungschau und Peking, dem Schauplatz eines siegreichen Gefechts gegen die Chinesen 1860 — und 1870 zur Zeit der Schlacht von Sedan französischer Kriegsminister. Der nicht große, ziemlich korpulente Herr machte einen angenehmen gutmütigen, bonhomme, Eindruck und äußerte sich in sehr verständiger Weise über die Vorgänge und die Lage der Dinge in China. Die Einnahme von Peking und die Plünderung des Sommerpalastes bildeten natürlich einen Hauptgegenstand des Gesprächs, und der General bemerkte lachend, daß die Welt behaupte, sein Sohn, ein bildhübscher junger Chef d'escadron, der anwesend war, habe sich bei der Gelegenheit 40 000 Frcs. jährlicher Rente gemacht, wovon er nicht wisse und was selbstverständlich Unsinn sei. Unter den Gästen befanden sich der Oberkommandierende des französischen Geschwaders Contreadmiral Protet, der meinem Chef eine Passage für mich an Bord des französischen Depeschenboots Feelon (Filon) nach Taku gegeben hatte, und der Kommandeur der aus Spahis bestehenden Stabswache des Generals, Caid Osman, auf den ich später zurückkommen werde. Wir kehrten etwas nach zehn von dem Diner zurück und arbeiteten beinahe die ganze Nacht, um die Schreiben für die Gesandten Frankreichs und Englands und den Prinzen von Kung, die ich mitnehmen sollte, und meine Instruktionen fertig zu machen, so daß ich Gott dankte, als ich mich endlich nach drei Uhr morgens totmüde mit meinem chinesischen Diener Achung auf dem „Feelon" einschiffen konnte.

Ich fand auf demselben Caid Osman, der den kleinen Dampfer benutzen wollte, um sich nach Wusung zu begeben und dort die

französische Post zur Heimkehr nach Frankreich zu nehmen. Wir verplauderten die Stunden bis Wusung bei Grog, Kaffee und Zigarren und ich hörte hier aus Caid Osmans eigenem Munde die Bestätigung seiner Erlebnisse, die schon während der letzten Tage in Wusung und Shanghai vielfach den Gegenstand unserer Gespräche gebildet hatten. Er war ein Vetter unseres Legationssekretärs Pieschel, der ihn schon in Wusung zu unserm Chef gebracht hatte, und wie sich im Laufe unserer Unterhaltung herausstellte, auch ein Vetter des Pächters des Gutes Roitsch bei Bitterfeld, das dem Schwiegervater meines Bruders gehörte. Caid Osman, der eigentlich Jäger hieß, hatte, während er als Einjährig-Freiwilliger in der preußischen Armee diente, mit einem Vorgesetzten Streit bekommen, hatte denselben gefordert und war zu einer Festungsstrafe verurteilt worden, der er sich durch die Flucht entzogen hatte. Er war dann in die Fremdenlegion eingetreten und von dort zu den Spahis übergegangen, bei denen er es wegen seiner, selbst in der französischen Armee auffallenden, Tapferkeit bald zum Offizier gebracht hatte, aber da er sich hartnäckig weigerte, sich als Franzose naturalisieren zu lassen, um nicht in die Lage kommen zu können, gegen Deutschland fechten zu müssen, hatte er nicht über den Grad eines Oberleutnants hinaus avancieren können. Er dutzte sich mit allen französischen Generälen der afrikanischen Armee, deren Kamerad er in ihrer Leutnantszeit gewesen war, auch mit seinem jetzigen Oberbefehlshaber. Als General de Montauban ihn unserem Chef vorstellte, sagte er: „C'est un fou, mais dans l'armée d'Afrique on dit „Brave comme Caid Osman", et c'est le seul homme qui puisse refuser un duel sans que cela lui fasse du tort." Caid Osman war le beau type du sabreur, oder wenn man will, des Landsknechts, obgleich wir uns den letzteren kaum zu Pferde denken können. Auf Fürsprache des Grafen zu Eulenburg und ich glaube auch etwas meines Vaters wurde Caid Osman begnadigt, konnte seine Verwandten in Preußen besuchen, ließ sich dann auf deren und anderer Leute Zureden in Frankreich naturalisieren, wurde nach Mexiko geschickt, um schnelle Carriere zu machen, und fand bei dem

ersten Gefecht, das er mitmachte, den Tod, der ihm so oft auf anderen Schlachtfeldern vorbeigegangen war. Das absprechende Urteil, das der C^te^ d'Hérisson in seinem Buche „La chasse à l'homme“ fällt, dürfte darauf zurückzuführen sein, daß er als Gemeiner in der Eskorte des Generals de Montauban stand, die, wie bereits erwähnt, von Caid Osman befehligt wurde. Letzterer mag vielleicht nicht sehr glimpflich mit dem Spahi umgegangen sein, der in seinem Buch „Journal d'un Interprète en Chine“ Beweise von lebhafter Phantasie und nicht allzugroßer Genauigkeit bei der Behandlung von Thatsachen gegeben hat.

Der „Feelon“, der bestimmt war, die erste Post nach dem Aufgang des Eises nach dem Norden zu bringen, war ein kleiner gemieteter Dampfer, den ein Schiffsfähnrich Porge befehligte. Derselbe, dem ein bei einem Streit an der albanischen Grenze erhaltener Yatagan-Hieb eine furchtbare Narbe, die das ganze Gesicht durchfurchte, gegeben hatte, war der liebenswürdigste Wirt, den man sich denken konnte und da er der einzige Offizier und ich der einzige Passagier an Bord waren, so hatte ich hinreichende Zeit, über die mir gestellte Aufgabe nachzudenken. Der eine Teil derselben, die Briefe an Mr., später Sir Frederic Bruce und Mr. de Bourboulon, den englischen und französischen Gesandten und den Prinzen von Kung, einen Bruder des Kaisers, der die Verträge von 1860 in Peking abgeschlossen hatte und mit der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten betraut war, erschien mir sehr einfach, weniger so, über die Lage der Verhältnisse, wie ich sie in Nordchina vorgefunden, Bericht zu erstatten, da ich mir sagen mußte, daß der Inhalt dieser Berichte vielleicht einen maßgebenden Einfluß auf die Entschließungen meines Chefs ausüben und damit eine recht schwere Verantwortlichkeit auf meine jungen Schultern, ich war wenig über fünfundzwanzig Jahre alt, laden konnte. Indessen, die Suppe war eingebrockt und mußte gegessen werden und so ging ich frischen Muts dem Unbekannten entgegen, denn das waren Nordchina und die Verhältnisse dort, im vollsten Sinne des Worts, für mich wie für viele anderen.

Drei Tage brachten uns nach Tschifu, wo ich bei dem die kleine französische Garnison kommandierenden Offizier, Lt de vaisseau de la Tour du Pin, ein vortreffliches Frühstück einnahm, bei dem gebratene Waldschnepfen, deren es bei Tschifu in Unmenge geben sollte, eine Hauptrolle spielten. Die Franzosen hatten den Winter in dem eigentlichen Tschifu zugebracht, das an dem die Bucht bildenden Vorgebirge und nicht wie die jetzige fremde Niederlassung von Tschifu bei der Stadt Gentai liegt. Aus den Mitteilungen der französischen Offiziere gewann ich die Überzeugung, daß der Platz sich für einen Sommeraufenthalt von Kriegsschiffen vortrefflich eignen müsse, was sich später auch nach jeder Richtung hin bestätigt hat. Zwei weitere Tage brachten uns auf die Taku-Rhede, wo wir außerhalb der Barre so weit vom Lande entfernt ankerten, daß man mit bloßen Augen kaum die Kavaliere der die Mündung des Peiho beherrschenden Forts erkennen konnte. Einige Stunden, nachdem wir Anker geworfen, erschien eins der französischen kleinen Kanonenboote, die für die Expedition in Stücken herausgesandt und in Shanghai zusammengesetzt worden waren und die gute Dienste geleistet hatten, obgleich sie von den französischen Marineoffizieren „chaudrons“ getauft worden waren. Es war die Nr. 13 (Treize), die ihr liebenswürdiger und geistreicher Kommandant Lt de vaisseau Desvarrannes „Thérèse“ getauft hatte; er war so freundlich, mir anzubieten, mich nach Taku mitzunehmen und mir auch weiter behilflich zu sein, was ich mit Dank annahm. Das kleine Ding, das ein großes Geschütz auf dem Vorderteil und eine starke Maschine für seine Kleinheit hatte, machte einen furchtbaren Lärm, legte aber bei der glatten See die Strecke bis in die Mündung des Flusses, der, wie der Jangtse, trübgelbes Wasser hat, ziemlich schnell zurück. Auf dem Kavalier des auf dem linken Ufer des Flusses liegenden Forts wehte die französische, auf dem am rechten Ufer die englische Flagge; jedes war von den Truppen der betreffenden Nation besetzt. Das auf dem linken Ufer liegende Nordfort, das auch im Juni dieses Jahres von dem vereinigten Geschwader angegriffen und genommen wurde, war 1860 von den Engländern und Franzosen mit stürmen-

der Hand erobert worden, die auf dem Süd- (rechten) Ufer des Flusses liegenden Forts hatten sich darauf ohne Schwertstreich ergeben, wie es auch diesmal wieder der Fall gewesen ist. Lt Desvarannes war ein sehr liebenswürdiger Wirt und leistete mir auch sonst die besten Dienste; er ließ mir zwei je mit einem Maultier und einem Pferde bespannte chinesische Karren kommen, auf denen ich am nächsten Morgen die Weiterfahrt antrat, und empfahl mich an einen Kameraden, den Lt de vaisseau Trêves, der in Tientsin die Funktionen als französischer Konsul wahrnahm.

Es war eine sonderbare Expedition, ich sprach kein Wort Chinesisch und mein Diener, obgleich selbst ein bezopfter Sohn des himmlischen Reiches, konnte sich als Hainanese mit seinen nördlichen Landsleuten absolut nicht verständigen. Wir fuhren indessen in tiefem Sande munter los, und ich wurde so furchtbar durchgeschüttelt, daß mir bald alle Knochen wehthaten; ich folgte also dem Beispiel meines Dieners, kroch aus dem Wagenkasten heraus und setzte mich neben den Fuhrmann auf die Deichsel; es ist das auf einem chinesischen Karren der einzige erträgliche Platz, obgleich man von Sonne, Staub und Fliegen geplagt wird und den Kutscher neben sich und die Kruppe des Maultiers vor sich hat, die beide nicht besonders wohlriechend zu sein pflegen. Als wir nach einigen Stunden der Fahrt in ein Dorf kamen, wie wir schon mehrere passiert hatten, näherten sich mir ein paar Chinesen, die den Amtshut trugen, ein schwarzer Filzhut mit aufgeklappten Rändern und roten Fransen, die vom Mittelpunkt des Kopfes nach allen Seiten herunterhängen. Sie redeten sehr eifrig auf mich ein, unsere Karrenführer hielten, und schließlich merkte ich doch soviel, daß die Leute mich aufforderten, mit ihnen irgendwo hinzugehen. Mir war die Sache nicht recht geheuer, aber schließlich, da ich gar kein Mittel sah, mich zu verständigen, oder unsere Karrenführer zum Weiterfahren zu bewegen, folgte ich den Leuten, die mich zu einem Hause brachten, in dessen Thüre ein hochgewachsener Mann in chinesischer Tracht ebenfalls mit dem amtlichen Hut mich erwartete. Er redete mich französich an und stellte sich mir als ein katholischer Missionar vor, der von seinen Christen erfahren

habe, daß ein Fremder (den er wahrscheinlich für einen Franzosen gehalten hatte, da ich mich auf dem linken von den Franzosen besetzten Ufer des Peiho befand) in der Nähe sei; er lud mich in sehr freundlicher Weise zum Frühstück ein, setzte mir von seinem vin de messe vor, und ich war um so zufriedener, daß das befürchtete Abenteuer so glücklich verlaufen war, als mein freundlicher Wirt im stande war meinem Karrenführer genau anzugeben, wohin er mich bringen solle. Trotzdem lief die weitere Fahrt nach Tientsin, wo ich nach eingebrochener Dunkelheit ankam, nicht ohne alle Schwierigkeiten ab, zwar erreichte ich glücklich die Stadt, aber ob mein Gastfreund sich schlecht ausgedrückt oder mein Karrenführer ihn nicht verstanden hatte, ich irrte noch eine ganze Weile in den dunklen, zum Teil unergründlichen, überall sehr schmutzigen Straßen umher, bis ich einen französischen Soldaten fand, der mich nach dem Konsulat brachte. Wir hielten vor einem großen niedrigen Hause, ich kroch aus meinem Karren, ein Bild des Jammers, und dick bedeckt mit Staub und Schmutz, um mich einen Augenblick später, ich kann wohl sagen, in den Armen von Monsieur Trêves zu finden, der nichts davon hören wollte, daß ich in ein chinesisches Wirtshaus ginge, sondern darauf bestand, daß ich bei ihm bliebe. Ich fand in ihm einen ebenso liebenswürdigen wie intelligenten Mann, dessen Unterhaltung und Ratschlägen ich einen Teil des Erfolgs meiner ersten diplomatischen Mission zu danken habe. Er ist derselbe Mann, der während des Aufstands der Kommune und der Belagerung von Paris durch die Truppen von Versailles, zuerst die Stadt betrat, wie L. Halévy so dramatisch in seinen Notes et souvenirs 1870—1871 beschrieben hat. Es war ein hartes Schicksal für meinen armen Freund, daß er, nachdem er so vielen Gefahren glücklich entgangen war und noch in dem französisch-chinesischen Konflikt 1883—1884 ein Panzerschiff befehligt hatte, in den Straßen von Paris von einem Omnibus überfahren wurde und an den erlittenen Verletzungen starb.

Ich brauchte eine gute Stunde und sehr viel Wasser, Seife und Handtücher, um mich wieder in einen halbwegs civilisierten Menschen zu verwandeln, dann aber war es ein wahrer Genuß, mich an einen

gedeckten Tisch niederzulassen, eine gute Mahlzeit einzunehmen und mit meinem Gastfreund und einem Kommissar, d. h. Intendanturbeamten Mr. Montaud, mit dem er zusammen wohnte, ein vernünftiges Gespräch, natürlich über die Ereignisse des ruhmreichen Feldzugs von 1860, zu führen. Ich weiß nicht, ob die Franzosen, wie die böse Welt behauptet, alle als Friseure geboren sind, aber das weiß ich, daß sehr viele von ihnen als Köche zur Welt kommen müssen, ich habe selten in meinem Leben so gut gegessen wie an Bord des Feelon und der Thérèse oder bei Mr. Trêves und in allen drei Fällen waren die Köche einfache Matrosen der Kriegsmarine, die vorher alles mögliche, nur nicht Köche gewesen waren.

Am nächsten Morgen ging ich zu den Herren Bruce nnd Bourboulon, um denselben die Briefe meines Chefs zu übergeben; ich fand sie beide im Begriff, sich nach Peking zu begeben, und sehr wenig liebenswürdig und entgegenkommend. Beide sprachen sich sehr entschieden gegen ein Kommen meines Chefs nach Tientsin aus, erzählten viel von den Schwierigkeiten der allgemeinen und ihrer eigenen Lage und behaupteten, daß die fremdenfeindliche Partei in Peking noch sehr stark sei, daß die kleine Zahl der nicht absolut feindlichen chinesischen Staatsmänner vor allen Dingen erst über die Folgen der Zulassung fremder Diplomaten in Peking beruhigt werden müsse, und daß es höchst unpolitisch sein würde, in diesem Augenblick der chinesischen Regierung mit einer dringenden Forderung näher zu treten; daß dieselben Handelsvorteile und Privilegien, welche England und Frankreich erlangt hätten, unzweifelhaft auch Preußen zugestanden werden würden, aber daß der Abschluß eines politischen Vertrages d. h. eines Vertrages, durch den Preußen das Gesandtschaftsrecht gegeben werde, ganz außer Frage stehe. Beide Herren erklärten, daß sie meinem Chef in diesem Sinne schreiben und ihm raten würden, nicht nach Tientsin zu kommen, sondern in Shanghai zu bleiben und die Verhandlungen zu eröffnen, in welchem Falle sie allen Einfluß, den sie etwa besäßen, zu seiner Verfügung stellen würden. Sie rieten mir zugleich, nicht den Versuch zu machen, nach Peking zu gehen, um das Schreiben an den Prinzen von Kung

demselben persönlich zu überreichen, sondern dasselbe dem in Tientsin residierenden Handelssuperintendenten der drei geöffneten Häfen, Chunghau, zur Weiterbeförderung zu übergeben.

Aus diesen Gesprächen zog ich den Schluß, daß die Gesandten Frankreichs und Englands nichts thun würden, um uns zu helfen, sondern im Gegenteil den Chinesen behilflich sein würden, Preußen so wenig wie möglich zuzugestehen. Mr. Bruce war indessen wenigstens so liebenswürdig, mir einen der Dolmetscher des britischen Konsulats anzubieten, was ich mit Vergnügen und Dank annahm.

Am 17. März begab ich mich mit Mr. Gibson, dem vorerwähnten Dolmetscher, zu Chunghau, der mich sehr liebenswürdig aufnahm. Er war ein stattlicher, gut aussehender Mann mit einem freundlichen, offenen Gesicht und höflichen Manieren, der auf den ersten Blick einen sehr guten Eindruck machte. Nachdem ich ihm auseinandergesetzt hatte, daß ich der Träger eines Schreibens des Grafen zu Eulenburg an den Prinzen von Kung sei und daß ich wünschte, dasselbe zur Weiterbeförderung an seine Adresse in seine Hände zu legen, erwiderte er mir, daß er zu seinem Bedauern nicht in der Lage sei, dasselbe in Empfang zu nehmen, bevor er von Peking aus die dazu erforderliche Erlaubnis empfangen habe, daß das indessen nur eine Formfrage sei und er in einigen Tagen unzweifelhaft die erbetene Erlaubnis erhalten werde. Wenn ich ihm indessen den Inhalt des Schreibens mitteilen könne und es sich in demselben nur um die Erlaubnis zum Reisen im Innern zu wissenschaftlichen oder ähnlichen Zwecken handle, so könne er selbst die Entscheidung treffen und brauche für dieselbe nicht erst nach Peking zu referieren. Da ich vermeiden wollte, mich auf eine Erörterung über die Absichten meines Chefs und namentlich dessen Recht nach Tientsin zu kommen, einzulassen, antwortete ich, daß ich den Inhalt des Schreibens, das ich zu übergeben hätte, nicht kenne, daß ich aber gern einige Tage warten wolle, wenn es sich um eine bloße Formfrage handle. — Wir plauderten dann noch eine Weile, wobei Chunghau sich besonders für das zu interessieren schien, was die langhaarigen Rebellen, die Taipings, in der Nähe von Shanghai

machten, worüber ich ihm aber wenig sagen konnte. Als ich mich verabschiedete, wiederholte Chunghau seine Erklärung, daß er in wenigen Tagen in der Lage sein werde, das Schreiben zu empfangen, dessen Träger ich sei.

Am 22. März erschien er auf dem französischen Konsulate, wo ich noch der Gast von Monsieur Trêves war, um mir seinen Gegenbesuch zu machen. Ich fühlte instinktmäßig, daß die Antwort, die er überbrachte, eine ungünstige sein würde und daß es daher ein Fehler sein würde, ihn zu empfangen; in dem französischen Hause konnte er die Unterhaltung abbrechen, wann es ihm beliebte, und dann jede weitere Zusammenkunft unter dem Vorwand ablehnen, daß er mir nichts weiter mitzuteilen habe. Ich bat daher Mr. Trêves Chunghau zu empfangen, ihm zu sagen, daß ich nicht zu Hause sei, aber abzulehnen, irgend eine Botschaft für mich anzunehmen, und während Chunghau zur Vorderthür hineinkam, schlüpfte ich zur Hinterthür hinaus und kam erst zurück, nachdem der Herr Handelssuperintendent, der mehr als eine Stunde auf mich gewartet, sich verabschiedet hatte. Ich schickte sofort einen Boten an ihn, um ihm zu sagen, wie sehr ich bedauert hätte, ihn verfehlt zu haben, und daß ich mir am nächsten Tage die Ehre geben würde, ihn zu besuchen.

Als ich zu der bestimmten Stunde zu Chunghau kam, fand ich ihn wie immer äußerst liebenswürdig und freundlich; er sagte mir, daß er eine Antwort vom Prinzen von Kung erhalten habe, der sich sehr gefreut, zu hören, daß Deutsche schon in Shanghai ansässig seien und gute Geschäfte machten, daß derselbe aber bedauere, das Schreiben meines Chefs nicht in Empfang nehmen zu können, da er vom Kaiser nur ermächtigt worden sei, mit den Gesandten Englands, Frankreichs, Rußlands und der Vereinigten Staaten zu verhandeln und nicht mit einem Gesandten Preußens, mit welchem Lande China in keinen Vertragsbeziehungen stände.

Alle meine Bemühungen, Chunghau zu überzeugen, daß die Entgegennahme des Schreibens die Verantwortlichkeit des Prinzen oder der chinesischen Regierung in keiner Weise engagiere, während

es im Gegenteil als eine Beleidigung angesehen werden könne, wenn die Annahme des Schreibens verweigert würde, waren vergeblich. Chunghau blieb immer gleich höflich und liebenswürdig, kam aber mit der freundlichsten Miene von der Welt nicht über die Erklärung hinaus, daß es ihm die größte Freude machen würde, das Schreiben zu empfangen, daß die erhaltenen Weisungen ihm das aber leider nicht gestatteten. So mußte ich denn nach dreistündigem Hin- und Herreden meine Batterien ändern; ich frug also ebenfalls mit zuckersüßer Miene, ob er etwa Aufträge für Peking habe, da ich mich sehr freuen würde, dieselben zu übernehmen. Das machte ihn stutzig und er frug, was ich damit meine. Ich erwiderte, daß ich am nächsten Tage nach Peking abzureisen beabsichtige, wo ich das Schreiben dem Prinzen von Kung übergeben würde. Die Idee schien ihn sehr zu amüsieren, und er frug mich lachend, wie ich das wohl zu machen gedächte. Ich antwortete, daß nichts leichter sein werde als das; ich besäße ein Zelt, nach meiner Ankunft in Peking würde ich dasselbe vor dem Thor des Palastes des Prinzen aufschlagen lassen, und das erste Mal, daß derselbe seinen Palast verließe, würde ich ihm den Brief geben und er würde denselben empfangen, darauf könne er, Chunghau, sich verlassen. Mein chinesischer Freund machte zu dieser Erklärung ein sehr ernstes Gesicht und meinte, daß das doch eine grobe Verletzung der Etikette sein und unzweifelhaft einen sehr schlechten Eindruck hervorbringen würde, was ich sofort zugestand. Ich fügte hinzu, daß ich, um meine eigene Verantwortlichkeit zu decken und dem Prinzen zu beweisen, daß es nicht meine Schuld sei, wenn ich zu derartigen Mitteln griffe, ihn bäte, mir schriftlich zu bescheinigen, daß er sich geweigert habe, das Schreiben zu empfangen und weiter zu befördern. Das brachte Chunghau zur Vernunft; er versuchte allerdings noch die Schwierigkeit dadurch zu umgehen, daß er mich bat, das Schreiben Mr. Bruce zu übergeben, dessen Herrscher, wie er sagte, ja mit dem meinigen verwandt sei und aus dessen Händen der Prinz die Mitteilung des preußischen Gesandten empfangen könne, ohne seine Vollmachten zu überschreiten, aber da ich fest blieb, so gab er schließlich nach und nahm das viel-

umredete Schreiben zur Weiterbeförderung an. Er bat mich nur, meinem Chef zu schreiben und ihn zu bitten, nicht nach Tientsin zu kommen, was ich zu thun versprach mit dem Zusatz, daß ich keinerlei Garantie dafür übernehmen könne, daß mein Chef diesem Rat folgen werde.

Ich muß gestehen, daß ich mich nicht wenig gehoben fühlte, als ich nach diesem Erfolge das Yamen Chunghaus verließ, besonders da auch Mr. Gibson, dem die Geschichte mindestens ebensoviel Freude gemacht hatte wie mir selbst, mir einmal über das andere versicherte, daß ich meine Sache ganz vortrefflich gemacht hätte, aber der schwierigste Teil meiner Aufgabe blieb noch zu erledigen, der, meinem Chef über die Eindrücke zu berichten, die ich in Tientsin empfangen hatte. Nach reiflicher Überlegung schrieb ich ihm, daß meiner Ansicht nach die einzige Möglichkeit für Preußen und seine Verbündeten einen Vertrag zu erhalten, der ihnen dieselben politischen Rechte zugestehe, wie den anderen Mächten, darin bestehe, nach Tientsin zu kommen; daß die Schwierigkeiten, denen er hier begegnen würde, allerdings dieselben wie in Shanghai sein dürften; daß die häufigen Rückfragen nach Peking und Jehol von Tientsin aus aber viel weniger Zeit in Anspruch nehmen würden als von Shanghai und daß, einmal in Tientsin, ein Besuch in Peking und die Drohung, direkte Verhandlungen mit dem Prinzen von Kung zu eröffnen, einen viel größeren Eindruck auf die chinesischen Unterhändler wie auf die Vertreter von England und Frankreich machen müsse, welche letzteren wenig geneigt schienen, uns zu unterstützen, wenn sie nicht absolut dazu gezwungen würden. Ein zu schneller und zu günstiger Abschluß eines Vertrages durch den preußischen Unterhändler könne leicht den Glauben erwecken, als ob mit etwas mehr Geschick und Geduld von seiten der fremden Unterhändler — und das waren in erster Linie die Herren Bruce und de Bourboulon gewesen — die Zurückweisung bei den Takuforts 1859 und der Feldzug von 1860 hätten vermieden werden können; es läge also jedenfalls im Interesse der betreffenden Herren, diesen Glauben nicht aufkommen zu lassen.

Drei Wochen, nachdem ich diesen Bericht abgesendet, so langsam war damals die Verbindung zwischen Tientsin und Shanghai, erhielt ich von meinem Chef einen Erlaß, der seine Billigung meiner Handlungsweise aussprach und mich zugleich benachrichtigte, daß er, sobald die Arcona wieder seetüchtig sein würde, beabsichtige, sich nach Tientsin zu begeben und dort die Verhandlungen mit den Chinesen zu eröffnen. Ich wurde zugleich angewiesen, für eine passende Unterkunft für ihn und seine Begleiter zu sorgen. Ich habe weder damals noch später angenommen, daß mein Bericht bestimmend auf den Entschluß meines Chefs eingewirkt haben könne, aber ich glaube, daß er ihn in seiner Auffassung der Verhältnisse und den darauf begründeten Folgerungen bestärkt haben wird.

Meine Aufgabe als Quartiermacher war weder eine besonders leichte noch angenehme. Die meisten öffentlichen und größeren Gebäude waren von den englischen und französischen Truppen in Beschlag genommen, während die Möglichkeit eins der bis vor wenigen Tagen von den englischen und französischen Gesandten — die Herren hatten sich in der Zwischenzeit nach Peking begeben — bewohnten Gebäude für meinen Chef zu mieten, dadurch wegfiel, daß die Herrn Bruce und Bourboulon — ein neuer Freundschaftsdienst derselben — die in Tientsin kommandierenden Generäle schriftlich angewiesen hatten, die Eigentümer dieser Häuser gegen eine fernere Benutzung durch Fremde zu schützen. Ich wendete mich daher an Chunghau mit der Bitte, mir ein öffentliches Gebäude für die Unterbringung der erwarteten Gesandtschaft anzuweisen, was derselbe in seiner gewohnten liebenswürdigen Weise damit erwiderte, daß er die immer von den koreanischen Gesandtschaften benutzten Gebäude zu meiner Verfügung stellte. Bei näherer Besichtigung derselben ergaben sie sich indessen als wenig besser als ein in sehr defektem Zustande befindlicher Schweinestall; ich muß übrigens zu Chunghaus Entschuldigung hinzufügen, daß ich später Gelegenheit gehabt habe, mich zu überzeugen, daß diese Lokalitäten und die in Peking befindlichen, nicht besseren, den Koreanern thatsächlich als Wohnung dienten und sie sich in denselben sehr wohl zu befinden schienen. Ich würde

indessen, selbst wenn die Baulichkeiten in besserem Zustande gewesen wären, eine Benutzung derselben abgelehnt haben, da eine solche unzweifelhaft von den Chinesen gebraucht und gemißbraucht worden wäre, um Preußen als zu den tributbringenden Staaten gehörig darzustellen, wie das z. B. nach 1859 mit den Vereinigten Staaten geschehen war, als der Vertreter derselben sich entschlossen gehabt hatte, sich über Peitang nach Peking zu begeben, um dort die Ratifikation des 1858 abgeschlossenen Vertrages auszutauschen. Ich mußte mich also ganz auf mich selbst verlassen, aber meine Bemühungen, sowie die der von mir ausgesandten Emissäre hatten anfänglich gar keinen Erfolg, bis ich eines Tages bei einem meiner vielen Spaziergänge auf der englischen, rechten Seite des Flusses in der Vorstadt ein nach chinesischen Begriffen recht ansehnliches Haus sah, das unbewohnt schien. Ich ging in dasselbe hinein, sah, daß meine Vermutung zutreffend war, überzeugte mich, daß es in den um zwei Höfe aufgeführten Baulichkeiten hinreichenden Raum für uns alle enthalten würde, und ließ mir durch den Thürhüter den Eigentümer holen, den ich vor die Wahl stellte, sich mit mir direkt oder durch die Vermittlung der chinesischen Behörden zu verständigen. Natürlich zog er das erstere vor, und nach vielem Feilschen und Handeln mietete ich das Haus für einen Preis, der trotz aller Beteuerungen des Wirts seine gewagtesten Hoffnungen um ein erhebliches übersteigen mußte. Er hatte das Haus, in dem er mit seiner Familie gewohnt, verlassen, weil das Nebenhaus von den Offizieren des englischen Kommissariats mit Beschlag belegt worden war, eine mir sehr willkommene Thatsache, da ich in dieser Nachbarschaft einen gewissen Schutz gegen doch immerhin mögliche Unannehmlichkeiten sah. Ich ging sofort ans Werk, Maurer, Tischler, Tapezierer, Glaser und Kulis wurden engagiert und an die Arbeit gesetzt, nachdem eine gründliche Reinigung des Hauses und des Hofes vorgenommen worden war. In wenigen Tagen waren Haus und Zimmer in Ordnung und boten für nicht zu anspruchsvolle Leute ein ganz bequemes und anständiges Unterkommen. In dem ersten Hofe befanden sich die Wohnung für den Dolmetscher,

Mr. Marques, einen Portugiesen aus Macao, der schon früher eine ähnliche Stellung bei dem französischen Botschafter Baron Gros bekleidet hatte, die Küche und die Räumlichkeiten für die zum Ordonnanzdienst kommandierten Seesoldaten und einen Teil der chinesischen Dienerschaft, das zwischen dem ersten und zweiten Hofe gelegene Haus bildete die Wohnung des Grafen zu Eulenburg und seiner beiden Kammerdiener, das den zweiten Hof abschließende Gebäude enthielt die Zimmer für die Mitglieder der Mission, und auf dem Hofe befanden sich noch Wohnungen für die chinesische Dienerschaft und Vorratsräume. Beide Höfe waren mit hohen zeltartigen, mit zum Aufziehen eingerichteten Bambusmatten bedeckten Aufbauten versehn, so daß sie gegen die brennende Hitze des Tages geschützt waren und der Nachtluft doch freier Zutritt gestattet wurde.

Bei allen diesen Arbeiten waren mir unsere Nachbarn von der größten Hilfe, indem sie mir nicht allein ihren Kompradore und ihre Diener zur Verfügung stellten, sondern mir auch, als ich in das neue Haus übergesiedelt war, gestatteten, an ihrer Messe teilzunehmen. Ich werde weder die angenehmen Stunden, die ich mit den Majoren Fonblanque, Wingfield, Coocksley und Kapitän Ewing zugebracht, noch die Dienste, die sie mir bei jeder Gelegenheit mit der größten Bereitwilligkeit erwiesen, jemals vergessen. Am schwierigsten war die schließliche Abrechnung mit den Arbeitern, von denen jeder versuchte und hoffte, an mir genug zu verdienen, um für den Rest seiner Tage ein wohlhabender Mann zu werden. Ich prüfte alle Rechnungen genau, ließ sie von den Kompradores meiner englischen und französischen Freunde revidieren und zahlte dann etwas mehr, als dieselben für richtig bezeichnet hatten, aber wenn ich glaubte, fertig zu sein, fing die Geschichte immer wieder von vorne an. Als ich schließlich, der Sache müde, erklärt hatte, daß nunmehr die Rechnung abgeschlossen sei und auch nicht ein Pfennig mehr gezahlt werde, erschien am nächsten Morgen der Tischler mit einer großen hölzernen Standuhr auf dem Arm, in einiger Entfernung gefolgt von dem ganzen Schwarm der Lieferanten und Handwerker. Mit weinerlicher Miene erklärte mir Freund Tischler, daß ich ihn durch

meine Abstriche von seinen Rechnungen so ruiniert hätte, daß ihm von seinem ganzen Hausgerät nur noch die Uhr übrig geblieben sei, und die könnte ich ebensogut nun auch haben. Mit ganz ernstem Gesicht ließ ich die Uhr durch meinen treuen Achung in mein Schlafzimmer tragen und erklärte dem Geber, daß ich sie mit Dank annehme und stets als ein Andenken an unsere vortrefflichen Beziehungen bewahren werde. Ein schallendes Gelächter aller andern belohnte diesen Einfall, der Wortführer machte ein furchtbar dummes Gesicht und kam nach einigem Besinnen mit der gestotterten Erklärung heraus, daß, wenn ich ihm die Uhr wiedergeben und seinen jüngeren Bruder als Kuli für die Gesandtschaft engagieren wolle, er doch noch versuchen möchte, seine zerrütteten Verhältnisse wieder auf die Beine zu bringen. Ich that beides, meine Abrechnungsschwierigkeiten hatten damit ein Ende, und der Tischler hat noch manchen Dollar durch Arbeiten in der Gesandtschaft verdient.

Als ich am 18. April die Mitteilung meines Chefs erhielt, daß er in den nächsten Tagen mit der Arcona vor Taku einzutreffen beabsichtige, begab ich mich nach dort auf die „Thérèse", deren Kommandant mich in der liebenswürdigsten Weise eingeladen hatte. Ich sah mich genötigt, seine Gastfreundschaft länger, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte, d. h. für zehn Tage, in Anspruch zu nehmen, denn mein Chef traf erst am 28. auf Taku-Rhede ein, und ein heftiger Sandsturm verhinderte während vierundzwanzig Stunden allen Verkehr zwischen Land und Schiff, so daß ich erst am 29. abends an Bord gelangen konnte. Der Aufenthalt auf dem kleinen Kanonenboot war, obgleich die Umgebung gar nichts bot, ein sehr angenehmer und anregender; mein Wirt, der später Ordonnanzoffizier des Kaisers Napoleon III. wurde und, nachdem er alle Vergnügungen und Freuden, die die Hauptstadt Frankreichs und der kaiserliche Hof boten, in reichem Maße genossen, als Kommandant eines kleinen Kreuzers in Westindien starb, war ein liebenswürdiger Mann und ein charmanter Causeur, der den sprudelnden Esprit seiner Nation im höchsten Maße besaß; sein Koch war, wie schon früher erwähnt, ausgezeichnet, sein Keller wohl versorgt, und wenn seine

Kajüte so klein war, daß die Gäste, sobald mehr als zwei an der Mahlzeit teilnahmen, die Schüsseln und Teller, die der Bursche nur bis zur Thür bringen konnte, selbst herumreichen mußten, so that das weder der Güte der Bewirtung, noch dem Frohsinn der Gäste Abbruch. Der Kommandierende der Forts auf der französischen Seite, Capitaine de vaisseau Bourgois, dem ich einen Besuch machte, empfing mich in der liebenswürdigsten Weise, und einige Kameraden meines Wirts, von denen zwei ebenfalls „Chaudrons", der dritte ein Transportschiff führte, waren häufige und gern gesehene Gäste an Bord der „Thérèse", wie sie mich auch in der freundlichsten Weise auf ihren Schiffen aufnahmen. Lt. de Vaisseau Kenney, aus einer irländischen mit Jakob II. nach Frankreich ausgewanderten Familie, fiel später 1862 bei der Erstürmung von Ningpo, Lt. de Vaisseau de Saisset, ein stattlicher Kreole, hat als Admiral und Botschafter in Spanien eine militärische und politische Rolle gespielt, während ich den dritten, den Enseigne de Vaisseau d'Aiguebelle, der im weiteren Verlauf des Taipingaufstandes an der Spitze eines französisch-chinesischen Kontingents stand, nach Jahren in Cochinchina als Pflanzer wieder getroffen habe. Wir plauderten viel und oft auf dem Deck der „Thérèse" oder der anderen Schiffe in den langen Abend- und Nachtstunden von Europa, von dem, was wir dort verlassen und was wir bei der Heimkehr dort vorzufinden hofften, aber den Hauptgegenstand unserer Gespräche bildete doch immer der letzte Feldzug und namentlich die Einnahme, Plünderung und Zerstörung des Sommerpalastes. Lt. Kenney hatte die erstere mitgemacht und war bei der Gelegenheit von einem der wenigen Eunuchen, die den Palast ihres Herrn gegen die fremden Eindringlinge zu verteidigten suchten, verwundet worden. Am 6. Oktober 1860 waren die französische Armeeabteilung und die Kavallerie der Engländer, die den linken Flügel der verbündeten Armee bildeten, auf die lange Umfassungsmauer gestoßen, die den Park und die Paläste von Yuenmingyuen einschloß. Niemand weiß recht, wie die Franzosen nach dem Platz gekommen waren, der außerhalb ihrer Marschrichtung lag; sie waren den Engländern so vollständig abhanden gekommen,

daß die letzteren schließlich am 7. morgens Geschützsalven abfeuerten, um Nachricht von ihrer Stellung zu geben und womöglich solche über den Verbleib ihrer Bundesgenossen zu erhalten. Die Thore von Yuenmingyuen waren gesprengt, der schwache Widerstand leicht überwältigt und von einzelnen privilegierten Persönlichkeiten eine Vorplünderung vorgenommen worden, der bald eine allgemeinere folgte; eine zweite systematische wurde von den Franzosen und Engländern gemeinschaftlich am 7. und 8. vorgenommen und eine dritte fand am 18. Oktober durch die letzteren allein statt, bei Gelegenheit der Zerstörung des Sommerpalastes auf Befehl von Lord Elgin und General Sir Hope Grant. Die in den verschiedenen zum Teil im 17. und 18. Jahrhundert von den Jesuiten im europäischen Stil gebauten Palästen aufgespeicherten Kostbarkeiten müssen jeder Beschreibung gespottet haben. Ganze Kisten voll Perlen, Edelsteinen und Goldmünzen wurden vorgefunden; ein ganzer Saal war mit Bäumen angefüllt, deren Stämme aus Silber und deren Blätter aus Gold bestanden, Gaben von Städten, Distrikten und Provinzen zu kaiserlichen Jubiläen, Thronsessel und Baldachine waren mit goldenen Platten bedeckt, von solcher Dicke und Schwere, daß sie von den Plünderern für Bronze gehalten und zurückgelassen wurden, die kostbarsten Pelze füllten große Koffer, soviele Rollen von Brokaten und Seidenstoffen waren vorhanden, daß dieselben von den Reitern der anglo-indischen irregulären Kavallerieregimenter für ihre Pferde als Streu benutzt wurden, Tausende und Abertausende von mit Edelsteinen und Perlen besetzten Taschenuhren aus der Zeit Ludwigs XIV. bis Ludwigs XVI. und unzählige Kunstwerke in Jade (Nephrit), Bronze, Cloisonné (Zellenemail), Porzellan, gemaltes Email, Elfenbein u. s. w., standen und lagen überall umher, vermischt mit den Geschenken europäischer Höfe, u. a. Galawagen und selbst zwei in Woolwich angefertigte Geschütze, die Lord Macartney 1793 dem Kaiser von China überreicht hatte. Manches von diesen Sachen wurde fortgeschleppt, anderes von Chinesen gestohlen, das meiste aber wohl in roher Weise zerstört.*)

*) General Sir Hope Grant giebt in den nach seinen Papieren von Kapitän Henry Knollys zusammengestellten „Incidents in the China War of

Ich selbst habe von aus dem Sommerpalast stammenden Stücken die folgenden gesehen und zwar im Besitz von englischen Offizieren: eine goldene Platte, die den Seitenbelag eines Thronsessels gebildet hatte, gewiß ein und einen halben Fuß (engl.) im Geviert und einen Zoll dick und mit einer Inschrift bedeckt, sowie einen chinesischen pot de chambre, der aus dem schwer in massivem Gold gefaßten oberen Teil des Schädels eines Eleuthen-Häuptlings bestand, der unter der Regierung des Kaisers Kienlung besiegt und als Rebell enthauptet worden war; eine chinesische Inschrift gab den Namen des Opfers, seine Geschichte und das Datum seiner Hinrichtung an. Ländlich, sittlich, unsere Vorfahren tranken aus den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde. — Bei Lt. de Saisset habe ich eine große Amtskette aus Kugeln von durchsichtigem, hellgrünen Jade, ganz von der Farbe des Smaragd gesehen, die er einem andern Offizier für seine Freunde, die Pariser Rothschilds und im Auftrage derselben, für 60 000 Frcs. abgekauft hatte; zwei andere gleiche Ketten waren im Sommerpalast gefunden und die eine derselben von den englischen Truppen der Königin Victoria, die andere von den französischen der Kaiserin Eugenie überreicht worden. Die Tische der englischen Offiziersmessen brachen fast unter der Last der riesenhaften Cloisonné-Stücke, und es gab keinen französischen Soldaten, der nicht ein halbes Dutzend Taschenuhren in der Tasche gehabt und versucht hätte, sie an den Mann zu bringen. Die Schleuderpreise, zu denen die „gerollten“ Sachen ursprünglich weggegeben worden waren, hatten bald oft über ihren wirklichen Wert hinausgehenden Phantasiepreisen Platz gemacht, und mancher Offizier und Händler hat in Tientsin den Grund zu recht ansehnlichem Vermögen gelegt. Aber was von Fremden weggeschleppt oder zerstört wurde, war nichts im Vergleich zu dem, was die Chinesen, Bauern und Arbeiter,

1860“ (London 1875) den Betrag, der für die von Engländern geplünderten, an Ort und Stelle von dem Prisengericht verkauften Gegenstände gelöst wurde, auf £ 8000 (M. 160 000) an, wozu noch £ 18000 (M. 360 000), die Hälfte des von den Franzosen vorgefundenen baren Geldes gekommen wären, von welchen Zahlen die erste gar keinen Begriff, weder von der Anzahl noch dem Wert der geraubten Sachen giebt.

fortschleppten. Manche der besten Stücke wurden vergraben und kamen erst nach vielen Jahren wieder ans Tageslicht, andere wurden der chinesischen Regierung zurückzugeben, die mit harten Strafen diejenigen bedrohte, die im Besitz von aus Yuenmingyuen stammenden Gegenständen gefunden werden würden, aber vieles fand durch die Händler seinen Weg in die Hände fremder Käufer, die dafür, daß die Gegenstände thatsächlich oder angeblich aus dem Sommerpalast stammten, noch zehn und zwanzig Jahre später erheblich höhere Preise zahlen mußten.

Die Plünderung des Sommerpalastes war bei der Zusammensetzung der französischen Truppen, von denen zwei Regimenter aus Compagnies de discipline bestanden, und den in der englischen Armee herrschenden Gewohnheiten, die durch die Vorgänge des Sepoy-Aufstandes in Indien nicht gemildert worden waren, wohl unvermeidlich; die Zerstörung desselben kann dadurch gerechtfertigt werden, daß sie das einzige Mittel war, den Kaiser persönlich zu treffen und ihn für den schändlichen Anteil zu strafen, den er, wenn nicht an der Gefangennahme der englischen und französischen Parlamentäre in Tungschau am 18. September 1860, so doch an der scheußlichen Behandlung derselben gehabt hatte, denn eine Anzahl der Gefangenen waren mehrere Tage lang in den Vorhöfen des Palastes ausgestellt und mißhandelt worden. Aber daß die große Bibliothek im Palast', eine der fünf kaiserlichen Sammlungen in China, in roher Weise zerstört wurde, ohne daß irgend jemand, mit Ausnahme von Mr., später Sir Thomas Wade, einen Versuch machte, sie zu retten und daß so viele Kunstschätze der Vernichtung preisgegeben wurden, waren Akte des Vandalismus, die niemals verziehen oder gutgemacht werden können.

Am 28. April traf die Arcona vor Taku ein mit meinem Chef und den andern Mitgliedern der Expedition, aber der Adjutant des Kommodore, Graf Monts (später als kommandierender Admiral verstorben) konnte infolge eines sehr heftigen Staubsturms erst am folgenden Morgen Taku erreichen; ich begleitete ihn an Bord der Arcona zurück und hatte dort die Befriedigung, meinem Chef ein

Schreiben des Prinzen Kung überreichen zu können, in welchem derselbe ihm mitteilte, daß der Kaiser ihn zur Eröffnung von Vertragsverhandlungen mit Preußen ermächtigt habe und zwei Bevollmächtigte ernannt werden würden, um in Tientsin mit ihm zusammen zu treffen.

Am nächsten Morgen kam Nr. 13 auf die Rhede, und ich verließ in ihr mit den chinesischen Dienern und den Ordonnanzen und einem Teile des Gepäcks das Schiff; von Taku aus setzte ich den Weg zu Pferde fort, während die übrigen am nächsten Morgen in Karren folgten; keine schlechte Einführung in die Freuden und Leiden des Lebens in Nordchina.

Mein Chef sollte am nächsten Tage bald nach Mittag in Tientsin ankommen; ich erwartete ihn an der unserm Hause zunächst gelegenen Landungsstelle mit einer ganzen Armee von Kulis, um das Gepäck in das Haus zu schaffen, aber wer nicht kam, war die „Thérèse“ mit ihren Passagieren, meine Kulis liefen mir trotz aller Versprechungen und Drohungen auseinander, und als das Schiffchen schließlich lange nach eingetretener Dunkelheit eintraf, kostete es viele Mühe und noch mehr Geschrei, um Leute zn bekommen und alles unter Dach und Fach zu bringen. Aber schließlich kam doch alles mehr oder weniger in Ordnung und gegen neun Uhr konnten wir uns in dem Speisezimmer unseres Chefs, bei dem wir während des ganzen Aufenthalts in Tientsin aßen, zu Tisch setzen. Unser Chef wollte die glückliche Ankunft mit einem Glase Champagner feiern und gab seinem Kammerdiener Paul den Befehl, eine Flasche zu öffnen; derselbe ließ nach alter guter, damals noch gebräuchlicher Sitte den Pfropfen springen, aber wir warteten vergeblich auf den schäumenden Trank. „Wo bleibt denn der Champagner, Paul?“ frug endlich unser Chef. „Herr Graf, der Pfropfen“, kam als Antwort zurück, und als wir uns umdrehten, sahen wir den braven Paul, der mit entsetzter Miene nach einem kleinen Loch in der Decke stierte. Die Zimmer in den einstöckigen chinesischen Häusern haben nämlich keine feste Decke, sondern gehen direkt in den Dachstuhl über; da die Räume dadurch im Sommer sehr warm,

im Winter sehr kalt werden würden, wird zwischen Zimmer und Dach ein Rohrnetz ausgespannt, das mit weißem Papier überklebt nach unten als Zimmerdecke, nach oben als Tummelplatz für unzählige Ratten und Wiesel und, wenn man nach häufigen nassen Flecken urteilen darf, auch für andere Zwecke dient. Durch diese leichte Decke war der Pfropfen gegangen zum großen Erstaunen und Entsetzen des armen Paul, der sich die wunderlichsten Gedanken darüber machen mochte, wie es bei Regenwetter in einem Zimmer mit so dünner Decke aussehen würde. Der Vorfall brachte uns alle in eine heitere Stimmung, und wir suchten vergnügter unsere Lagerstätten auf, als wir das vermutlich gethan haben würden, wenn wir gewußt hätten, daß wir nach vier Monaten noch um denselben Tisch sitzen, der arme Paul aber längst in chinesischer Erde schlafen würde.

VI.

Tientsin und Peking.

Leben in Tientsin. — Ein irreguläres indisches Kavallerieregiment. — Englische und französische Offiziere. — Gymkana. — Große Parade. — Liebhabertheater. — Ungemütliche Hitze. — Englische Polizeimaßregeln. — Chinesisches Theater und Theaterbesucher. — Chunglun. — Konsul Parkes. — Mr. Hart. — Mr. de Bützow. — Unerquickliche Verhandlungen. — Ich werde nach Peking geschickt. — Geplünderte Dörfer. — Mr. de Bourboulon. — Ein übereifriger Missionar. — Das Haus des Prinzen von J. — Mr. Bruce. — Der Adjutant des Prinzen von Kung. — Kollisionsbefürchtungen. — Ich werde zurückberufen. — Wiederaufnahme der Verhandlungen. — Langsames Fortschreiten derselben. — Todesfälle und Erkrankungen. — Mr. de Méritens. — Ich gehe krank an Bord der Arcona. — Dr. Stephani. — Rückkehr nach Tientsin. — Unterzeichnung des Vertrages. — Graf zu Eulenburg und seine Briefe. — Nach Peking. — Auf dem Peiho. — In der Hauptstadt. — Die französische Gesandtschaft. — Die englische Gesandtschaft. — Die russische Gesandtschaft. — Ungünstige Lage der Gesandtschaften. — Das Yung ho kung. — Ein diplomatischer Schnitzer. — Das Grabmal des Teschu Lama. — Ein toter Chinese. — Yuenmingyuen. — Katholische Kirchen. — Die Mauern der Stadt. — Besuch beim Prinzen Kung. — Nach Tientsin. — Nach Taku. — An Bord der Arcona. — Abschied von Nord-China.

Unser Leben in Tientsin entwickelte sich, wenigstens soweit die gesellschaftliche Seite desselben in Betracht kam, in sehr angenehmer Weise. Eine starke, englische Garnison stand noch dort; sie bestand aus drei Infanterieregimentern, nach deutschen Begriffen Bataillonen, dem 31. und 67. Regiment und dem 2. Bataillon des 60. Regiments Rifles, (Jäger) einem der wenigen englischen Regimenter, die schon damals mehr als ein Bataillon hatten; einem irregulären indischen Kavallerieegiment, Fane's Horse, Fane zu Pferde, wie es in alter Zeit in Deutschland genannt worden sein würde, zwei Batterien

Artillerie, einem Detachement Ingenieure (Pioniere) und einem ebensolchen vom Train; alles in allem etwas über 3000 Mann. Von ganz besonderem Interesse für uns war das irreguläre indische Kavallerieregiment. Diese Regimenter, von denen zwei, Probyn's und Fane's Horse, den Feldzug in China mitgemacht hatten, bestanden damals aus angeworbenen Leuten, die unter dem Kommandeur des Regiments, jedesmal einer als Reiter, Sportsmann und Soldat gleich ausgezeichneten Persönlichkeit, Dienste genommen hatten und ihm gegenüber verpflichtet waren; Mannschaften und Offiziere trugen auf den Patronentaschen den Namenszug des Chefs, der auch dem Regiment den Namen gab. Die Offiziere waren aus allen möglichen Regimentern, zum Teil aus der Infanterie genommen und hatten vielfach nur lokalen Rang; so war der Kommandeur des Regiments Premierleutnant in einem Infanterieregiment mit dem Charakter als Kapitän und befehligte mit dem lokalen Rang als Major das von ihm angeworbene Kavallerieregiment. Die Mannschaften desselben bestanden zum größten Teil aus Sikhs, d. h. Anhängern der im Pundjab ansässigen religiös-politischen Genossenschaft, die 1849 von den Engländern unterworfen worden war und seit der Zeit einen der besten Teile der indischen Armee bildet. Zur Kavallerie und besonders zu den irregulären Regimentern derselben gingen damals besonders die jüngeren Söhne aus der Klasse der kleinen Landbesitzer, d. h. aus dem niedrigen Adel. Die Leute waren meistens baumlange, hagere Kerls, deren Haupt- und Barthaar nach der Sitte ihrer Sekte niemals ein Schermesser berührt hatte; sie trugen das erstere aufgeflochten unter dem Turban und die langen wallenden Bärte unter die Röcke geknöpft. Sonst waren unter den Soldaten noch Hindustaner Perser und Afghanen, von denen sich die letzteren durch scharfgeschnittene Züge und eine dunkle, manchmal fast schwarze Gesichtsfarbe auszeichneten. Jedes Alter war unter den Leuten vertreten, und es herrschte sowohl unter ihnen selbst, wie zwischen ihnen und den Offizieren ein gewisses patriarchalisches Verhältnis, das auf der Achtung vor den militärischen und sportlichen Fähigkeiten der einzelnen beruhte. So hatte Major Fane den berechtigten Ruf, der

beste Reiter und geschickteste Sportsmann in seinem Regiment zu sein, und seine wilden Reiter wären ihm in und durch die Hölle gefolgt. Die Uniform bestand aus einer dunkelblauen Bluse, hohen Reitstiefeln und weißen Reithosen, einem roten Turban und schwarzem Lederzeug; die Bewaffnung aus Säbel, Pistolen und langer Lanze. Beritten war die Truppe mit persischen, indischen und australischen Pferden, Halbblut, meistens Hengsten, die mit furchtbar schwerem grausamen Gebiß geritten wurden, das, wenn es auch kurzes Parieren und schärfste Wendungen ermöglichte, auf der andern Seite dazu führte, daß bei dem kleinsten Graben immer ein halbes Dutzend Pferde und Reiter auf der Erde lagen. Was mir an der Ausrüstung der Offiziere besonders auffiel, war, daß am Sattelknopf eine stählerne Kette befestigt war, die zum Gebiß lief und so einen zweiten Zügel darstellte, und daß vom Halse über die Schulter bis zum Handgelenk ebenfalls eine ziemlich breite und starke stählerne Kette ging, wie auch der lederne Stulphandschuh eine solche um das Gelenk trug. Wie die Offiziere mir sagten, waren diese Vorsichtsmaßregeln dadurch geboten, daß bei einem Reitergefecht in Indien der erste Hieb des Gegners immer nach den Zügeln, der zweite nach Handgelenk und Unterarm geführt würde. Unser d. h. der Jüngeren Hauptumgang war mit den Offizieren des Jägerbataillons und von Fane's Horse, mit denen wir einen großen Teil unserer freien Zeit zubrachten. Essen, Trinken, Reiten und „unlimited Loo", ein ähnliches Spiel wie das alte studentische Zwicken, nahmen wie ich fürchte mehr von unserer Zeit in Anspruch, als wir verantworten konnten, aber wir waren alle jung, und Tientsin bot keine anderen Zerstreuungen, so nahmen wir, was wir finden konnten, und beklagten uns nicht zu sehr. Mit den französischen Offizieren kamen wir selten zusammen; die Frage des Besuchs hatte dadurch zu Schwierigkeiten Veranlassung gegeben, daß die englischen kommandierenden Offiziere unserem Chef denselben zuerst gemacht hatten; der französische Kommandeur der Besatzungstruppen, Brigadegeneral O'Malley, war der von seinem Standpunkt aus vielleicht nicht unberechtigten entgegengesetzten Ansicht gewesen, und so war es gekommen, daß

wir seine und seiner Untergebenen Bekanntschaft nicht gemacht hatten. Dagegen unterließen die französischen Marineoffiziere, wenn ihr Dienst sie nach Tientsin führte, niemals uns aufzusuchen, und sie und mein früherer Gastfreund Trêves waren uns stets willkommene Gäste. Auch ein Offizier des französischen Generalstabs, Kapitän Le Sergeant d'Endecourt war ein gern gesehener Gast; er fiel, wenn ich nicht irre, bei Sedan. Seine Kameraden von der Marine erzählten, daß, als er vor dem Sturm auf die Takuforts von dem General Collineau abgeschickt worden sei, den Graben des den Franzosen zum Angriff zugewiesenen Teils der Verschanzungen zu rekognoszieren, er im Galopp an den Graben herangeritten, denselben unter dem Feuer der den Wall besetzt haltenden Chinesen im Schritt abgeritten und dann im Galopp zurückgekommen sei, um seine Meldung zu machen. Sein Chef habe ihm bei der Gelegenheit gesagt: Sacrebleu, d'Endecourt, vous étiez si beau là-bas, que j'ai presque envie de vous y renvoyer encore une fois.

Jeder Sonnabend sah die englischen Offiziere zu einem Gymkana, d. h. einer Zusammenkunft für freie Rennen (scratch races) und ähnlichen Vergnügungen vereinigt; die kleinen eisengrauen chinesischen Ponnies mit ihren dicken, runden Körpern, den kurzen Beinen und großen Köpfen waren sehr schnell und ausdauernd. Als Fane's Horse nach Indien zurückkehrte, wurden die Pferde des Regiments öffentlich versteigert; sie brachten meistens Preise zwischen 1 bis 5 Dollars, nach damaligem Kurse 5 bis 25 Mark; eine große Menge von ihnen kamen nach der Mongolei und haben die dort befindliche Rasse vollständig verändert; die kleinen, kurzen, dicken Ponies sind länger, schlanker und hochbeiniger, mehr gleich Pferden geworden, aber sie haben an Ausdauer eingebüßt, was sie an Aussehen und vielleicht an Schnelligkeit auf kurze Entfernungen gewonnen haben. Einer der alten Ponies machte bei glühender Hitze unter einem schweren Reiter in zwölf Stunden über hundertundzehn Kilometer und war am nächsten Morgen so frisch, als wenn er gar nichts gethan habe. Die für die indischen Pferde gelösten niedrigen Preise erklärten sich aus der Schwierigkeit, für dieselben Futter zu beschaffen. Als wir im

Oktober 1861 Tientsin verließen, konnte ich meine beiden Pferde, die nicht schlecht waren, weder für Geld noch gute Worte loswerden, sogar der englische Soldat, der sie gepflegt hatte, weigerte sich sie als Geschenk anzunehmen, da er, wie er sehr richtig bemerkte, nicht die Mittel hatte, sie zu ernähren. Ich hatte freilich für die beiden Pferde zusammen monatlich über vierhundert Mark für Futter gezahlt, das allerdings aus Europa gekommenes gepreßtes Heu einschloß.

Die schnellsten und amüsantesten Rennen bei diesen Gymkanas waren immer diejenigen, bei denen das letzte Pferd gewann; jeder ritt natürlich das Pferd eines anderen, und die Pace war alles, was man wünschen konnte.

Der 24. Mai brachte uns nachmittags um 5 Uhr eine große Parade der gesamten englischen Garnison zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Königin Viktoria, der mein Chef mit seiner ganzen Begleitung beiwohnte, unter der Graf August zu Eulenburg und ich uns in Uniform befanden. Die Truppen sahen gut aus, der Vorbeimarsch der Infanterie ließ nach preußischen Begriffen manches zu wünschen übrig, aber Fane's Horse machte einen vortrefflichen Eindruck und imponierte uns sehr durch seine wahrhaft militärische Haltung. Auch der mit herrlichen Maultieren bespannte Train war gut. Wir hatten seit unserer Ankunft wiederholt Gelegenheit gehabt, Fane's Horse in und außer Dienst zu sehen, wie auch im Biwak, in dem ein Teil des Regiments dauernd stand. Die Pferde waren vorn mit langen Halftern und an den Hinterbeinen mit langen Stricken befestigt, so daß jedes frei vor- und zurücktreten konnte; für jedes Pferd war ein besonderer indischer Wärter da, dessen Aufgabe auch darin bestand, für das ihm anvertraute Tier Gras zu schneiden; in Indien werden sie danach Grasschneider genannt. Man kann sich denken, wie der Troß einer Armee unter solchen Umständen anschwellen und welche Summen er verschlingen muß.

Eine andere Quelle der Unterhaltung und der Beschäftigung nicht nur für die Offiziere, sondern auch für die Soldaten der Gar-

nison waren die von den ersteren häufig arrangierten ganz vortrefflichen Liebhabervorstellungen. Die Stücke gehörten meist dem alten Repertoire an, da die Soldaten entschieden diejenigen vorzogen, in denen nach fünf Akten voll von Versuchungen und Verfolgungen die Tugend belohnt und das Laster bestraft wurde. Aber auch einige Burlesken, Parodien berühmter Stücke, so Medea und Othello, hatten durchschlagenden Erfolg. Der Höchstkommandierende in Tientsin, Brigadier Staveley, der später bei der Expedition gegen König Theodor von Abyssinien eine Division führte, war der Ansicht, daß Othello als Obersten der Miliz auf der Bühne zu sehen, der Disziplin der Truppen schaden könne, und verbot die Wiederaufführung des Stückes. Andere behaupteten freilich, daß das Vorhandensein eines notwendigen, aber nicht ästhetischen Gefäßes unter dem Bett der Desdemona, die von einem jungen Offizier, Lt. Carnac von Fane's Horse vortrefflich dargestellt wurde, zu dem Verbot Veranlassung gegeben habe. Die Maßregel des Brigadiers rief einige Mißstimmung zwischen dem Offizierkorps der Garnison und ihm hervor, und es wurde daher mit allgemeinen Jubel begrüßt, als der Höchstkommandierende in China, Generalleutnant Sir John Mitchell bei einer Inspektion der Truppen in Tientsin im Juli des Jahres den Wunsch aussprach, Othello zu sehen. Der Oberst der Miliz und Desdemonas Gefäß erschienen also wieder auf der Bühne zur großen Freude der Schauspieler und zur noch größeren der Zuschauer.

Es würde indessen ein Irrtum sein, aus dieser Schilderung unserer Vergnügungen und Zeitvertreibe schließen zu wollen, daß das Leben in Tientsin nur oder hauptsächlich angenehme Seiten gehabt habe. Das Klima zuerst war alles, was nicht wünschenswert war; nach einer Reihe von Sandstürmen, die alles mit Staub bedeckten und die Atmosphäre so verdunkelten, daß wir um zwei Uhr nachmittags Licht anzünden mußten, kam eine Zeit der feuchten Hitze, die höchst ungesund und angreifend war, 30° Celsius am Tage und 28° während der Nacht erregten schließlich das Gefühl, als ob man sich fortwährend in einem Dampfbade befände und

riefen Hitzausschläge hervor, die Kratzen zu einer unserer Hauptbeschäftigungen und zu einem wahren Genuß machten. Während einer Reihe von Wochen verlor die englische Garnison täglich eine Anzahl Leute am Hitzschlag, und die Todesfälle aus dieser Ursache erreichten an einem Tage die erschreckende Höhe von dreizehn. Aus unserer kleinen Zahl starb einer, einem anderen lähmte ein Schlaganfall eine Seite zeitweilig und zwei mußten wegen schwerer Erkrankung Tientsin verlassen; alle endlich litten mehr oder weniger.

Tientsin hat stets den Ruf gehabt, eine schmutzige und übelriechende Stadt zu sein, und obgleich von seiten der englischen militärischen Behörden viel geschehen war, um die Ursachen der schlechten Gerüche und der Gefahr für die Garnison fortzuschaffen, blieb doch immer noch genug übrig, einige Teile, namentlich der ummauerten eigentlichen Stadt, unnahbar zu machen. Die Chinesen thaten, was Goethe in der Italienischen Reise von den Bewohnern Italiens erzählt, sie brauchten und mißbrauchten die Straßen für allerhand Zwecke, für die sie, wenigstens bei uns, nicht bestimmt sind; die englischen Schildwachen hatten die strengsten Befehle, ähnliche — Vergeßlichkeiten nicht in der Nähe der Quartiere der Truppen zu dulden, und es war ein höchst lächerlicher Anblick, einen rot gekleideten Krieger einen fetten, freundlichen, wohlgekleideten, bebrillten Chinesen höflich, aber entschieden auffordern zu sehen, mit seinen eigenen Händen das wegzuräumen, womit er soeben die Straße verunziert hatte. Ein anderer Anblick, der uns zuerst sehr auffiel, war eine Anzahl an die Thore der mit Truppen belegten Gebäude genagelter Zöpfe. Wie die Offiziere uns später erzählten, wurde ein in den Quartieren abgefaßter Dieb mit dem Zopf an die Thüre genagelt und erhielt eine Tracht Prügel, worauf ihm der Zopf abgeschnitten wurde und man ihn laufen ließ. Beide Mittel sollen sich als probat bewährt haben und Tientsin niemals so reinlich und so sicher als zur Zeit der englischen Besatzung gewesen sein. Zur Sicherheit trug unzweifelhaft auch noch bei, daß jeder Chinese, der sich nach eingetretener Dunkelheit auf die Straße begab, eine angezündete Laterne bei sich haben mußte. Ich kann aus eigener Be-

obachtung hinzufügen, daß, wenigstens während unserer fast fünfmonatlichen Anwesenheit, keinerlei Ausschreitungen durch englische Soldaten begangen wurden und daß die englischen Offiziere und Soldaten im allgemeinen den Chinesen viel rücksichtsvoller behandelten, als das von seiten ihrer französischen Alliierten geschah. Als die englische Garnison Tientsin verließ, sprachen die chinesischen Behörden ihren wärmsten Dank für die ausgezeichnete Disziplin aus, die von derselben beobachtet worden sei; chinesische Soldaten sind allerdings der Abschaum des Landes, und wo sie durch eine Stadt oder ein Dorf zogen, war es und ist es wohl noch heute, als ob eine Horde Feinde dieselben passiert und jeden Laden und jedes Haus ausgeplündert hätte. Das Nahen chinesischer Truppen ist für den friedlichen Bewohner das Zeichen, Fenster und Thüren zu schließen und sich im Innern seines Hauses zu verbarrikadieren.

Spaziergänge und Spazierritte in der flachen, traurigen, von Gräbern bedeckten Ebene Tientsins, Besuche der wenigen vorhandenen Läden mit Kuriositäten (Bibelots) und das Schachern um die letzteren mit chinesischen Händlern und manchmal mit französischen Soldaten, waren neben den vorher angeführten gesellschaftlichen Vergnügungen unsere einzige Zerstreuung. Was mich, aber auch nur mich allein am meisten interessierte, war der Besuch der Vorstellungen in den chinesischen Theatern, die den Ruf haben, zu den besten in China zu gehören. Von den historischen Dramen, die zum größten Teil die Vorstellung ausfüllten, konnte ich, wenn ich nicht zufälligerweise auf eins traf, von dem ich einen Auszug oder eine Übersetzung in englischer oder französischer Sprache gelesen hatte und das ich an irgend einer besonders prägnanten Scene wiedererkannte, wenig verstehen, aber dieselben intereressierten mich trotzdem wegen der absolut unrealistischen durchaus konventionellen Art der Darstellung, sowie wegen der prächtigen, den Zeiten der Mingdynastie entnommenen Kostüme, in der die Stücke alle zu spielen schienen. Alle Frauenrollen wurden von Knaben gegeben, die auf kurzen, die verkrüppelten Frauenfüße darstellenden Stelzen gingen und mit hoher Fistelstimme sprachen. Es war weniger schwierig für mich, die ko-

mischen kleinen Einakter zu verstehen, die als Zwischenspiele gegeben werden und in deren sehr einfacher Handlung ein braver Ehemann von seiner Frau und deren halb dummem, halb pfiffigem Diener geprellt wurde, aber ich war erstaunt über die grobe Unsittlichkeit der Darstellung, die den türkischen Karagös weit hinter sich ließ und beinahe das erreichte, was ich später in Japan in öffentlichen Schaustellungen gesehen habe. Nicht der wenigst merkwürdige Teil des Schauspiels waren die Zuschauer, besonders in den Logen, in denen alte fette Chinesen in Begleitung von einem oder zwei Knaben erschienen, die gemalt, geschminkt und geputzt waren und alle Manieren von koketten, nicht zu sehr um ihren Ruf besorgten Lebedamen zur Schau trugen. Artikel 366 des chinesischen Strafgesetzbuches bestraft alle solche Verirrungen mit Hieben und dem zweimonatlichen Tragen um den Hals des schweren hölzernen Brettes, Kangue genannt, aber dieses Gesetz hat jedenfalls nicht genügt, um zu verhindern, daß die Chinesen im Norden des Reiches in ihren Manieren und Gebräuchen sehr an die der Athener zur Zeit des Sokrates und des Alcibiades erinnern.

Inzwischen kamen die Verhandlungen zwischen meinem Chef und den chinesischen Bevollmächtigten nicht von der Stelle. Zwar war auch der erste Bevollmächtigte, ein hauptstädtischer, siebzigjähriger Mandarin, Chunglun — zum zweiten war mein Freund Chunghau ernannt worden — am 9. Mai in Tientsin eingetroffen, aber beide Herren machten trotz aller äußeren Liebenswürdigkeit, die auch in unmöglichen Mahlzeiten und Getränken einen Ausdruck fand, so viele Schwierigkeiten, daß sie ebensogut von vornherein hätten „nein“ sagen können. Zuerst behaupteten sie, daß sie keiner Vollmachten bedürften, was der Prinz von Kung bestätigte, und es dauerte beinahe vierzehn Tage, bis sie sich entschlossen, dieselben am 24. Mai vorzulegen. Nun entstanden bei meinem Chef Zweifel über den Umfang und die Tragweite dieser Schriftstücke, die unser Dolmetscher Marques, der vielleicht sehr gut Chinesisch, aber nur sehr mittelmäßig Französisch und Englisch sprach und auch sonst in völker- und staatsrechtlichen Fragen wenig bewandert war, nicht zu lösen

vermochte. Glücklicherweise traf zwei Tage später der englische Konsul Parkes aus Peking ein, der meinen Chef durch die Erklärung beruhigen konnte, daß er niemals ausführlichere und bessere Vollmachten in China gesehen habe. Harry Parkes, dessen Kollege ich später in Japan und in China war, erfreute sich damals eines ganz besonderen Rufes, den er auch nach jeder Richtung hin verdiente. Er hatte zu den in Tungschau verräterischerweise gefangen genommenen Parlamentären gehört und war mit einem andern derselben, Mr. Henry Loch (später Sir H. und noch später Lord Loch, Gouverneur einer der australischen Kolonien und Kgl. Oberkommissar für Südafrika, vor kurzem gestorben), nach Peking ins Staatsministerium gebracht worden, wo sie allen möglichen Mißhandlungen ausgesetzt gewesen waren, denen Parkes, der fertig Chinesisch sprach, die größte Ruhe und Entschlossenheit entgegensetzte, wie er sich auch weigerte, durch eine an Lord Elgin gerichtete Bitte, den Vormarsch auf Peking einzustellen, bessere Behandlung und vielleicht sein Leben zu erkaufen. Schließlich wurden er und Loch am 8. Oktober freigelassen, eine Viertelstunde bevor der Befehl zu ihrer Hinrichtung von Jehol eintraf, wohin der Kaiser geflohen war. —

Trotzdem gingen die Verhandlungen nicht vorwärts; die Chinesen blieben dabei, daß sie nichts weiter als Zugeständnisse in Handelsfragen bewilligen könnten, und Graf Kleczkowski, der Sekretär der französischen Gesandtschaft, der nach Tientsin gekommen war, gab sich die größte Mühe, unsern Chef zu überreden, den Platz zu verlassen und erst nach sechs Monaten zurückzukehren, wo dann alles viel schneller und besser gehen werde, während Mr. de Bourboulon entmutigende Briefe schrieb und Mr. Bruce fortfuhr, zu schweigen. —

In dieser Zeit waren zwei Begegnungen mit Personen, die Tientsin besuchten, von ganz besonderem Interesse für mich; die eine derselben war Mr. Hart, seitdem Sir Robert Hart, Baronet, der von Peking kam, wo ihm soeben der Posten als General-Zollinspektor der fremden Seezölle angeboten worden war, den er von 1861 bis heute bekleidet hat und hoffentlich noch lange

bekleiden wird. Mr. Hart war aus dem englischen Dolmetscherdienst hervorgegangen, und es ist unzweifelhaft eine glänzende Anerkennung der Tüchtigkeit der Männer, die diesem Dienst angehören, gewesen, daß drei derselben, Sir Thomas Wade, Sir Harry Parkes und Sir Ernest Satow Gesandtenposten, der erste in China, der zweite in Japan und China und der dritte in Marokko, Japan und jetzt China bekleidet haben, während der Posten als englischer Gesandter Sir Robert Hart 1885 angeboten, aber von demselben abgelehnt wurde. Bei uns ist man noch nicht über das Vorurteil hinweggekommen, daß der Dolmetscher zu den Subalternbeamten gehöre, und man läßt vortreffliches Material, das der chinesischen Sprache mächtig ist und die chinesischen Verhältnisse kennt, verkümmern, um für den Konsulatsdienst in China Gerichtsassessoren zu verwenden, die von den Verhältnissen dort nichts verstehen und häufig nicht einmal die englische Sprache beherrschen.

Die andere Person war Herr von Bützow, der politische Sekretär des Generalgouverneurs von Sibirien, der in Geschäften von Irkutsk nach Peking gekommen war und einen Abstecher nach Tientsin gemacht hatte. Derselbe, der später Rußland in Teheran vertreten hat und heute in Stockholm vertritt, ist viele Jahre mein Kollege in Jedo und Peking gewesen und mir stets ein lieber und treuer Freund geblieben.

Die Sachen zogen sich indessen in Tientsin zu einer Krisis zusammen. Am 16. Juni erklärten die Kommissare, daß ihre Instruktion ihnen nicht erlaubten, weiter zu gehen, d. h. irgend welche politischen Zugeständnisse zu bewilligen, und am 19. kam ein Brief von dem Grafen Kleczkowski, in welchem derselbe mitteilte, daß der Prinz von Kung ganz bestimmt ablehne, Preußen das Gesandtschaftsrecht zuzustehen. Am nächsten Morgen ließ mich unser Chef rufen und sagte mir, daß ich nach Peking müsse, um dort alles für seine Ankunft vorzubereiten und womöglich ein Haus zu mieten. Selbst nach Peking zu gehen und die Verhandlungen dort zu führen, sei die einzige noch übrige Möglichkeit, sie zu einem günstigen Abschlusse zu bringen. Der Maler Berg und ein Seesoldat sollten mich begleiten. Pässe könne er für uns von den chinesischen Kommissaren

nicht verlangen, da dieselben sie unzweifelhaft verweigern würden, wir müßten also sehen, wie wir durchkämen. Briefe für die Gesandten Englands und Frankreichs mit dem Ersuchen um ihre Unterstützung werde er uns mitgeben, müsse aber nach den bisherigen Erfahrungen dahin gestellt sein lassen, wie weit dieselben diesem Wunsche entsprechen würden.

Ich war seit Tagen so elend, daß ich mich kaum schleppen konnte, aber es würde mir wie ein Verbrechen erschienen sein, meinem Chef, den ich aufrichtig verehrte und dessen unbeugsame Energie und unzerstörbare gute Laune ich sehr bewunderte, in diesem Augenblick von meiner Gesundheit zu reden; ich erwiderte also nur, daß ich bereit sei, die Reise anzutreten, und mein Bestes thun würde, seinen Wünschen und Erwartungen zu entsprechen.

Am nächsten Tage, dem 21. Juni, brachen wir, d. h. Berg, der später als Direktor des schlesischen Provinzialmuseums in Breslau starb, ich, ein Seesoldat, mein Diener Achung und ein chinesischer Stallknecht um 5 Uhr morgens nach Peking auf, Berg und ich zu Pferde, während die anderen in drei chinesischen Karren mit dem Gepäck folgten. Einige unserer Gefährten begleiteten uns während der ersten Stunde. Ich fühlte mich so krank, daß ich nach einem kurzen Trabe absteigen mußte; eine heftige Explosion schaffte mir einige Erleichterung, ich kletterte wieder auf mein Pferd, und wir ritten weiter. In dem in letzter Zeit viel genannten Yangtsun, das ungefähr 30 km von Tientsin liegt, hielten wir, frühstückten von den mitgebrachten Vorräten und blieben über die heißesten Mittagstunden. Der Ort selbst bestand aus kleinen, unansehnlichen Lehmhäusern, die in engen, schmutzigen Gassen standen; die Schenke, Ausspannung ist wohl die richtige Bezeichnung, da sie hauptsächlich von Kärnern und Wagenführern benutzt wird, war wie alle ihresgleichen in Nordchina voller Schmutz, Lärm und Fliegen, aber es war doch eine Erquickung, aus der glühenden Sonnenhitze in den Schatten zu kommen und mit eisgekühltem Getränk den brennenden Durst löschen zu können. Eis findet man in Nordchina überall, die im Winter zugefrorenen Flüsse liefern das allerdings schmutzige Material; das-

selbe wird in großen, festen Haufen aufgeschichtet und mit einer doppelten Lage Matten und einer dünnen Schicht Erde bedeckt; es hält sich dann den ganzen Sommer hindurch. Von außen wird in diesen künstlichen Berg hineingearbeitet und der tägliche Bedarf dem Innern entnommen.

Am Nachmittage ritten wir weiter nach Hosiwu, wo wir zur Nacht blieben. Das Städtchen, das die Alliierten verlassen gefunden hatten, war ebenfalls zum größten Teil geplündert worden. Da keiner von uns sich mit den Leuten verständigen konnte, mußten wir zur Zeichensprache und Bilderschrift unsere Zuflucht nehmen, das Bild eines Eies und die Nachahmung des Krähens eines Hahnes — in China werden die Eier übrigens auch von den Hennen gelegt — brachten uns Eier, das Bild einer Kuh und die Handgriffe des Melkens Milch und eine Zeichnung von Trauben auch letztere. Man hat sich lange den Kopf darüber zerbrochen, wie die Chinesen es anfangen, ihre Trauben während eines ganzen Jahres, d. h. von einer Ernte zur anderen, frisch zu erhalten; spätere gründliche Untersuchungen, die ich im Verein mit meinen österreichischen und italienischen Kollegen auf amtliche Weisung über diesen Punkt angestellt, haben ergeben, daß die vorzügliche Erhaltung der Trauben, die im Juni und Juli oft noch so frisch sind, als wären sie eben erst vom Stock geschnitten, einzig und allein der Trockenheit der Luft in Nordchina zuzuschreiben sei. Ein außergewöhnlich feuchter Winter, derselbe ist im Norden die trockene Jahreszeit, in der fast gar keine und dann nur unbedeutende atmosphärische Niederschläge stattfinden, und ein nasser Frühling sind stets die Veranlassung, daß der Vorrat an Trauben schon im Mai zu Ende geht, während er sonst noch zwei bis drei Monate zu dauern pflegt. Die Nacht war, wie das anders kaum möglich war, eine sehr schlechte, die Maultiere und Pferde bissen und schlugen sich untereinander, ihre Treiber schrieen und zankten sich, und wenn uns ja einmal die Augen zuzufallen drohten, sorgten die kleinen schwarzen Springer, die in Menge vorhanden waren, oder ein durch einen Riß im Netz eingedrungener Muskito dafür, daß wir munter blieben. So waren wir froh, mit Tages-

anbruch aufbrechen zu können. Unser Weg führte uns durch das in Trümmern liegende Dorf Matau. Während des Feldzuges von 1860 hatten Bewohner eines in der Nähe liegenden Fleckens auf plündernde englische Soldaten geschossen, der zur Bestrafung der schuldigen Ortschaft entsendete Offizier konnte dieselben nicht entdecken und ließ daher das nächste der in der Umgegend befindlichen Dörfer, Matau, niederbrennen, während die fliehenden unschuldigen Bewohner von den indischen Reitern niedergestochen wurden, ein Sport, an dem sich auch nach, seiner eigenen Erzählung, der Offizier lebhaft beteiligte.

In Chanchiawan, einem wie die vorbenannten Plätze am Peiho liegenden Städtchen, das nach dem am 18. September 1860 dort stattgefundenen und nach ihm benannten Gefecht ebenfalls von den verbündeten Truppen geplündert worden war, frühstückten wir und berieten unsern weiteren Feldzugsplan. Da wir keine Pässe hatten und daher möglichenfalls am Thore angehalten und zurückgewiesen werden konnten, beschlossen wir, vor der Stadt in die Karren zu steigen und uns in denselben verborgen zu halten, während unsere Pferde, denen die europäischen Sättel abgenommen wurden, uns von dem chinesischen Stallknecht nachgeführt werden sollten. So geschah es denn auch, und wir hielten am Nachmittage des 22. Juni unsern Einzug in die Hauptstadt des chinesischen Reichs, in einer Staubwolke und in einem Gewirr von Karren, Reitern und Fußgängern, die auch ohne die von uns getroffenen Vorsichtsmaßregeln genügt haben würden, uns den Blicken etwaiger Wächter und Wachen an den beiden Thoren, die wir passierten, zu entziehen. Wir hatten versucht, unsern Karrenführern klar zu machen, daß sie uns nach einem Gasthaus, natürlich einem chinesischen, denn andere gab es damals nicht, bringen sollten, und waren daher recht unangenehm überrascht, als wir uns plötzlich vor der englischen Gesandtschaft sahen, die wir an der über dem Thor aufgezogenen Flagge erkannten. Es kostete nicht geringe Mühe, bis wir unsere Karrenführer von dem Thor wegbrachten und ihnen unsere Wünsche auseinandersetzten; endlich schienen dieselben uns verstanden zu haben, wir fuhren wieder

aus der Tatarenstadt heraus und in eine schmale Gasse in der Chinesenstadt, in der wir endlich vor einem Hause hielten, vor dessen Thüre uns einige Leute zuwinkten und zuriefen. Wir, unsere Begleiter und unser Gepäck wurden in einige im ersten Stock gelegene nicht übermäßig reinliche Zimmer gebracht, aber wir waren so todmüde, hatten wir doch an jedem der beiden Reisetage über sechzig Kilometer zu Pferde zurückgelegt und waren dann am zweiten noch weit über eine Stunde in dem chinesischen Marterkarren in der Stadt herumgefahren, daß wir uns, nachdem wir unseren Durst gelöscht und einige harte Eier, Aprikosen und Weintrauben verzehrt hatten, auf unsere Lagerstätten warfen und trotz Lärm, üblen Gerüchen und Ungeziefer bis zum nächsten Morgen schliefen. Als wir früh erwachten, sahen wir, daß das Fenster unseres Gemachs auf die Mauer der Tatarenstadt ging, deren Zinnen von der aufgehenden Sonne vergoldet wurden und in deren anscheinend weder sehr tiefem noch sehr reinem Graben unzählige Enten schwammen und schnatterten. Nach einer gründlichen Reinigung, die dadurch nicht erleichtert wurde, daß das uns von unserem Wirt zur Verfügung gestellte Waschbecken die Größe eines mäßigen Vogelnapfes hatte und nach einem Frühstück, das aus ungezuckertem Thee, chinesischem waschlappenartigem Brot, das wir versuchten durch Rösten genießbar zu machen, und aus den bekannten Eiern und Früchten bestand, setzten wir unsern Seesoldaten auf das Gepäck, befahlen demselben, sich unter keiner Bedingung von demselben zu rühren, und fuhren in chinesischen Karren wieder in die Tatarenstadt zu der französischen Gesandtschaft, wo wir hofften einen freundlicheren Empfang als auf der englischen zu finden, eine Erwartung, in der wir gründlich getäuscht werden sollten. Herr de Bourboulon*) legte das

*) Zufälligkeiten mochten dazu beigetragen haben, Herrn de Bourboulon ganz besonders zu verstimmen; der Zeichner Heine, der sich auf eine Reise durch Sibirien vorbereitete und den er auf Wunsch des Grafen zu Eulenburg bei sich aufgenommen hatte, war nicht der Mann für sich oder andere Sympathien zu erwecken, und ein holländischer protestantischer Missionar Namens Kloekers, den Graf zu Eulenburg auf seine dringenden Bitten auf der Arcona mitgenommen und dann nach Peking geschickt hatte, hatte an letzterem Platze

Schreiben meines Chefs, das ich ihm übergab, ohne es geöffnet zu haben, auf den Kaminsims und begann vom Wetter und anderen schönen Dingen zu reden. Wir ahmten seine Diskretion nach, und auch beim Frühstück, zu dem er uns glücklicherweise einlud, denn wir waren bei der Diät, die wir einzuhalten gezwungen gewesen waren, bereits halb verhungert, wurde von allem Möglichen geredet, nur nicht von der preußischen Gesandtschaft und unseren Aufträgen. Als wir die Franzosen verließen, auch Graf Kleczkowski hatte an dem diplomatischen Frühstück teilgenommen, stand bei mir fest, daß ich mich einer ähnlichen Enttäuschung bei den Engländern nicht aussetzen wolle; ich ging also mit Herrn Berg auf die sogenannte südliche russische geistliche Mission, wo ich hoffte, Herrn von Bützow zu treffen. Letzterer war allerdings dort nicht anwesend, er war nach der nördlichen Mission geritten, um sich zu verabschieden, da er bereits am Nachmittage Peking verlassen wollte, aber einer der russischen Priester, Herr Popoff, sprach etwas Französisch und war willens und im stande, uns aus allen unsern Verlegenheiten zu erlösen. Als wir über die Schwierigkeit klagten, für uns und unsern Chef ein passendes Unterkommen zu finden, sagte uns Herr Popoff, daß der Eigentümer eines neben der englischen Gesandtschaft gelegenen Hauses, ein Mitglied der prinzlichen Familie von J., seit Monaten die Mission überlaufe und sie mit dem Anliegen plage, ihm das Haus abzukaufen, da er fürchte, daß ihm dasselbe von den Engländern gegen einen imaginären Mietszins werde abgenommen werden. Die Engländer und Franzosen hatten nämlich bei dem 1860 erfolgten Friedensschluß zwei große in der unmittelbaren Nähe des kaiserlichen Palastes gelegene, sehr umfangreiche und großartige prinzliche Paläste gegen die absolut lächerliche Miete von

Unfug getrieben und zu unerquicklichen Erörterungen Veranlassung gegeben. Der brave Mann, der kein Wort Chinesisch sprach, hatte sich veranlaßt gefühlt, sich an eine Straßenecke zu stellen und zu predigen, um der erste zu sein, der das Wort Gottes in Peking verkünde. Ein Auflauf war die Folge gewesen, und Mr. Bruce hatte sich beeilt, den Übereifrigen nach Tientsin zurückzusenden. — Aber solche Vorfälle tragen nicht dazu bei, die Stellung eines Diplomaten zu verbessern.

tausend Taels jährlich mit Beschlag belegt, eine Miete, die, nebenbei bemerkt, von den Franzosen nie bezahlt worden ist, unter dem Vorgeben, daß sie das Geld für die Instandhaltung der Baulichkeiten ausgäben. Herr Popoff riet uns, uns sofort in dem Hause zu etablieren, und versprach die weiteren Verhandlungen mit dem Eigentümer über Miete oder Kauf zu führen; Herr von Bützow, der gestiefelt und gespornt, fertig zum Ritt durch die Mongolei, eintraf, ehe unsere Unterredung beendigt war, bestätigte die uns von dem Pater Popoff inbetreff des Hauses gemachten Mitteilungen und betonte wie dieser die Notwendigkeit, uns ohne Zögern in dem Hause niederzulassen, ehe die chinesische Regierung dem Eigentümer verbieten könne, uns dasselbe zu vermieten; auch in China sei Besitz dreiviertel des Rechts und noch mehr. Diese Auseinandersetzungen schienen uns um so einleuchtender, als wir thatsächlich kein anderes Mittel wußten, den Teil unseres Auftrages auszuführen, ein Unterkommen für unsern Chef zu besorgen, das in einigen Tagen bereit sein könnte, ihn aufzunehmen. Wir wanderten also nach dem uns bezeichneten Hause, das wir in der That ganz verlassen fanden; der Portier führte uns durch die verschiedenen in stark verwahrlostem Zustande befindlichen Häuser des Komplexes und schien durchaus nicht überrascht, als die russischen Herren ihm erklärten, daß wir das Haus mieten und gleich einziehen würden. Ich blieb in unserer neuen Wohnung, während Herr Berg in den Gasthof fuhr, um die Rechnung zu bezahlen und unsere Sachen zu holen. Nach einer Weile kam er mit denselben zurück, wir brachten unsere Pferde in einem stallartigen Gebäude unter, setzten den Seesoldaten wieder auf unser Gepäck und gingen zu unsern Nachbarn auf die englische Gesandtschaft. Herr Bruce empfing uns freundlich, erbrach das Schreiben des Grafen, las es durch und begann dann eine längere Auseinandersetzung, warum er unsern Chef und auch uns nicht einladen könne, seine Gäste zu sein. Ich unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß wir bereits ein Quartier gefunden hätten, und erklärte ihm auf seine erstaunte Frage wo und wie, daß wir seine Nachbarn geworden seien. Mr. Bruce machte zuerst ein verwundertes

Gesicht, brach dann aber in ein herzliches Gelächter aus, versprach uns alle Hilfe und Unterstützung, erlaubte dem Kompradore der Gesandtschaft, uns bei der Beschaffung von Arbeitern und Möbeln behilflich zu sein, und lud uns ein, alle Mahlzeiten bei ihm auf der Gesandtschaft einzunehmen. Noch am Nachmittage berichtete ich unsern Erfolg an den Chef, und am nächsten Morgen waren einige fünfzig Arbeiter beschäftigt, unsern neuen Besitz in bewohnbaren Zustand zu setzen. So schien sich alles gut anlassen zu wollen, aber am Nachmittage erschien Pater Popoff bei uns, um uns mitzuteilen, daß der Adjutant des Prinzen von Kung ihn aufgesucht habe, um ihn zu bitten, uns zu benachrichtigen, daß unser Besuch in Peking mit den Gesetzen im Widerspruch stehe und die Regierung, wenn wir nicht sofort Peking verließen, uns dazu nötigen werde. Ich bat Pater Popoff, dem Adjutanten zu sagen, daß wir es ablehnen müßten, eine solche oder irgend eine andere Mitteilung durch eine nicht amtliche Persönlichkeit zu empfangen und denselben zugleich als von sich kommend, darauf aufmerksam zu machen, daß die Regierung durch einen Versuch, sich an Mitgliedern einer Gesandtschaft zu vergreifen, eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden würde.

Bald darauf erschien denn auch der betreffende Adjutant des Prinzen von Kung, begleitet von je einem Dolmetscher-Eleven der französischen und englischen Gesandtschaft bei uns. Die letzteren beiden Herren erklärten uns, daß sie von ihren Chefs angewiesen seien, als Dolmetscher, aber auch nur als solche zu fungieren, was ich mit Dank für die uns damit erwiesene Liebenswürdigkeit und der Bemerkung erwiderte, daß ich auch nicht wüßte, wozu sie uns sonst etwa dienen könnten. Der Adjutant Chang lien, ein rundlicher, intelligent und vergnügt aussehender Mann, war, wie ich später erfuhr, ein ganz besonderer Vertrauensmann des Prinzen von Kung, der sich, mit Recht oder Unrecht, einbildete, durch ihn vor der Gefangennehmung durch die Engländer bewahrt worden zu sein. Wir setzten uns alle, Cigarren und Champagner wurden gebracht, und die Unterhaltung begann damit, daß Chang lien erklärte, wir seien ohne Pässe nach der Hauptstadt gekommen, wozu wir um so

weniger ein Recht gehabt hätten, als der Vertrag mit Preußen noch nicht unterzeichnet sei; außerdem hätten wir uns mit Gewalt eines Hauses bemächtigt, und der Prinz lasse uns sagen, daß wir Peking sofort verlassen müßten. Ich erwiderte, daß wir auf Befehl unsers Chefs gekommen seien und uns nicht in der Lage befänden, die Rechtmäßigkeit der von demselben uns erteilten Befehle zu diskutieren; was das Haus aber anbeträfe, so beruhe die Beschuldigung, daß wir uns desselben mit Gewalt bemächtigt hätten, auf einer vollständigen Verkennung der Verhältnisse. Das Haus sei monatelang andern Fremden zum Kauf und zur Miete angeboten worden, wir seien davon benachrichtigt worden und hätten uns bereit erklärt, das Haus zu mieten und jede vernünftige Miete für dasselbe zu zahlen; wir hätten so wenig Gewalt angewendet, daß der Thürhüter, die einzige lebende Seele im Hause, sogar behilflich gewesen sei, unsere Sachen in dasselbe hinein zu tragen. Aus Peking abzureisen seien wir aber außer stande; wir seien auf Befehl des Gesandten gekommen und könnten nur auf Befehl desselben abreisen, der Prinz möge sich an den Gesandten wenden, der ihm gewiß gern die für unsere Sendung nach Peking maßgebend gewesenen Gründe mitteilen würde. Das aber, behauptete Chang lien, sei unmöglich, da der Prinz nur durch die in Tientsin befindlichen Kommissare mit dem Gesandten verkehren könne; die Sache mit dem Hause ließ er sofort fallen, sie mußte ihm selbst — ich hatte fünfzehn Jahre später, als ich ihn als Minister des Tsungli Yamen wiedersah, oft Gelegenheit seine schnelle Fassungsgabe und Intelligenz zu bewundern — zu unwahrscheinlich und albern vorkommen, aber er kam immer wieder auf den Zweck unserer Anwesenheit in Peking und die Frage, ob der Gesandte etwa auch zu kommen beabsichtige, zurück, worauf wir in eben so freundlicher Weise erklärten, daß wir außer stande seien, darüber Auskunft zu geben. Als Chang lien schließlich wieder anfing davon zu sprechen, daß die Regierung uns, falls wir nicht gingen, mit Gewalt aus Peking entfernen würde, erwiderte ich ihm, wir seien bewaffnet und könnten es leicht mit zehn Leuten aufnehmen; wir würden aber keinen Gebrauch von

unseren Waffen machen, nur müsse man, damit wir einen anständigen Vorwand hätten nachzugeben, zum mindesten ein Dutzend Leute schicken; ich hätte aber, ehe dieselben uns aus der Stadt brächten, noch eine Bitte. Und welche? frug Chang lien. Uns zuerst auf die englische und französische Gesandtschaft zu führen, damit die Herren Gesandten sähen, wie man die Angehörigen der Gesandtschaft eines befreundeten Landes in der Stadt behandle, in der sie residierten. Das schien, besonders auf die fremden Begleiter unseres manschurischen Besuchers, zu wirken. Die ganze Unterredung war im liebenswürdigsten und freundschaftlichsten Ton geführt worden, der Abschied war ebenso, und wenn Chang lien uns weniger zufrieden verließ, als wir ihn gehen sahen, ließ er sich wenigstens davon nichts merken.

Am Abend waren wir wieder bei Mr. Bruce in den wundervollen Räumen, die derselbe verstanden hatte, aus den offenen Hallen und kleinen Zimmern des chinesischen Fu, Palastes, zu schaffen. Der Salon und der Speisesaal hatten einen ganz eigentümlichen Schmuck, der wenigstens bis zum Jahre 1893 der Gesandtschaft erhalten geblieben war. Die Papierfenster chinesischer Häuser sind häufig durch geradlinige Schnitzereien in verschiedene Felder geteilt; der Gesandtschaftssekretär Oberst Neale, den ich einige Jahre später als englischen Geschäftsträger in Japan wiederfand, hatte alle solche Fenster, die in der Gesandtschaft durch das Einsetzen von europäischen Glasfenstern überflüssig geworden waren, gesammelt, das Papier entfernen und das Holzwerk dunkelbraun anstreichen lassen und dann im Salon auf eine dunkelrote, im Speisesaal auf eine dunkelgelbe Tapete appliziert und damit eine ebenso hübsche wie eigentümliche Wirkung erzielt. Wir plauderten an dem Abend sehr lange auf dem Hofe der Gesandtschaft in der warmen Sommernacht, es sollten für mich für längere Zeit die letzten frohen Stunden gewesen sein.

Am nächsten Morgen erzählte uns Herr Bruce, als wir bei ihm frühstückten, daß er bei einem Spazierritt einen Teil der Garnison von Peking im Feuer habe exerzieren sehen, und daß man ihm auf seine Frage, was das bedeute, erwidert habe, der preußische

Gesandte beabsichtigte, ohne Erlaubnis nach Peking zu kommen, und solle daran verhindert werden. Er fügte hinzu, er habe erfahren, daß der Prinz von Kung außer sich bei dem Gedanken sei, daß der Gesandte dies versuchen könne, und dem Chef der hauptstädtischen Gensdarmerie Wensiang, der zugleich einer der Minister des Tsungli Yamen war, mit seiner ganzen Ungnade gedroht habe, wenn er das nicht verhindere; er, Bruce, befürchte, daß die Chinesen sich vielleicht doch zu unbedachten Schritten gegen den Gesandten hinreißen lassen könnten, falls derselbe auf seinem Entschluß, nach Peking zu kommen, beharren sollte. Ich erwiderte darauf, daß unsere Sendung nach Peking und der Besuch der Hauptstadt durch den Grafen selbst das letzte Mittel seien, den Abschluß eines annehmbaren Vertrages herbeizuführen, und daß unser Chef sich das ihm völkerrechtlich zustehende Recht zum Besuch der Hauptstadt nicht verkümmern lassen könne.

Trotzdem war es klar, daß eine Kollision wenn irgend möglich vermieden werden mußte. Herr Berg und ich kamen daher überein, daß er dem Grafen, den wir bereits auf dem Wege nach der Hauptstadt glauben mußten, bis Matau, der letzten Station vor Peking, entgegenreiten solle, um ihn von der Lage der Dinge zu verständigen, vorher aber mit Herrn Bruce eingehende Rücksprache über das nehmen solle, was er unserem Chef zu sagen haben würde. Das Ergebnis der Unterredung war, daß Mr. Bruce versprach, daß, falls Graf Eulenburg einen Tag unterwegs verweilen und dem Prinzen von Kung von dort aus seine bevorstehende Ankunft mitteilen wolle, er seinen ganzen Einfluß einsetzen werde, um dem Prinzen klar zu machen, daß eine Weigerung, den preußischen Gesandten in die Hauptstadt zu lassen oder ihn zu empfangen, durchaus unzulässig sein würde. Während mein Gefährte dieses Gespräch führte, fuhr ich fort, den Fortgang der Arbeiten im Hause zu überwachen, und erhielt bei der Gelegenheit den Besuch des Eigentümers, eines ältlichen, schmutzigen und verkommen aussehenden Menschen. Da kein Dolmetscher zugegen war, beschränkte sich unsere Unterhaltung auf chinesische und deutsche, gegenseitig unverständliche Sätze, aber

wenn wir uns auch nicht verstanden, so schmeckte doch der Champagner, den ich ihm vorsetzte, dem prinzlichen Hauseigentümer sichtlich sehr gut, und er steckte sich zum Schluß alle Zigarren ein, die ihm erreichbar waren, ohne daß ich ihn dazu aufgefordert gehabt hätte. Der nicht unerhebliche Erfolg dieser Razzia verhinderte den Herrn aber nicht, von uns weg zum Prinzen von Kung zu laufen und bittere Klage über die Gewaltthätigkeiten zu führen, die wir gegen ihn begangen gehabt hätten. Er mußte freilich in erster Linie daran denken, seine eigene Verantwortlichkeit zu decken und sich selbst aus dem Spiele zu ziehen; wie es sich mit seiner Behauptung verhielt, daß er überhaupt nicht daran denke, sein Haus an irgend welche rothaarigen Barbaren zu verkaufen, wozu er allerdings, wie ich später erfuhr, als Bannermann, d. h. Mitglied eines der in direktem Abhängigkeitsverhältnis zum Kaiser stehenden, aus den Nachkommen der früheren Eroberer Chinas bestehenden Banner, nicht berechtigt war, mag daraus hervorgehen, daß er das umstrittene Grundstück einige Zeit nach unserer Abreise an einen englischen Missionar Mr. Lockhart verkaufte, der dasselbe später an die englische Gesandtschaft weiter veräußerte. Der neben diesem Grundstück gelegene Häuserkomplex wurde von dem amerikanischen Gesandten Mr. Ansom Burlingame an den ersten deutschen Vertreter in Peking, Herrn von Rehfues, verkauft und wurde die erste deutsche Gesandtschaft in der Hauptstadt des chinesischen Reichs, so das ich, als ich 1875 dorthin zurückkehrte, mein Quartier, wenn auch nicht auf dem früheren Schlachtfelde, so doch unmittelbar neben demselben aufschlagen konnte. Auch dieses Grundstück ging später an die englische Gesandtschaft über, und auf ihm wurde ein zweistöckiges Haus für den ersten Legationssekretär derselben erbaut, das bei der Belagerung der Gesandtschaft 1900 eine gewisse Rolle gespielt zu haben scheint.

Am 26. Juni ritt Herr Berg in Begleitung eines ihm auf Veranlassung des Herrn Bruce mitgegebenen chinesischen Beamten nach Matau ab, während ich mit den Arbeiten zur Fertigstellung des Hauses und den Vorbereitungen zum Empfang des Chefs fortfuhr. Ich konnte mich der Überzeugung hingeben, daß der anscheinend un-

ausführbare Auftrag, mit dem ich nach Peking geschickt worden war, sich durch eine Verkettung günstiger Umstände nicht allein als nicht unmöglich herausgestellt hatte, sondern auch ohne einen akuten Konflikt mit den chinesischen Behörden ausgeführt worden war; es traf mich daher wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, als ich am Nachmittage des 25. einen Brief meines Chefs erhielt, in dem mir derselbe schrieb: „Ihr Vorgehen in Peking kostet mich wahrscheinlich den Vertrag, kommen sie sofort mit Berg nach Tientsin zurück". Ich traf sofort alle Anstalten zur Rückreise, lohnte die Arbeiter ab und entließ sie und begab mich auf die englische und französische Gesandschaft, um den Chefs derselben meine Rückberufung nach Tientsin mitzuteilen. Herr Bruce wie Herr de Bourbonlon schienen sehr befriedigt über diesen Ausgang, ersterer versprach aus freien Stücken, das Recht des Grafen zu Eulenburg, Peking zu jeder Zeit besuchen zu können, dem Prinzen von Kung gegenüber energisch zu vertreten, letzterer hielt mir einen längeren Vortrag über die schwierige Lage des Prinzen und die delikate Stellung der fremden Vertreter in Peking. Würden doch selbst ihm, dem Gesandten Frankreichs, wenn er chinesischen Soldaten begegne, nicht die seinem Range entsprechenden Ehren erwiesen! Die Frage der Berechtigung des Besuches der Hauptstadt seitens eines Gesandten vor Abschluß der ihm übertragenen Vertragsunterhandlungen hat auch in späteren Zeiten eine nicht unerhebliche Rolle in den diplomatischen Verhandlungen zwischen China und dem Auslande gespielt, und ich entsinne mich nur weniger Verträge, die in der Hauptstadt selbst unterzeichnet worden wären, so des belgischen 1865 und des portugiesischen 1885.

Von diesen Besuchen zurückgekehrt, fand ich unseren Wirt in seinem — unserem — Hause und fuhr mit ihm auf die russische Mission; der brave Mann verweigerte die Annahme einer Entschädigung, da wir ja nur wenige Tage in dem Hause gewesen wären und so viele Verbesserungen in demselben vorgenommen hätten; das letztere war richtig, ich gab aber dem Thürhüter in Gegenwart der Russen neunzig Dollar, nach damaligem Kurse ungefähr 500 Mark, für seinen Herrn, und ich zweifle nicht, daß derselbe den größten

Teil dieses Betrages, wenn nicht das Ganze angenommen und in seine Tasche gesteckt hat.

Gegen 7 Uhr abends fuhr ich in einem der mit einem Maultier und einem Pferde tandemartig bespannten chinesischen zweirädrigen Karren aus dem Thore von Peking; ich hatte mit dem Karrentreiber abgemacht, daß derselbe mich in vierundzwanzig Stunden nach Tientsin bringen solle, was er auch that. Ich brauchte von Peking bis Tientsin, ca. 120 km in tiefem Sande, ohne das Gespann zu wechseln und mit nur einer anderthalbstündigen Ruhe in Hosiwu dreiundzwanzig Stunden, gewiß keine schlechte Leistung für ein Maultier und ein Pferd, die einen schweren Karren, zwei Menschen und einen Koffer zu schleppen hatten, und von denen das letztere wenigstens aus wenig mehr als Haut und Knochen zu bestehen schien. Ich hielt einen Augenblick in Matau, wo ich vor Tagesanbruch eintraf, um Herrn Berg den erhaltenen Befehl mitzuteilen; derselbe machte die Tour bis Tientsin auf demselben Pony und kam nur zwei Stunden nach mir an; ebenfalls eine schöne Leistung, besonders wenn man die schlechten Straßen, die furchtbare Hitze und das schwere Gewicht des Reiters in Betracht zieht.

Ich war in einem Zustand konzentrierter Wut von Peking aufgebrochen, und die schlaflose Nacht, das Schütteln und Rütteln des Wagens, bei dem ich schließlich wie die Bauern von Schöppenstedt nicht mehr wußte, was ich und was der Koffer war, die Hitze, der Staub und der Hunger und Durst, die ich auf der forcierten Fahrt litt, hatten meine Laune nicht verbessert. Glücklicherweise war niemand im Hause, als ich eintraf, und Essen und Trinken und ein Bad milderten in etwas meine gereizte Stimmung; ich konnte mich aber doch nicht enthalten, dem Chef, als er nach zwei Stunden von seinem abendlichen Spazierritt zurückkehrte und mich, nachdem er mich sehr freundlich empfangen und mir die Lage eingehend auseinandergesetzt hatte, frug, was ich aus der Sache gelernt habe, zu erwidern: „Mich in Zukunft nicht wieder auf solche Expeditionen ohne schriftliche Instruktionen einzulassen". Zu Ehren des Grafen Eulenburg muß ich hinzufügen, daß er mir diese unter den Umständen

vielleicht verzeihliche, aber sicher wenig gehörige Antwort niemals nachgetragen hat, sondern mir stets ein wohlwollender Vorgesetzter und im späteren Leben Gönner geblieben ist.

Was sich in Tientsin während meiner Abwesenheit zugetragen hatte, war das folgende. Zwei Tage nach unserer Abreise hatte eine neue Unterredung mit den chinesischen Kommissaren, auf deren Wunsch, stattgefunden, in welcher dieselben halb und halb der Forderung des Gesandtschaftsrechts für Preußen zustimmten, aber verlangten, daß die darauf bezügliche Bestimmung in einem besonderen Artikel aufgenommen werde, der zugleich die Zusicherung Preußens enthalten müsse, während der ersten fünf Jahre von diesem Zugeständnis keinen Gebrauch zu machen. Es war dies eine von meinem Chef angeregte Idee, die ursprünglich seitens der Chinesen zurückgewiesen worden war und jetzt von ihnen wieder aufgenommen wurde; unser Chef aber bestand darauf, daß die Anerkennung des Gesandtschaftsrechts in den Vertrag selbst, der zeitweilige Verzicht auf dieselbe aber in einem geheimen Artikel aufgenommen werde. Was den Chinesen besondere Sorge machte, war, daß Graf Eulenburg in einem an sie gerichteten Schreiben hervorgehoben hatte, daß Preußen als Großmacht nicht weniger beanspruchen und annehmen könne als die andern Großmächte. Wie viele Großmächte es gäbe und ob aus der Anerkennung des Rechts einer derselben sich nicht unabsehbare Ansprüche unzähliger anderer Großmächte entwickeln könnten? Vor allem aber, und darin lag unzweifelhaft der Schlüssel der Lage, hoben die Kommissare ganz besonders die schwierige Stellung des Prinzen und der mit den Anschauungen desselben übereinstimmenden Staatsminister hervor; dieselben seien den Angriffen der konservativen Umgebung des Kaisers ausgesetzt, die es ablehne, die Leitung der auswärtigen Beziehungen selbst zu übernehmen, aber keine Gelegenheit vorbeigehen lasse, gegen diejenigen zu intriguieren und sie anzuschwärzen, denen die schwere Aufgabe zugefallen sei, diese Beziehungen zu pflegen und eventuell zu erweitern. Schließlich versprachen die Kommissare die Wünsche des Grafen noch einmal nach Peking zu übermitteln und zu befür-

worten. So hatte sich die Situation in Tientsin innerhalb der letzten achtundvierzig Stunden nicht unerheblich zu unsern Gunsten verändert; es lag ja die Möglichkeit, sogar die Wahrscheinlichkeit vor, daß die Kommissare von unserer Abreise Wind bekommen hatten und sich gegen den etwaigen Vorwurf dieselbe durch übermäßige Bockbeinigkeit verschuldet zu haben, schützen wollten, aber ebensogut war es möglich, daß in Peking resp. in Tientsin ein uns günstiger Wechsel der Ansichten stattgefunden haben konnte, der in dem Fall durch unsere dann unzeitgemäße Reise in das Gegenteil umzuschlagen drohte. So war die Stimmung unseres Chefs schon eine unsichere geworden, als am Nachmittage des 24. mein erster Bericht eintraf, der unsere Ankunft in Peking und die Besitznahme des Hauses meldete. In der Nacht wurde er durch ein Schreiben der Kommissare geweckt, die ihm eine an sie gerichtete Mitteilung des Prinzen von Kung übermittelten. In derselben hieß es, daß die beiden nach Peking gekommenen Preußen, die sich für hohe Beamte der Gesandtschaft ausgäben, gegen den Widerspruch der Thorwache in Peking eingedrungen seien, den Besitzer des Gasthofes durch Stockschläge gezwungen hätten, sie aufzunehmen und am nächsten Tage sich eines neben der englischen Gesandtschaft gelegenen Hauses bemächtigt hätten, nachdem sie den Eigentümer desselben mit Gewalt aus seinem Eigentum vertrieben. Daraus gehe hervor, daß die Preußen gewaltthätige und unbotmäßige Leute seien, den Kommissaren werde daher befohlen, sofort die Verhandlungen mit dem preußischen Gesandten abzubrechen. Die beiden nach Peking gekommenen Beamten müßten ohne Verzug zurückberufen werden, widrigenfalls sie durch Beamte des Tsungli-Yamen zurückgeführt werden würden. Die Kommissare fügten dieser komminatorischen Note des Prinzen hinzu, daß sie gerade im Begriff gewesen seien, nach Peking zu berichten und die Annahme der Vorschläge des Gesandten zu empfehlen, daß dies aber nun durch die inzwischen eingetretenen Ereignisse unmöglich geworden sei. In einem am 25. Juni an die Kommissare gerichteten Schreiben wies Graf Eulenburg die gegen die nach Peking gesendeten Beamten erhobenen

Vorwürfe zurück, bestand auf seinem Recht, die Hauptstadt zu besuchen, wenn es ihm gefalle, sowie darauf die Beamten der Gesandtschaft mit von ihm selbst ausgestellten Pässen nach dort zu senden, erklärte aber schließlich, daß er uns zurückrufe, um die Verhandlungen in Tientsin nicht zu unterbrechen.

In Peking selbst wurde erzählt und von dort verbreitet, daß es den Bemühungen der Gesandten gerade gelungen sei, den Widerstand des Prinzen von Kung zu überwinden und denselben den preußischen Wünschen günstiger zu stimmen, als Bergs und meine Ankunft alles verdorben habe. Ich konnte und kann dieser Auffassung keinen Glauben schenken. Das Schreiben des Grafen Kleczkowski, in dem derselbe erklärte, daß der Prinz das preußische Gesandtschaftsrecht bestimmt ablehne, war vom 18. datiert, am 22. trafen wir in Peking ein, und es lagen keinerlei Beweise dafür vor, daß innerhalb dieser vier Tage etwas geschehen war, was eine Sinnesänderung der Chinesen hätte hervorrufen können oder daß eine solche thatsächlich stattgefunden hätte; die Erklärung der Kommissare vom 23. enthielt allerdings einen Fortschritt, aber Veranlassung und Zweck derselben waren zum mindesten sehr unklar und ließen, wie vorher erwähnt, auch andere Deutungen zu. Meine damalige Auffassung der Verhältnisse in Peking mag, wie das bei jungen und etwas verwöhnten Leuten oft der Fall zu sein pflegt, eine zu einseitige und schroffe gewesen sein, aber ich bin auch heute noch davon überzeugt, daß wir wenigen oder gar keinen Schwierigkeiten begegnet sein würden, wenn die in Peking beglaubigten Gesandten von vornherein die Chinesen darauf aufmerksam gemacht hätten, daß Preußen dieselben politischen Rechte in Anspruch nehmen würde wie ihre Regierungen und, daß dieselben ihm nicht verweigert werden könnten. So aber fanden sie es bequemer, wie die Chinesen dann selbst angegeben haben, dem Prinzen auf seine Frage, was Preußen verlangen würde, zu erwidern, „keinenfalls politische Zugeständnisse", was ihnen später bis zu einem gewissen Grade den Chinesen gegenüber die Hände band. Für diese Antwort mögen sie in der traditionellen Politik Preußens, das immer nur kom-

merzielle und keine politischen Interessen im Auslande zu haben erklärte, einen Grund und eine Entschuldigung gefunden haben, ist es doch keine zehn Jahre her, daß diese Auffassung auch noch die Politik des Deutschen Reiches beherrschte. Dann kamen die Persönlichkeiten der beiden Vertreter in Peking in Betracht; der Engländer war sehr intelligent, aber noch fauler und steuerte außerdem aus persönlichen Gründen bei allen nicht spezifisch englischen Fragen ganz im französischen Fahrwasser; der Franzose erreichte, was Intelligenz anbetraf, kaum den Mitteldurchschnitt, ging aber in seiner Eitelkeit weit über denselben hinaus; außerdem fühlte er sich seiner Regierung gegenüber unsicher; er war schon einmal auf dem Punkte gewesen, abberufen zu werden, und hatte es nur dem rechtzeitigen Übertritt seiner Gemahlin zum Katholizismus, wobei die Kaiserin Eugenie als Taufpatin fungierte, zu verdanken gehabt, daß man ihn auf seinem Posten gelassen hatte. Von solchen Leuten war eine Unterstützung der Interessen anderer nur dann zu erwarten, wenn sie davon selbst einen Vorteil oder im Falle der Unthätigkeit einen Nachteil zu gewärtigen hatten. Ich glaube daher, daß unsere Expedition nach Peking, ungeachtet ihres augenblicklichen anscheinenden Mißerfolgs, trotzdem insofern von Nutzen war, als sie die Leute dort auf die Beine brachte und ihnen zeigte, welche Folgen auch für sie ein Beharren in der bisherigen Unthätigkeit resp. Widerwilligkeit haben könnte. Es war indessen hauptsächlich ein anderer Zufall, den ich später zu erwähnen haben werde, der die französische Gesandtschaft in unsere Bahnen zwang. Für mich sollte der Ritt nach Peking noch nach vielen Jahren erfreuliche Folgen haben. Ich traf bei meiner Ernennung zum Gesandten dort den Adjutanten des Prinzen von Kung, Chang lien, wie den Prinzen selbst als Mitglieder des Tsungli-Yamen an; beide erinnerten sich des jungen Attachés, der bei Beobachtung der freundlichsten Formen und der größten Courtoisie mit eiserner Konsequenz an dem, was seine Aufgabe gewesen, festgehalten hatte, und die Erinnerung an unseren ersten Waffengang hat mir manchen späteren erspart.

Für einen an unserem Pekinger Abenteuer allerdings nur in-

direkt Beteiligten drohte dasselbe noch schlimme Folgen zu haben; die Regierung wollte dem Kompradore der englischen Gesandschaft zu Leibe, der uns Arbeiter, Möbel u. s. w. besorgt hatte und auch sonst behilflich gewesen war. Mr. Bruce trat aber so entschieden für seinen Diener ein, daß Prinz von Kung oder wer sonst auf die Idee gekommen war, sie wieder fallen lassen mußte.

Am 30. Juni wurden die Verhandlungen mit den Kommissaren wieder aufgenommen, aber ohne deshalb schnellere Fortschritte zu machen; es war das Bestreben des Prinzen von Kung, sich gegen die Intriguen und Angriffe der Clique in Jehol möglichst zu schützen, und der Wunsch Chungluns, des spiritus rector in Tientsin, den Grafen zu ermüden und zum Rückzug zu zwingen, welche immer neue Schwierigkeiten und Einwendungen hervorriefen und den Abschluß der Verhandlungen verhinderten. Stundenlange Besprechungen blieben ohne jedes thatsächliche Ergebnis, und wenn wir glaubten, uns mit den chinesischen Kommissaren über einen Artikel geeinigt zu haben, so konnten wir sicher sein, daß dieselben in der nächsten Sitzung alles wieder über den Haufen warfen, was in der vorhergehenden besprochen und erledigt worden war. Außerdem fing das Klima an, seine nachteiligen Wirkungen zu äußern, der Photograph Bismarck hatte schon wegen eines Fieberanfalls Tientsin verlassen müssen, am 21. Juli starb der Kammerdiener des Grafen, Paul, der sich in der Besserung von einem Dysenterieanfall befand, an einem Hitzschlage — die Temperatur stieg am Tage im Schatten oft bis auf 34° C. und ging auch nachts nur wenig herunter —, und am 28. Juli wurde unser Dolmetscher Marques vom Schlage getroffen, der seine linke Seite vollständig lähmte. Für die Vertragsverhandlungen war dies insofern ein Glück, als der alte, umständliche, konfuse Herr, der außer dem Portugiesischen und vielleicht dem Chinesischen keine Sprache vollständig beherrschte, den Chinesen in keiner Beziehung gewachsen war und die Aufgabe unseres Chefs mehr erschwerte als erleichterte. Graf Eulenburg mußte sich nun an den gerade in Tientsin anwesenden Dolmetscher der französischen Gesandtschaft, Mr. de Méritens, wenden und ihn um seine Unter-

stützung angehen, während er Herrn de Bourboulon bat, ihm denselben zur Verfügung zu stellen, was dieser auch that. Die Sachen kamen jetzt in schnelleren Gang. Herr de Méritens kannte die Kommissare seit längerer Zeit persönlich, er verstand, was Graf Eulenburg wollte, und war den Chinesen in der Dialektik, wenn nicht überlegen, so doch gleich; vor allen Dingen wurde es jetzt aber eine Frage der persönlichen Eitelkeit für die Franzosen, durchzusetzen, was bis jetzt unerreichbar geschienen hatte, und sie ließen es von nun an, weder in Tientsin noch in Peking, an Bemühungen fehlen.

Am 5. August brach ich zusammen; ich hatte mich schon wochenlang mehr als elend gefühlt, und der Ritt nach Peking, die forcierte Rückfahrt von dort und der Ärger, den die ganze Geschichte mir verursacht hatte, waren nicht dazu angethan gewesen, mich wieder auf die Beine zu bringen; dann kam die harte Arbeit, vier- bis fünfstündige Konferenzen, die Ausarbeitung der Protokolle derselben und die Berichterstattung nach Hause, die der Chef mir oft diktierte; dazu die Hitze und die ungesunden Dünste, die überall aufstiegen; ich hatte mein Bestes gethan, mich aufrecht zu erhalten, aber als ich an dem Abend nach einem scharfen Ritte, unserer aller Panacée gegen die Übel, die der Aufenthalt in Tientsin mit sich brachte, vom Pferde stieg, konnte ich mein Zimmer nicht mehr allein erreichen. Ich mußte mich legen, und Dr. Lucius stellte hohes Fieber fest; die angewendeten Mittel schlugen nicht an, und so wurde mir am 9. eröffnet, daß ich am nächsten Tage an Bord der Arcona geschickt werden sollte, die auf Taku-Rhede lag. Mir war das ganz recht, denn ich war zum Tode matt und hatte das Gefühl, daß ich in Tientsin doch nicht wieder genesen würde. So wurde ich denn am 10. auf die Thérèse gebracht, in deren kleinen Kajüte sich außer mir noch unser Dolmetscher Marques, für den ich zu sorgen hatte, und zwei englische, an Fieber erkrankte Offiziere befanden. Die Fahrt war keine übermäßig angenehme; die Hitze in dem kleinen überfüllten Raume war unerträglich, Marques bedurfte fortwährender Hilfe, und zum Schluß überraschte uns auf der Barre ein furchtbarer Gewittersturm, der Desvarannes zwang, dort vor Anker zu

gehen. Die Lage war keine gefahrlose, da das schwere Geschütz auf dem Deck des kleinen Dampfers denselben zu keinem besonders sicheren machte; wir nahmen eine Menge Sturzseen über und saßen während einiger Zeit in der Kajüte bis über die Knöchel im Wasser. Bei mir kam in der Nacht ein tüchtiger Anfall von kaltem Fieber mit Schüttelfrost, Hitze u. s. w. zum Ausbruch, so daß ich, als die Thérèse am nächsten Morgen an der Arcona anlegte, nachdem sie ihre anderen Passagiere auf einem näherliegenden, nach Shanghai bestimmten Schiffe abgesetzt hatte, so schwach war, daß ich die Treppe nicht hinaufkonnte; ich mußte in einem Stuhl festgebunden und auf Deck gehißt werden. Dort nahm mich Stabsarzt Dr. Stephani in die Hand, der mich damit tröstete, daß ich einen Anfall von perniciösem Wechselfieber habe, mit dem er schon fertig werden würde, denn er habe in Wilhelmshaven ganz andere Fälle gesehen. Kommodore Sundewall, der mir mit wahrhaft väterlicher Liebe und Sorge entgegenkam, ließ mir eine Hängematte in seiner Vorkajüte, dem luftigsten Teil des Schiffes, anbringen, und Dr. Stephani gab mir wohl die stärkste Dosis Chinin, die ich in meinem Leben zu mir genommen, obgleich ich dasselbe oft theelöffelweise genossen habe. Das Chinin hatte die Wirkung, daß das Fieber fortblieb, ich war aber so schwach, daß ich erst nach einigen Tagen für Stunden die Hängematte verlassen konnte und vollständig aufgepäppelt werden mußte; abwechselnd stündlich einen Eßlöffel voll Porter und einen solchen voll klein gehackten, gebratenen Hühnerfleisches. Die Arcona hatte, wie ich angeraten, den größeren Teil der Zeit auf der Rhede von Tschifu zugebracht und auf einer der dieselben einschließenden unbewohnten Inseln ein vollständiges kleines Lager eingerichtet gehabt, in dem sich Offiziere und Mannschaften sehr wohl befunden hatten. Während meines Aufenthalts an Bord machte das Schiff einen Abstecher nach den Miautauinseln, die am Eingang der Bai von Petschili liegen. Ich konnte mir dieselben nur aus den Fenstern der Kajüte des Kommodore ansehen, denn wenn meine Besserung auch ganz entschiedene Fortschritte gemacht hatte und das Fieber nicht wiedergekehrt war, waren meine Kräfte doch nur erst sehr teil-

weise zurückgekommen. So lagen die Verhältnisse, als ich am 24. August einen Brief meines Chefs erhielt, der mir mitteilte, daß die Sachen jetzt so weit gediehen seien, daß er hoffe, die Unterzeichnung des Vertrages in einigen Tagen vornehmen zu können; er bedaure ganz besonders, daß ich bei der Gelegenheit nicht gegenwärtig sein würde, da ich doch die ersten einleitenden Schritte zu den Verhandlungen gethan hätte. Nach der Unterzeichnung werde er versuchen, mit den anderen Mitgliedern der Gesandtschaft Peking einen Besuch abzustatten. Mein Entschluß, bei beiden Gelegenheiten zugegen zu sein, stand sofort fest. Ich ließ Dr. Stephani zu mir bitten und teilte ihm meine Absicht mit. „Unmöglich," war die Antwort, „Sie würden einen Rückfall bekommen, der möglichenfalls sehr schlimme Folgen haben könnte; ich kann es daher nicht verantworten, Sie gehen zu lassen." Da ich auf meiner Idee bestand, wurde der gute Doktor, der mich mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelt hatte, ärgerlich. „Ich behandle nur vernünftige Leute, Herr v. B., und wenn Sie krank auf das Schiff zurückkommen, überlasse ich Sie dem Assistenzarzt." Aber es half alles nichts, am nächsten Morgen saß ich um 5 Uhr in der Gig des Kommodore, fuhr mit derselben in das fünf Stunden entfernte Taku — die Leute mußten rudern, — nahm mir dort einen chinesischen Karren und traf gegen sechs Uhr abends in der Gesandtschaft ein, wo ich natürlich niemand fand. Ich bestellte mir ein Beefsteak und eine Flasche Rotwein, verzehrte dieselben und war — gesund. Freilich soll ich, wie die Kameraden behaupteten, mehr wie eine wandernde Leiche als wie ein Mensch ausgesehen haben, aber ich machte alles mit, Arbeit und Vergnügungen, und habe von der Parforcetour nie eine üble Folge gespürt. Als ich nach sechs Wochen frisch und gesund an Bord der Arcona zurückkehrte, meinte Dr. Stephani, daß solche Pferdekuren manchmal gelängen, daß es aber doch furchtbarer Unsinn von mir gewesen sei, zu handeln, wie ich das gethan. Er hatte vielleicht nicht so ganz unrecht, aber ich habe auch in meinem späteren Leben gefunden, daß ein frischer, fröhlicher Entschluß über viele Fährlichkeiten hinweghilft, die lange Überlegung oft schlimmer erscheinen läßt, als sie

thatsächlich sind. Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß, als ich mich im August 1866 als Rekonvalescent in Schlangenbad befand und gerade von einem tüchtigen Fieberanfall geschüttelt wurde, ich in dem hinter einem mit Musik bei dem Hotel vorbeiziehenden Dragonerregiment (Nr. 6) reitenden Regimentsarzt meinen Dr. Stephani erkannte. Eine tüchtige Dosis Chinin, deren Größe den mich behandelnden Arzt am nächsten Morgen in Erstauen versetzte, brachte mich bald auf die Beine, und ich konnte den Abend in fröhlichem Geplauder mit den Offizieren des Regiments verbringen, das eben aus dem Mainfeldzuge zurückkehrte.

Die Verhandlungen in Tientsin hatten, dank der intelligenten Thätigkeit des Herrn de Méritens, der zuerst hinter den Kulissen als freundlicher Ratgeber, dann als Dolmetscher des Grafen Eulenburg fungierte, einen durchaus zufriedenstellenden Abschluß gefunden. Die Chinesen hatten schließlich alles zugegeben, was verlangt worden war, so daß der Vertrag ganz den mit den andern Mächten früher abgeschlossenen entsprach. Das von unserer Seite gegebene Versprechen, daß mit Rücksicht auf die in China herrschenden Unruhen (Taipingaufstand) Seine Majestät der König während fünf Jahren von seinem Recht, einen diplomatischen Vertreter in Peking dauernd zu beglaubigen, keinen Gebrauch machen werde, war in einem Separatartikel enthalten. Daß ein anderer Separatartikel den Hansestädten das Recht zugestand, in den geöffneten Häfen besondere Konsuln ernennen zn dürfen, entsprach den Instruktionen, die Graf Eulenburg erhalten hatte. Die Senate der Hansestädte hatten auf dieser Bestimmung bestanden und erklärt, daß sie einem Vertrage, der dieselbe nicht enthielte, ihre Zustimmung verweigerten; von den in China ansässigen Hanseaten wurde diese Forderung am meisten bedauert, wie sie das bei jeder Gelegenheit offen aussprachen, da damit das System der kaufmännischen und dadurch den Chinesen wie den anderen Vertragsmächten gegenüber machtlosen Konsuln verewigt zu werden drohte. Glücklicherweise räumte das Jahr 1866 mit diesen Separatvorurteilen und -rechten auf.

Am 2. September, dem Jahrestage des Taifuns, in dem der

„Frauenlob" verloren gegangen war, erfolgte die Unterzeichnung des Vertrages, allerdings nicht mit der Feierlichkeit, die die Chinesen in Aussicht gestellt hatten und gewünscht zu haben schienen. Am 21. August war nämlich in Jehol der Kaiser Hienfêng im Alter von einunddreißig Jahren gestorben; glücklicherweise hatte er noch am 19. den ihm vorgelegten Entwurf unseres Vertrages genehmigt. Die chinesischen Kommissare befanden sich daher mit ihrer ganzen Begleitung in tiefer Trauer, die darin besteht, daß Haar und Bart nicht abrasiert werden dürfen und ein langer Rock von grobem, weißem Baumwollenstoff an die Stelle der seidenen Gewänder tritt; die roten Quasten auf dem Hut werden durch schwarze ersetzt, wie auch an die Stelle der grünen Tragstühle schwarze traten. Mit den unrasierten Gesichtern und Schädeln sahen unsere chinesischen Freunde noch schmutziger und unappetitlicher aus als sonst. Bekanntlich läßt der Chinese nur auf dem Scheitel des sonst rasierten Kopfes einen Schopf stehen, der dann mit seidenen Schnüren, die bei Trauer ebenfalls von weißer Farbe sind, zusammen in den nationalen Zopf geflochten wird, d. h. in den Zopf, den die Manschus bei ihrer Eroberung Chinas zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Chinesen als Zeichen der Abhängigkeit oder vielleicht richtiger der Einverleibung in oder durch die Manschus, die selbst Zöpfe trugen, auferlegt haben. — Vielleicht handelte es sich bei den Eroberern um weiter nichts, als alle Spuren der früheren nationalen Dynastie der Ming zu vertilgen; mit der unter derselben gebräuchlichen Haartracht verschwanden auch die Kleider, die tonnenreifenartigen Gürtel und die merkwürdigen Kopfbedeckungen, die man heute in China nur noch auf der Bühne und in Korea bei den Beamten findet, die mit der Tracht der Ming auch die Sprache derselben behalten haben, wie ich bei den Vertragsverhandlungen mit Korea 1882 festzustellen Gelegenheit gehabt habe.

Die Unterzeichnung des Vertrages war keine leichte Arbeit, unser Chef mußte seinen Namen unter die verschiedenen Exemplare des Vertrages und der denselben angeschlossenen Bestimmungen, unter denen der Handel getrieben werden sollte, die in deutscher, französischer und chinesischer Sprache in je vier Exemplaren abge-

faßt waren, sowie unter die Separatartikel setzen, ihn also achtundvierzigmal schreiben, wozu wir Attachés ebenso oft das Siegel der Gesandtschaft drücken mußten. Daß wir froh waren, mit der Sache zu Ende gekommen zu sein, wird uns niemand verdenken, auch Chunghau, der sich während der Verhandlungen meistens passiv verhalten hatte, schien ehrlich zufrieden, der langwierigen Konferenzen überhoben zu sein, und selbst der alte Chunglun, dem alle die endlosen Schwierigkeiten und Nörgeleien zu verdanken gewesen waren, verdrehte fromm die Augen und gab der Hoffnung Ausdruck, daß der Himmel ihn lange genug erhalten möge, um einen preußischen Gesandten in Peking zu sehen, ein Wunsch, den der Himmel erfüllte, indem er ihn nicht nur Herrn von Rehfues dort erleben ließ, sondern auch mich, wenn auch nicht als Gesandten Preußens, so doch des Deutschen Reichs.

Ich kann diesen Absatz meiner Erinnerungen nicht abschließen, ohne der unermüdlichen Ausdauer und Energie unsers Chefs die wärmste Bewunderung und Anerkennung zu zollen. Es ist mir beschieden gewesen, während zwölf Jahren mit japanischen und während über achtzehn mit chinesischen Staatsmännern selbständig zu verhandeln, und ich habe an mir selbst erfahren können, welche Geduld, Aufmerksamkeit und innere wie äußere Sammlung dazu gehören, den Herren gegenüber, ich will nicht sagen, Erfolge zu erzielen, sondern nur keine Mißerfolge zu verzeichnen zu haben. Und dabei lebte ich in angenehmen und gesunden Verhältnissen, war in betreff der Zeit nicht gebunden und hatte hinter mir das immer wachsende Ansehen und die sich immer fühlbarer machende Macht Preußens und Deutschlands. Außerdem fiel die Zeit meiner diplomatischen Thätigkeit in beiden Ländern in die Periode, die ich als die der gemeinsamen Vertretung gemeinsamer Interessen bezeichnen möchte, in der man, einzelne Episoden und Persönlichkeiten abgerechnet, darauf rechnen konnte, in allen wichtigeren Fragen Anlehnung und Unterstützung bei den Vertretern der andern Vertragsmächte zu finden. Das alles ging dem Grafen zu Eulenburg ab, wenn ich die Zeit ausnehme, während der er in Japan ehrliche Hilfe bei den Vertretern Englands,

Frankreichs und der Vereinigten Staaten fand. Er mußte sich unter den ungünstigsten äußeren und gesundheitlichen Verhältnissen in einer Zeit, als Preußens Name in Japan und China fast ganz unbekannt war, mit Leuten herumstreiten, die Zeit, sehr viel Zeit hatten und es darauf ablegen konnten, ihren Gegner zu ermüden und zur Kapitulation oder zum Rückzuge zu zwingen. Daß unser Chef trotzdem sein Ziel erreichte, verdankte er nur sich selbst, seiner Arbeitswilligkeit und Arbeitskraft, seinem richtigen Blick, der ihn stets die Stelle erkennen ließ, wo das Argument des Gegners eine Blöße bot oder eine oft nur scheinbare Konzession eine schon verloren geglaubte Forderung retten konnte, und seiner nie erlahmenden geistigen Frische. Wenn wir ihm über die letztere und die Heiterkeit des Geistes, die ihn nie zu verlassen schien, unsere Bewunderung aussprachen, so pflegte er wohl zu erwidern, daß es der Umgang mit uns jungen Leuten sei, der ihn selbst jung erhalte. Aber gerade das Umgekehrte war der Fall. In dieser Beziehung wie in mancher anderen wird ihm sein vor kurzem unter dem Titel: „Ost-Asien, 1860—1862“ veröffentlichter Briefwechsel mit seiner Familie nicht gerecht. Derselbe macht fast den Eindruck, als ob Graf Eulenburg das Bedürfnis gefühlt habe, von Zeit zu Zeit in den Mitteilungen an seine Familie die Maske der Frische und Heiterkeit abzuwerfen, die er seinen Begleitern und der Außenwelt gegenüber trug, und sich einmal von Herzenslust über alle körperlichen und geistigen Miseren, die ihn drückten, auszuklagen. Mir sind die Briefe bis zu einem gewissen Punkte eine Enttäuschung gewesen, da sie mir ein anderes Bild meines, unsers Chefs gegeben haben als das, unter dem ich ihn zu sehen und zu verehren gewohnt gewesen war, aber es muß jedenfalls bewundernd anerkannt werden, bis zu welchem Grade er verstanden hatte, uns, die wir täglich und stündlich um ihn waren, das zu verbergen, was nach den Briefen seine Seele oft ganz erfüllt zu haben scheint.

Unsere letzten Tage in Tientsin waren Abschiedsbesuchen und Packen gewidmet; auch die englische Garnison stand auf dem Punkte, Nordchina zu verlassen, und unsere Freunde in derselben bereiteten

sich ebenfalls zur Abreise vor. Wir hatten mit ihnen unter oft recht erschwerenden Umständen viele frohe Stunden genossen und unter der großen Anzahl von Offizieren, mit denen uns das Schicksal zusammengeführt hatte, manche recht sympathische Natur entennen gelernt. Unter den letzteren war uns besonders ein junger Kapitän in den 60. Rifles, Farquharson (ausgesprochen Farkson), nahe getreten, der Page der Königin Viktoria gewesen war und von ihr eine Leutnantsstelle in einem der Garderegimenter, damals waren bekanntlich die Stellen unter gewissen Bedingungen noch käuflich, geschenkt bekommen hatte, die er sofort gegen eine Kapitänsstelle in einem Linienregiment vertauscht gehabt hatte. Was uns besonders an den englischen Offizieren auffiel, die an Kenntnissen und militärischer Ausbildung unzweifelhaft hinter dem zurückstanden, was in Preußen, ich will nicht sagen von einem guten, aber von einem Durchschnittsoffizier als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, war ihre Fähigkeit, sich fremden Verhältnissen anzupassen. In den Offiziersmessen und Quartieren in Tientsin wie in Taku herrschte ein gewisser Komfort, den man z. B. bei den Franzosen, die Marineoffiziere ausgenommen, die überhaupt eine ganz andere Klasse, fast möchte ich sagen Kaste, bildeten, vermißte. Die Gewohnheit, von einem Platz und einem Klima nach einem andern, oft in jeder Beziehung entgegengesetzten, versetzt zu werden und eine gewisse Wohlhabenheit in den Offizierkorps mochten manches erklären, aber auch die Individualität des einzelnen Offiziers, besonders der zahlreichen Irländer unter ihnen, wird dazu beigetragen haben. Der gemeine Mann war vortrefflich gekleidet und genährt, seine Disziplin war in Tientsin tadellos, seine Behandlung des Chinesen, wie schon erwähnt, eine viel bessere wie die, die der Franzose demselben zu teil werden ließ, aber während des Feldzugs selbst scheint er keine Gelegenheit zum Plündern, die sich bot, haben vorbeigehen lassen.

Am 10. September brachen wir nach Peking auf; zwei von unserer Zahl, Dr. Lucius und Berg zu Pferde, der Gesandte und wir drei Attachés in sechs Böten, von denen drei als Wohnungen für uns, eins als Eßzimmer und die beiden anderen zur Unter-

bringung der Diener und des Gepäcks dienten. Das Wetter war wunderschön, kühl und sonnig zugleich und recht erfrischend, die Luft war ausgezeichnet, und wir fühlten uns wie im Paradiese, Tientsin seinen üblen Gerüchen und langwierigen und langweiligen Geschäften entronnen zu sein. Die Fahrt ging während der ersten Stunden durch die Vorstädte, vielfach zwischen einfachen und doppelten Reihen von Dschunken durch, die meistens aus dem Süden, besonders der Provinz Fokien zu stammen schienen: auf vielen derselben war auf dem Deck ein Schwein angebunden, das wir das Wachtschwein tauften. Wo wir einer auf der Fahrt befindlichen Dschunke begegneten, die entweder segelte oder getreckt wurde, steuerte die Dame des Schiffs, die meistens ein Kind auf dem Rücken trug. Schön war die Stelle, an der der Kaiserkanal in den Peiho mündete, die Wasserfläche bildete dort fast die Figur einer crux commissa, von der der Kaiserkanal den einen Arm und der Peiho den Stamm und den andern Arm darstellte; gerade an der Stelle des Zusammenflusses lag ein Palast, den der Kaiser Kienlung im 18. Jahrhundert auf seinen Reisen zu bewohnen pflegte; er diente damals dem französischen Brigadegeneral O'Malley zur Wohnung, später wurden auf dem Terrain trotz des Widerspruchs der Chinesen die französische Kathedrale, ein Waisenhaus und ein Hospital der barmherzigen Schwestern und das französische Konsulat errichtet, die alle bei dem Aufstand 1870 zerstört und deren Insassen ermordet wurden. Während vieler Jahre hat dann der ausgebrannte Turm und das dachlose Schiff der Kathedrale gewissermaßen als ein Wahrzeichen französischer Überhebung und chinesischen Fanatismus' an der Stelle gestanden, bis der französische Gesandte, Mr. Gérard, es 1896 thörichterweise durchzusetzen gewußt hat, daß die Kirche restauriert und dem Gottesdienst wieder übergeben wurde. Sie steht auf einem Fleck, der durch dynastische Erinnerungen und den Aberglauben des Volks geweiht ist, und ihre Existenz an der Stelle wird stets der Grund und der Vorwand zu neuen Reibungen sein.

Die Fahrt auf dem Peiho bot wenig Abwechslung, nur in der Nähe von Tientsin waren einige Grabstätten und ein paar mo-

hammedanische Moscheen mit größeren Baumanpflanzungen, meistens Nadelholz, bedeckt, sonst waren nur die Dörfer von Bäumen, vielfach Weiden und Obstbäumen, umgeben. Die Aussicht von den Böten war bei dem niedrigen Wasserstande des Flusses und den mit Mais und Hirse dicht bestandenen Feldern am Ufer eine sehr beschränkte. Die Pflanzen erreichten eine Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß und gaben der Gegend ein ganz verändertes Aussehen, von dem, das sie Ende Juni gezeigt hatte. Unser Leben war ein sehr einfaches; wir genossen die Luft und die Freude des Nichtsthuns mit vollen Zügen; zweimal am Tage legten die Böte am Ufer an, und wir versammelten uns in dem Meßboot zum zweiten Frühstück und Mittagessen; vor oder nach dem letzteren wurde gewöhnlich ein längerer Spaziergang am Lande gemacht, vielfach im Gänsemarsch, da die schmalen Feldwege oder Treidelpfade eine andere Formation meistens nicht zuließen. Unsere Fahrt ging nur langsam von statten, da die Böte die ganze Zeit gegen den Strom gezogen werden mußten, aber wir hatten ja auch keine Eile. So blieben wir je eine Nacht vor Yangtsun, Hosiwu und Matau, wo nicht nur die Jugend dieser Flecken, sondern die ganze Bevölkerung derselben sich lebhaft für die fremden Teufel interessierte, an deren Anblick sie damals noch nicht so gewohnt schienen, wie das einige Jahre später der Fall war. Am Abend des dritten Tages zeigten sich die nordwestlich von Peking liegenden Berge, die eine Höhe von drei- bis achttausend Fuß haben, wie blaue Nebelstreifen, am nächsten Tage traten sie immer deutlicher hervor; nachmittags erschien die dreizehn Stock hohe Pagode von Tungchau, und endlich liefen wir in den engen Kanal ein, an dem die Stadt liegt. Derselbe war mit Böten und Fahrzeugen aller Art so überfüllt, daß wir die größte Mühe hatten, uns durchzuarbeiten, man merkte es dem Gewimmel von Böten und Menschen und dem regen Leben und Treiben an, daß man sich in der Nähe einer großen Stadt befand. In der That ist Tungchau der Flußhafen Pekings, wie Tientsin der Seehafen der Hauptstadt ist. Am Ufer erwarteten uns Dr. Lucius, Berg und Mr. de Méritens, von denen die ersteren am Abend des zweiten

Tages, der letztere am Nachmittage von Peking eingetroffen waren. Wir brachten die Nacht in einem Privatquartier zu und setzten am nächsten Morgen, nachdem Karren mit unserem Gepäck und der Dienerschaft mit vieler Mühe und mehr Geschrei vorausgeschickt worden waren, unsere Reise nach Peking zu Pferde fort. Es hatte während der Nacht tüchtig geregnet, und der Himmel hing voller Wolken, aber wir kamen mit dem Schrecken davon, und der Regen der Nacht hatte das Gute gehabt, daß wir nicht vom Staube belästigt wurden. Ich weiß nicht, wie es kam, aber Tungchau machte an dem Tage, ebenso wie auf dem Rückwege einen reinlichen und vorteilhaften Eindruck, während ich es bei späteren Gelegenheiten ganz außergewöhnlich schmutzig und die Hauptstraße als einen versumpften, schwer passierbaren Hohlweg gefunden habe. Vielleicht ließ uns die Aussicht, bald in Peking zu sein, manches besser erscheinen, als es in der That war. Nach einem kurzen Ritt neben der großen sogenannten Steinstraße, sie selbst ist wegen der eingesunkenen Quadern, mit denen sie gepflastert ist, gleich schlecht für Pferde wie für Karren, erreichten wir die Brücke von Palikao, d. h. die Acht-Li-Brücke (ein Li ist ungefähr 600 m), ein hübsches Bauwerk aus weißem Marmor, das über den Kanal führt, der Peking mit Tungchau verbindet und für den Transport des Tributreises nach der Hauptstadt dient. Merwürdigerweise ist der Kanal statt mit Schleusen nur mit Wehren versehen, so daß die Böte fünfmal umgeladen werden müssen, ehe ihre Ladung die vor den Thoren von Peking gelegenen Magazine erreicht, was zwar einer Menge Leute Arbeit und Verdienst gewährt, aber zu noch mehr Diebereien Veranlassung giebt. Hinter der Brücke, von der, wie schon früher erwähnt, der General de Montauban seinen Grafentitel führt, bogen wir von der Hauptstraße ab und folgten einem Feldwege, der uns durch Felder, Dörfer und an mit regelmäßig gepflanzten Bäumen bestandenen Familiengrabstätten vorüberführte. Besonders die letzteren verleihen der Gegend um Peking einen eigentümlichen und an einigen Stellen etwas düsteren Charakter. Vor einem der größten dieser Begräbnisplätze hielt unser Führer, und wir stiegen ab, um den-

selben zu besichtigen; eine Marmorbrücke führte uns über einen nicht vorhandenen Graben, dann folgten zwei Pfeiler, riesige Schildkröten, die mit Inschriften versehene Tafeln auf den Rücken trugen, und endlich eine Art Triumphbogen. In einem umschlossenen Hofe dahinter standen unter dunklen, reihenmäßig gepflanzten Nadelholzbäumen fünf rundliche, mit einer Art Zement belegte, rot angestrichene Grabhügel. Das Ganze war gut gehalten.

Als wir uns der Stadt näherten, von der wir aber noch nichts sahen, kamen wir wieder an den erwähnten Kanal, der rechts liegen blieb, nach wenigen Minuten sahen wir links neben uns die wenig imposante Mauer der Chinesenstadt, aber nachdem wir bald darauf durch das sogenannte östliche Thor der Bequemlichkeit in dieselbe eingeritten waren, hatten wir die ganze Südmauer der Tatarenstadt mit ihren gewaltigen Ecktürmen und den ebenfalls von Türmen überragten Thorbastionen vor uns. Die Mauer machte einen um so imposanteren Eindruck, als man sie einerseits ohne ein Hindernis bis zum ersten Thore, dem Hatamên, dem Thore des großen Wissens, übersehen konnte und sie anderseits dadurch an Größe zu gewinnen schien, daß sie aus Sanddünen hervorragte und sich auf der anderen Seite des Weges, den wir an ihrem Fuß verfolgten, der schon bei meinem ersten Besuch Pekings erwähnte flache, von unzähligen Enten belebte Wassergraben erstreckte. Wir zogen diesmal nicht in unseren Karren versteckt in dem Gewirr der Wagen und Passanten durch das Hatamên ein und befanden uns in wenigen Minuten vor dem massiven, monumentalen Thore der französischen Gesandtschaft, vor dem zwei marmorne Löwen Wache hielten. Herr und Frau de Bourboulon empfingen uns auf das liebenswürdigste, und während wir es uns in den für uns bereiteten Quartieren bequem machten, setzten Bunsen und Dr. Lucius ihren Weg nach der wenige Minuten entfernten russischen Gesandtschaft fort, wo ihrer ein ebenso gastfreundlicher Empfang wartete.

Die französische Gesandtschaft war in einem prinzlichen Palais untergebracht. Entgegen dem, was in der englischen geschehen war, hatte man den größten Teil des von der Regierung bewilligten

Geldes, 80 000 Franken, wenn ich nicht irre, für das kolossale Thor und für Empfangsräumlichkeiten verausgabt, welche letztere man in eine der großen, offenen Durchgangshallen hineingebaut hatte, deren getäfelte Decken in jeder Kassette eine Biene, das Symbol der Napoleoniden, zeigten. Diese Empfangsräumlichkeiten sind nie fertig geworden und sind schließlich, nachdem sie lange Zeit als Aufbewahrungsräume für die Tragstühle der Gesandtschaft und in zwanzig Jahren ein- oder zweimal für Festlichkeiten gedient hatten, wieder niedergerissen worden. So steht heute nach allen Wandlungen, die sie durchgemacht, die große, man könnte sagen die ungeheure Eingangshalle genau ebenso da, wie zu der Zeit, als der Palast noch seinem prinzlichen Besitzer gehörte, ein Bild und ein Symbol chinesischen Konservatismus über westliche, fortschrittliche Ideen und Bestrebungen. Da soviel Geld für unnütze Zwecke ausgegeben worden, konnte es nicht wunder nehmen, daß verhältnismäßig wenig für die Wohnungen des Gesandten und seines Stabes geschehen war. Der Gesandte war ziemlich eng untergebracht, und seine Begleiter wohnten in kleinen, in dem sehr großen, schattigen Garten verstreut liegenden Pavillons. Auf der englischen Gesandtschaft war man vernünftiger gewesen, hatte die drei großen Eingangshallen in ihrem chinesischen Stil gelassen, und wo es sich als notwendig erwies, im Anschluß an die vorhandenen chinesischen Bauten solche in europäischem Stil aufgeführt. Das große, immer zunehmende Personal, das in einer Menge einzelner, massiv gebauter Häuser untergebracht wurde, hatte schließlich sehr bedeutende Ausgaben veranlaßt; mir wurde 1892 was für Ankauf von Terrain und Bauten ausgegeben worden sei, als £ 50 000, d. h. eine Million Mark übersteigend, angegeben. Der russische, soeben erst eingetroffene Gesandte, Oberst von Balluzek, wohnte mit seiner Gemahlin in der südlichen russischen geistlichen Mission in einer Anzahl von kleinen, getrennt stehenden Häusern, aus denen der Archimandrit mit den Priestern der Mission nach einem anderen im Norden der Stadt befindlichen Etablissement umgezogen waren. Als die Alliierten 1860 Peking einnahmen und es sich darum handelte, für den englischen und französischen diplomatischen Vertreter, die in

der Hauptstadt zu residieren bestimmt waren, eine Unterkunft zu finden, erklärten die Russen, daß es ihnen gleichgültig sei, ob der Norden oder Süden der Stadt zu diesem Zweck gewählt werde, da sie in beiden Stadtteilen bereits etabliert seien, daß sie aber den Norden vorziehen würden, da ein großer, unbebauter Platz in der nordöstlichen Ecke der Stadt gestatte, dort ein vollständiges, fremdes Quartier anzulegen. Die Engländer aber bestanden darauf, in der unmittelbaren Nähe des kaiserlichen Palastes unterzukommen, um so besser einen Einfluß auf den Hof und damit die Regierung, ausüben zu können; die Franzosen folgten ihrem Beispiel, die Russen blieben nun auch im Süden, und so mußten die Gesandtschaften der anderen Länder, die sich im Lauf der Zeiten in Peking niederließen, ebenfalls in diesem Quartier unterzukommen suchen. So kam es, daß die Gesandtschaften der Vertragsmächte, anstatt mit allen Annehmlichkeiten und Vorteilen europäischer Kultur ein abgesondertes Quartier zu bewohnen, in dem sie eine gewisse Polizei hätten ausüben und von dem aus sie leicht ins Freie hätten gelangen können, mitten in der Stadt lagen, in einem chinesischen Quartier zerstreut und an einer der Hauptverkehrsadern, und alle Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten und, wie sich schließlich herausgestellt hat, Gefahren dieser Situation zu ertragen hatten.

Abends pflegte bei Frau de Bourboulon, einer Engländerin, die lange Zeit in Amerika gelebt hatte, Empfang zu sein, und wir hatten dabei die Gelegenheit, die meisten der in Peking sich aufhaltenden Fremden wiederzusehen, resp. kennen zu lernen. Mr. Bruce, Herr und Frau von Balluzek, er ein Schlesier, sie eine recht hübsche Russin, die aber die wenig bequeme Gewohnheit hatte, plötzlich, oft mitten in einem Satz oder Wort in Ohnmacht zu fallen, aus der sie allerdings eben so schnell wieder erwachte, sobald man ihr etwas Wasser ins Gesicht spritzte, Mr. Wade, der chinesische Sekretär der englischen Gesandtschaft, später selbst englischer Gesandter in China, Mr. Wyndham, englischer Gesandtschaftssekretär, später in Berlin bei der Botschaft, und der Arzt der englischen Gesandtschaft Dr. Rennie erschienen fast jeden Abend, es wurde musiziert, geplaudert, Whist.

gespielt, und man hätte versucht sein können, sich in Europa zu glauben, wenn die bezopften Diener nicht daran erinnert hätten, daß man sich im Reich der Mitte befand.

Unser größtes Vergnügen war natürlich, die Stadt selbst und ihre Umgebung nach allen Richtungen zu durchstreifen, und es kam uns dabei sehr zu statten, daß sowohl Frau de Bourboulon wie Frau von Balluzeck vortreffliche Reiterinnen waren, letztere hatte soeben erst die Reise durch die Mongolei in Männertracht zurückgelegt, sowie daß auch die Herren der drei Gesandtschaften viel Vergnügen daran fanden, uns als Führer zu begleiten. Peking ist oft beschrieben worden, ich kann mich daher auf einige charakteristische Episoden unseres Aufenthalts beschränken. Eines Abends, als Graf August Eulenburg, Berg und ich von einem Spazierritt zurückkehrten, wurden wir in einer Straße im Norden der Stadt von einigen kahlgeschorenen gelbgekleideten Leuten angehalten, die uns durch Gebärden aufforderten, abzusteigen und ihnen zu folgen; sie führten uns in mehrere Tempelhöfe und Tempelgebäude, die an Pracht und äußerer und innerer Ausstattung mit Bronzelöwen und -gefäßen, kolossalen Cloisonnévasen, Teppichen, Bildern und riesenhaften Statuen, ausgestopften Tigern, Schnitzereien und allen möglichen anderen Gegenständen, alles übertrafen, was wir bisher in China oder Japan gesehen gehabt hatten; in einer der mächtigen Tempelhallen lagen eine große Anzahl Priester, gewiß 500—600, ebenfalls in gelben Kleidern, mit gelben helmförmigen Mützen auf dem Kopf, auf den Knien und sangen zur Begleitung von Glocken- und Paukenschlägen; der Raum war mit Weihrauchdunst gefüllt, und das Ganze erinnerte ungemein an ein Hochamt in einer katholischen Kirche. Von dieser Halle brachten uns unsere Führer in einen kleinen Saal, in dem auf einer Art von Empore ein junger Mann in gelbem Gewande und spitzer Mütze mit untergeschlagenen Beinen saß, der von allen Anwesenden mit großer Ehrfurcht behandelt wurde; das Gespräch, das deutsch und chinesisch stattfand, konnte allerdings bei dem Mangel eines Dolmetschers zu keinem Ergebnis führen, aber uns wurde Thee angeboten, und wir verteilten Zigarren und Zigaretten,

von denen auch der junge Mann eine besah und rauchte; schließlich brachen wir auf, da die Zeit drängte, und wurden von unsern Führern in der höflichsten Weise durch verschiedene Höfe bis auf die Straße zu unsern Pferden zurückgeleitet. Als wir auf der französischen Gesandtschaft beim Diner unser Abenteuer erzählten, war der Verwunderung keine Ende; es könne sich nur um die große Lamaserie, das Yunghokung, handeln, und der junge Mann müsse der dort residierende Hutuchtu, eine Inkarnation eines verstorbenen Heiligen (gewöhnlich ein lebender Buddha genannt), gewesen sein, aber das sei, wie Herr de Bourboulon hinzufügte, unmöglich; er selbst habe zweimal geschrieben und verlangt, den Tempel zu sehen, und er habe beide Male vom Auswärtigen Amt die Antwort erhalten, daß das nicht angängig sei, da der Tempel nicht für Chinesen, geschweige denn für Fremde geöffnet sei. Nach Tische wurde der Plan von Peking herbeigeholt, wir fanden die fragliche Stelle sofort und siehe da, es war die Lamaserie. Nun hätte man glauben sollen, daß unser Wirt sich unsere Erfahrung zu Nutzen gemacht haben und nach dem Tempel geritten sein würde, wo man ihn ohne Zweifel eben so freundlich empfangen haben würde wie uns; statt dessen schrieb er amtlich an den Prinzen von Kung und beschwerte sich darüber, daß man ihm, dem französischen Gesandten, den Zutritt zu dem Tempel verweigert habe, der den jungen Attachés der preußischen Gesandtschaft gestattet worden sei. Er bekam die stereotype Antwort, daß die eingezogenen Erkundigungen ergeben hätten, daß allerdings an dem angegebenen Tage einige Fremde mit Gewalt in den Tempel eingedrungen seien und die Priester mißhandelt hätten, was durchaus ungehörig sei, aber keinen Grund abgeben könne, von der allgemeinen Vorschrift abzuweichen. Das Ergebnis des Schrittes war aber auch noch, daß der Tempel nun allerdings während längerer Zeit für alle Fremden geschlossen blieb. Mir sind während meiner langen Laufbahn eine ganze Menge von Diplomaten von der Stärke unsers Wirts begegnet, meistens Angehörige einer lateinischen Nation, und der durch diese Herrn angerichtete Schaden ist oft kein geringer gewesen.

Eine andere Lamaserie außerhalb der Nordmauer der Tatarenstadt, Hwang sze, konnte ohne Schwierigkeiten besucht werden. Sie war während der Belagerung von Peking das Hauptquartier des englischen Oberkommandierenden gewesen, und neben ihr war die Breschbatterie errichtet worden, die durch die Übergabe der Stadt nicht zur Benutzung kam. Ein besonders fanatischer Trainoffizier im Stabe des Generals hatte seinem christlichen Eifer dadurch Luft gemacht, daß er die nach den Bestimmungen der Lex Heintze allerdings nicht einwandfreien plastischen Darstellungen tibetanischer Gottheiten zerschlagen hatte. In dem Tempel war ein zur Zeit des Kaisers Kienlung aus Tibet zum Besuch nach Peking gekommener Teschu Lama, ein Onkel des Dalai Lama, an den Blattern gestorben, und der Kaiser hatte ihm ein wundervolles Kenotaph aus weißem Marmor setzen lassen. Die achteckige Basis des Denkmals war mit Hautreliefs verziert, die Scenen aus dem Leben des Lamas enthalten. Das Ganze in der Form einer Dagoba gehalten, zu der ein Triumphbogen und eine breite Freitreppe führen, machte trotz mancher Barockheiten des Stils oder vielleicht richtiger trotz seiner Stillosigkeit einen gewissen Eindruck.

Bei einer andern Gelegenheit, einem von Frau de Bourboulon nach dem Tempel des Königs der Drachen, dem Lungwangtang, arrangierten Picknick fanden Dr. Lucius, ich und noch ein dritter einen mitten in der Straße liegenden sehr kranken Chinesen, der nach seinem Zustande zu urteilen — sein Gesicht war ganz mit Maden und Würmern bedeckt — dort schon längere Zeit gelegen haben mußte; die Vorbeigehenden und die Bewohner der Häuser schienen sich nicht um ihren Landsmann zu kümmern; wir stiegen also ab, hoben den Mann auf und versuchten ihn in einem der benachbarten Häuser unterzubringen, wurden aber von den Bewohnern zurückgewiesen; wir legten den Mann darauf an einem der Häuser in den Schatten, Dr. Lucius wusch ihm das Gesicht und flößte ihm etwas Wasser ein und ritten dann unserer Gesellschaft nach. Als wir am Abend zurückkehrten, lag der Mann tot wieder in der Mitte der Straße. Wir erfuhren später, daß diese anscheinende Gefühl-

losigkeit ihren Grund darin habe, daß bei dem Auffinden eines Toten die Bewohner des nächsten Hauses von der Familie wie von den Behörden verantwortlich gehalten zu werden pflegten und daher jeder bemüht sei, ein solches Unglück von sich abzuwenden.

Der Rückweg von einem andern Picknick, das der englische Gesandte in dem Tempel Pi yünze gegeben hatte, in dem sich eine Halle der fünfhundert Büßer mit fünfhundert ungefähr vier Fuß hohen hölzernen, vergoldeten Statuen derselben befand, sowie auf einem mächtigen Unterbau ein ganz mit Skulpturen bedeckter fünftürmiger tibetanischer Tempel aus demselben Material, führte uns an die Nordseite von Yuenmingyuen, dem „runden und glänzenden Garten", dessen Paläste 1860 von den Engländern zerstört worden waren. Unser französischer Wirt hätte am liebsten einen weiten Umweg gemacht, um die Gefühle der Chinesen nicht zu verletzen, unser Chef ritt jedoch nach einem Sandhügel, von dem man hoffen konnte, einen Überblick über das Ganze zu gewinnen: man sah aber nur den hintern Teil des höchsten Punktes des Hügels der zehntausend Generationen (Wanshaushan, bis vor kurzem der Sommeraufenthalt der Kaiserin-Regentin), eines Annexes des eigentlichen Yuenmingyuen, dessen Paläste uns durch die Bäume des Parks verborgen blieben. Übrigens war die Zerstörung der von den französischen Missionaren aus weißem Marmor mit bunten Verzierungen aus glasiertem Thon, zum Teil nach dem Muster des kleinen Trianon, gebauten Paläste weit entfernt, eine vollständige zu sein. Einige Jahre später aufgenommene Photographien, von denen einige in dem Führer durch die Ohlmersche Sammlung chinesischer Porzellane im Römermuseum zu Hildesheim von E. Ohlmer abgebildet sind, zeigen, daß die Zerstörung der Paläste zum Teil nur eine recht oberflächliche war und sich vielfach auf die Dächer beschränkte; der Zahn der Zeit und die Diebesgelüste der Chinesen, die die Paläste niederbrachen, um zu den bleiernen Röhren der Wasserleitungen zu gelangen, wozu sie, wie man behauptet, vom Prinzen von Kung ermutigt wurden, der jeden Wiederherstellungs-

versuch, der ungeheure Kosten verursacht haben würde, unmöglich machen wollte, haben das übrige gethan.

Die Ritte durch die Stadt, bei denen uns besonders die an den Kreuzungspunkten die Straßen überspannenden zwei oder vier hölzernen, buntbemalten Triumphbögen, die vor vielen Kaufläden befindlichen, reichgeschnitzten und vergoldeten Vorderseiten, sowie die häufig recht eigentümlichen Aushängeschilder der verschiedenen Gewerke, auffielen, die Besuche in den Läden der Kuriositätenhändler, deren hohe Preise uns aber meistens abschreckten, bei den Lazaristen, den Nachfolgern der Jesuiten, in der alten Kathedrale, dem Nantang, die aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammt und dem Petang, der auf dem den Missionaren innerhalb der Palastgründe angewiesenen Platz erbauten Kirche, die 1823 von den Chinesen zerstört, 1860—64 wieder errichtet wurde, sowie des Observatoriums, das unter der Mongolendynastie gegründet wurde und wunderbar in Bronzeguß, teils in Nanking, teils in Frankreich gefertigte Instrumente enthält, von denen die ersteren unbedingt die künstlerisch schöneren sind, halfen unsere Zeit ausfüllen. Besondere Bewunderung erregte jedesmal die Mauer der Tatarenstadt, ein gewaltiges Bauwerk, das an Babylon und Semiramis erinnert und bei einer Höhe von 15—20 Metern oben zwischen 14 und 20 Meter breit ist und an den Ecken und über den Thoren von gewaltigen, über 30 Meter hohen mehrstöckigen, viereckigen massiven Türmen überragt wird. Die Länge dieser Mauer beträgt 24 Kilometer, die der viel niedrigeren und weniger massiv gebauten Mauer der Chinesenstadt etwas über 16. Von dem von diesen Mauern eingeschlossenen Terrain ist allerdings ein Teil nicht bebaut, und ein anderer sehr beträchtlicher wird durch die kaiserlichen und Privatgärten, Seen und Tempelgründe, unter welchen die des Himmelstempels die bedeutendsten sind, sowie die Höfe der öffentlichen Gebäude und Privathäuser eingenommen, so daß man, besonders, wenn man in Betracht zieht, daß fast alle Häuser nur ein Erdgeschoß haben, die Bevölkerung von Peking auf 400 000—500 000 Seelen veranschlagen kann. Wirklich belebt sind nur die Hauptstraße der Chinesenstadt, die Thore, die beiden von

Norden nach Süden durch die Tatarenstadt führenden Straßen und zu verschiedenen Tagen und Stunden die täglichen Märkte und die zu bestimmten Jahreszeiten stattfindenden Jahrmärkte.

Den Abschluß unsers Aufenthalts in Peking bildete ein Besuch bei dem Prinzen von Kung im Gebäude des Tsungli-Yamen, des damals gerade eingerichteten Auswärtigen Amtes. Der Prinz hatte sich allerdings zuerst dagegen gesträubt, unsern Chef zu empfangen, da Preußen sich ja verpflichtet habe, keinen diplomatischen Vertreter nach Peking zu senden, zog aber schließlich seine Weigerung zurück, als ihm klargemacht worden war, daß es sich nur um die Beobachtung einer Höflichkeitsform handle. So ritten wir denn, der Prinz hatte ausdrücklich gewünscht, daß wir zu Pferde kommen möchten, um dem Besuch eine weniger formelle Form zu geben, am 27. September nach dem Yamen, wo wir den Prinzen mit den Ministern Wensiang und Hanki fanden. Die Lokalitäten, in denen wir empfangen wurden, waren dieselben kleinen schmutzigen Löcher, die ich noch fünfzehn Jahre später wiederfand und die erst mehrere Jahre nachher hergestellt, vergrößert und anständig eingerichtet wurden. Dagegen machte der Prinz einen ganz vortrefflichen Eindruck; er sah wie ein vornehmer Mann aus und betrug sich wie ein solcher, nur seine rauhe Stimme und kurze abgebrochene Sprechweise wirkten etwas störend. Was er aber sagte, war sehr liebenswürdig. Seinen eigenen Landsleuten gegenüber wußte er übrigens stark den Prinzen herauszukehren. Beinahe zwanzig Jahre später hatte ich einmal Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. In unser Gesandtschaftsterrain hinein ging ein einem manschurischen Banner gehöriges Grundstück, auf dem zwei alte, stark in Verfall begriffene Häuser standen, die aber der Präfekt des Banners sich absolut weigerte, an uns zu verkaufen oder zu vermieten. Die Minister des Tsungli-Yamen zuckten die Achseln und erklärten, nichts thun zu können, und ich knirschte mit den Zähnen und mußte mich in Geduld fassen. Eines Tages war der Prinz bei mir, ich wußte das Gespräch auf meinen Freund, den Bannerpräfekten zu bringen, der Prinz machte eine Bemerkung über ihn, und ich fügte hinzu: „Und

er ist auch ein großer Freund von Altertümern.“ „Nicht, daß ich wüßte“, erwiderte der Prinz. „Doch, Kaiserliche Hoheit“, kam meine Antwort, „ich habe die Beweise dafür.“ „Was meint er“, wandte sich der Prinz an einen der anwesenden Minister, der ihm die Sache erklärte. „Sagt doch dem Esel, oder das chinesische Äquivalent dafür“, schloß der Prinz den Zwischenfall, „daß er die Sache in Ordnung bringen soll“ und acht Tage darauf war das Grundstück mit den Häusern auf ewige Zeiten an die deutsche Gesandtschaft vermietet. — Gleich nachdem wir uns gesetzt hatten, verlangte der Prinz die beiden Attentäter zu sehen, die in Peking eingedrungen waren; wir wurden ihm vorgestellt, und er begrüßte uns auf die freundlichste Weise. — Wensiang, der den Ruf eines ehrlichen und verständigen Mannes hatte, machte einen vortrefflichen Eindruck, einen weniger vorteilhaften sein Kollege Hanki, vielleicht aber auch nur deswegen, weil wir allerhand Ungünstiges über ihn gehört hatten. Nach zwei Tagen erwiderten die beiden Minister im Namen des Prinzen den Besuch. Chunglun, der an Dysenterie erkrankt war und das Haus hüten mußte, hatten wir schon früher einen Besuch abgestattet und ihn dabei als den zärtlichen Vater eines sehr wohlgenährten zwanzigjährigen Sohnes kennen gelernt, der im Begriff stand, die zweite Prüfung zu machen und uns als Beweis seiner Fähigkeiten und seines Fleißes kurze Inschriften in fußlangen Zeichen zeigte, die er mit einem großen Pinsel gemalt hatte.

Am 2. Oktober verließen wir Peking, entzückt von der Stadt und von dem, was wir in ihr und in der Umgegend gesehen hatten. Unser Urteil mag zum Teil wenigstens durch den liebenswürdigen Empfang, den wir dort von allen Seiten gefunden hatten, und das wahrhaft ideale Wetter, das während der ganzen Zeit geherrscht, beeinflußt worden sein, aber ich habe ein ähnliches günstiges Urteil später oft von Reisenden gehört, die Peking in derselben Jahreszeit besuchten, freilich weniger über die Stadt selbst, als über die Umgebung derselben, die in der That viele schöne Punkte bietet. Wir bedauerten nur eins, nicht imstande gewesen zu sein, unsern Freund

Desvarannes mit nach Peking zu nehmen, was er sehnlichst wünschte und wir, wenn irgend möglich, versprochen hatten. Aber die Gastfreundschaft, die wir auf der französischen Gesandtschaft genossen, hatte die Erfüllung unseres Versprechens leider unmöglich gemacht. Zwischen Mr. de Bourboulon und Desvarannes bestand nämlich ein Zwist. Als die „Thérèse“ zum ersten Male nach Tientsin mit Sachen für die französische Gesandtschaft gekommen war, war ein kleiner, unansehnlicher Fremder, in einem roten Flanellhemde und einem zweifelhaften Kragen über einige Dschunken hinweg an Bord gestiegen und hatte angefangen, laut zu räsonnieren, was Desvarannes, der nach der langen und schwierigen Fahrt nicht der besten Laune gewesen sein mochte, veranlaßt hatte, einem Bootsmann zuzurufen: „Quartiermaitre, flanquez moi donc ce bourgeois par dessus le bord.“ Der Bourgeois war der französische Gesandte gewesen, dem es an Esprit gefehlt hatte, das Mißverständnis zu belachen, und so kam es, daß Desvarannes China verlassen mußte, ohne Peking gesehen zu haben.

Die Fahrt flußabwärts ging schneller von statten, wir verließen Peking am Nachmittage des 3. und waren am 6. früh morgens in Tientsin. Tage der Abschiedsbesuche und des Packens folgten, die beiden letzten Tage waren wir bei unsern Nachbarn, den Offizieren vom englischen Kommissariat zu Gast, da alle unsere Küchen- und Tafelgerätschaften eingepackt waren, und am 12. früh gingen wir, nachdem Chunghau dem Chef noch einen Abschiedsbesuch gemacht hatte, an Bord des englischen Kanonenboots „Clown“, das uns zur Arcona bringen sollte. Graf Eulenburg hatte diesmal das Anerbieten der Engländer angenommen, um alle Eifersüchteleien zu vermeiden. Unsere Hoffnung, noch an dem Abend an Bord der Arcona zu gelangen, wurde indessen vereitelt; als wir in Taku angekommen waren, fand sich, daß nicht genug Wasser auf der Barre für den „Clown“ war, und wir mußten uns entschließen, die Nacht über in dem von den Engländern besetzten Fort zu bleiben, deren Einladung der Chef aus dem früher erwähnten Grunde Folge leistete. Graf Eulenburg wurde mit allen Ehren, Salut, Ehrenwache u. s. w.

empfangen, und wir hatten Gelegenheit uns zu überzeugen, wie bequem und wohnlich Major Eager und seine 7 Offiziere sich das Leben für sich und ihre Soldaten in dem gottverlassenen Platze eingerichtet hatten, den sie jetzt beinahe vierzehn Monate besetzt hielten; ein neuer Beweis für die Findigkeit der englischen Offiziere und ihr Talent, dem Leben selbst unter den schlimmsten Umständen eine gute Seite abzugewinnen. Am nächsten Morgen brachte uns der „Clown" unter einem erneuten Salut des Forts nach der Arcona, die wir frisch gestrichen und gemalt und zur Abfahrt bereit fanden. Es war uns allen eine wahre Freude, das schmucke Schiff und sein liebenswürdiges Offizierkorps nach, für die meisten von uns, so langer Trennung wiederzusehn. Auf der Rhede lagen nicht weit von uns das englische Flaggschiff „Imperieuse" und ein großer Transportdampfer „Vulkan", der das ganze Fane's horse mit Ausnahme der Pferde an Bord hatte. Gegen 2 Uhr nachmittags ging die Arcona Anker auf und umkreiste, ehe sie die Rhede verließ, unter den Klängen der englischen Nationalhymne den Vulkan, eine Aufmerksamkeit, die die Reiter von Fane's horse mit einem gellenden Hurra erwiderten. Wir aber waren froh und dankbar, den gelben Fluten des Peiho und Nordchina, wo wir so schwere Tage verlebt hatten, mit dem hartumstrittenen Vertrage in der Tasche, den Rücken kehren zu können.

VII.

Nach Hongkong, Canton und Macao.

Nach Tschifu. — Chinesische Rebellen. — Die Taipings und die Stellung der protestantischen Missionare zu denselben. — Nagasaki. — Der Compiraberg. — Übermütige Seekadetten. — Ein Jagdausflug. — Achung. — Nach Hongkong. — Viktoria. — Chinesische Wäscherinnen. — Das Eiervolk. — Englische und deutsche Damen. — Reichtum in Hongkong. — Ursache und Ende. — Wasserfahrt nach Kowloon. — Ein deutsch-chinesisches Findelhaus. — Nach Canton. — Seeräuber. — Ein Unfall. — Der Perlfluß. — Whampoa. — Canton. — Die Stadt. — Die Läden. — Chinesisches Rokoko. — Die Blumenböte. — Zurück nach Hongkong. — Ein Ball an Bord der Arcona. — Staatsstreich in Peking. — Nach Macao. — Kulihandel. — Fantan. — Fremde Besucher. — Die portugiesische und die chinesische Stadt. — Camoens Garten. — Herr Marques. — Die klingenden Steine. — Nach Siam.

Das erste Ziel unserer Reise war Tschifu, wo wir am 14. Oktober bald nach Mittag eintrafen. Wir fanden dort alles in der größten Aufregung. Seit acht Tagen hatten sich berittene Scharen, die man für Taipings hielt, die aber wohl zu den Nien-fei, berittenen beturbanten Banditen, gehört haben werden, die während einer Reihe von Jahren Nordchina plünderten und bis zwischen Tientsin und Peking vorstießen, in der Umgegend von Gentai, der chinesischen Stadt, bei der Tschifu liegt, gezeigt. Die Bewohner der umliegenden Dörfer waren in die Stadt geflüchtet, wo die Matrosen der südchinesischen, dort vor Anker liegenden Dschunken die Gelegenheit zu benutzen gesucht hatten, um zu plündern, was von der französischen Garnison, die dort seit dem Feldzuge von 1860 lag, mit großem Blutvergießen verhindert worden war. Zwei protestantische Missionare, ein Engländer und ein Amerikaner, die früher zu den Taipings

in Beziehungen gestanden hatten, waren den plündernden und mordenden Haufen entgegengeritten und bis zu unserer Ankunft nicht zurückgekehrt; wie wir später erfuhren, waren sie von den Chinesen gekreuzigt, d. h. an ein kreuzförmiges Holz gebunden und dann verbrannt worden. Von allen Seiten waren französische und englische Truppen der bedrohten Stadt zu Hilfe geeilt, und Kontreadmiral Protet war mit einer kleinen französischen Kolonne den Chinesen entgegengerückt. Jeder Verkehr hatte in Gentai und Tschifu aufgehört, es war nicht einmal möglich, Lebensmittel oder Wasser zu bekommen, und so beschloß der Kommodore, nach Nagasaki zu gehen, was auch den Wünschen des Gesandten entsprach, den Berichte, die wir noch in Taku über einen Taifun in den chinesischen Gewässern erhielten, der großes Unglück angerichtet haben sollte, besorgt gemacht hatten. Dieser Entschluß hat das Gute gehabt, daß wir durch ihn wahrscheinlich einem anderen Taifun entgingen, der am 19. Oktober in der Straße von Formosa wütete und in dem drei deutsche Segelschiffe total verloren wurden, während eine Menge anderer Schiffe aller Nationen schwere Havarien erlitten. In Tschifu waren wir außerdem nicht notwenig, da genügend andere Streitkräfte vorhanden waren, um jeden Angriff der Chinesen zurückzuweisen. Als wir am Abend spät die Rhede verließen, erleuchtete der Wiederschein brennender Dörfer den Horizont.

Es ist hier vielleicht die Stelle, kurz der Rolle zu gedenken, die protestantische Missionare in dem Taipingaufstande gespielt haben. Der Urheber und erster und hauptsächlichster Führer der ganzen Bewegung, der später den Kaisertitel annahm und in Nanking residierte und starb, Hung Hsiu-chüan, war ein Schüler des als ungebildet geschilderten amerikanischen Missionars Issachar Roberts, dessen Unterricht unzweifelhaft dazu beigetragen hat, den Lehren und Prophezeihungen des wahrscheinlich epileptischen Fanatikers einen christlichen Beigeschmack, hauptsächlich durch Benutzung der christlichen Dreieinigkeit, in seinen Proklamationen zu geben. In jedem Falle sah die Mehrzahl der protestantischen Missionare in dem Aufstande eine durch das Lesen der Bibel hervorgerufene christliche Bewegung,

woran sie auch die Thatsache, daß Hung sich für den jüngeren Sohn Gottes ausgab (der ältere war Christus) und die von den Taipings begangenen furchtbaren Verwüstungen und Greuelthaten nicht hinderten. Es bedurfte persönlicher Bedrohungen des Missionars Roberts, der sich noch Anfang der sechziger Jahre zu seinem früheren Schüler nach Nanking begeben hatte, und der immer krasser hervortretenden Verrücktheit und Unsittlichkeit des Taipingkaisers, um die Mehrzahl der protestantischen Missionare von ihren Sympathien für die Sache der Taipings zu heilen, aber noch dreißig Jahre später konnte der Rev. Dr. Edkins in der dritten Ausgabe seines Buches „Religion in China“ die Behauptung wiederholen, daß der Aufstand ein christlicher gewesen wäre und die armen irregeleiteten Taipings nur nicht verstanden hätten, die Lehren des Alten Testamentes in Einklang mit den neuen Zeiten zu bringen. Jedenfalls steht fest, daß die politischen Sympathien und die Thätigkeit der protestantischen Missionare während des Taipingaufstandes dieselben der chinesischen Regierung, Behörden und Volk verdächtig gemacht haben, und daß vieles, was seit dieser Zeit geschehen ist, dazu beigetragen hat, diesen Eindruck zu verstärken.

Unsere Reise nach Nagasaki war eine langsame und wenig angenehme; Gegenwinde und Stürme, von denen wir einen in der Nähe der Insel Quelpart durchzumachen hatten, hielten uns auf, so daß wir erst am 20. beim ersten Tagesgrauen, wie man sagt, vor dem Loche waren. Der wachthabende Offizier sendete die Meldung an den Kommodore, der antworten ließ, daß er gleich an Deck kommen würde und daß in der Zwischenzeit etwas westlicher gesteuert werden solle. Als der Kommodore auf Deck erschien, glaubte er zu weit östlich zu sein und gab dementsprechend seine Befehle, mit dem Resultat, daß wir erst durch die Mittagsbeobachtung feststellten, daß wir uns bei Kap Goto, dem südlichsten Punkt der Gotoinseln befanden. Der Kurs wurde geändert, und noch am Abend liefen wir glücklich in die Bucht ein und warfen vor Desima Anker. Ähnliches war übrigens schon früher anderen passiert, so dem berühmten russischen Seefahrer und Entdecker Krusenstern, der 1805

eine Woche vor der Bai kreuzte, ehe er den Eingang fand. Die Gestalt des Landes, der Mangel an Karten, die Abwesenheit von Schiffahrtszeichen und Lotsen erleichterten solche Irrtümer sehr. Als ich einige Jahre später auf einem amerikanischen Flußdampfer, der zum Verkauf nach Japan geschickt wurde, nach Nagasaki fuhr, war der Kapitän im Begriff, in die sogenannte falsche Einfahrt einzulaufen und damit das Schiff auf den Strand zu setzen, als ich ihn auf seinen Irrtum aufmerksam machte.

Die Verhältnisse in Japan hatten sich in sehr ungünstiger Weise verändert, seitdem wir Nagasaki im Februar des Jahres verlassen hatten. Die Verhandlungen, die nach unserer Abreise in Kanagawa zwischen dem englischen und französischen Gesandten und der Regierung des Siogun geführt worden waren, hatten allerdings das Ergebnis gehabt, daß dieselben nach von den Japanern erhaltener vollständiger Genugthuung nach Jedo zurückgekehrt waren und dort wieder ihren Wohnsitz genommen hatten, aber ein nächtlicher Angriff durch Lohnine auf die englische Gesandtschaft am 5. Juli, bei welchem zwei der Mitglieder derselben verwundet wurden und alle nur durch ein Wunder dem Tode entgingen, sowie die darauf abgegebene Erklärung der Regierung, daß sie sich außer stande sähe, derartige Thaten einzelner Leute zu verhindern oder die Gesandten wirksam dagegen zu schützen, zeigten, wie zerrüttet die Verhältnisse im Lande waren. Nagasaki war glücklicherweise von solchen Ereignissen unberührt geblieben, was nicht immer der Fall sein sollte, so daß wir uns noch ungestört der herrlichen Umgebung und Gastfreundschaft erfreuen konnten, von der namentlich die dort sich aufhaltenden Deutschen und Holländer uns viele Beweise gaben. Einer derselben bestand in einem Picknick auf dem schon früher erwähnten Kompiraberge oder richtiger in dem auf zwei Drittel der Höhe desselben gelegenen Suwatempel. Der Aufstieg zum Gipfel wurde zwischen einem Imbiß und einem reichen Frühstück unternommen, bei demselben herrschte, trotzdem die Herbstsonne tüchtig auf uns niederbrannte und uns manchen Schweißtropfen kostete, große Heiterkeit, und die wunderbare Aussicht, die man von dem

ca. 400 m hohen, kahlen und felsigen Gipfel hatte, belohnte alle Mühe reichlich. Der Blick wanderte entzückt über ein Gewirr von Wasserflächen, Inseln, bewaldeten Bergen und Hügeln, bebauten Thälern und kleineren und größeren Ortschaften und haftete zuletzt an dem 2400 m hohen Vulkan Unzen no take, dessen heiße Quellen, die im 18. Jahrhundert der Schauplatz des Märtyrertums vieler katholischer Priester und Christen gewesen waren, heute ein beliebter und von den Japanern viel besuchter Badeort sind. Das Picknick endete, wie das meistens der Fall zu sein pflegt, mit starker Heiterkeit der jüngeren Elemente, wozu die Musik der Arcona nicht wenig beitrug. Auch die Bewohner des Tempels und die herbeigeströmten Japaner amüsierten sich köstlich, ganz besonders, als unsere Seekadetten unter sich ein flottes Tänzchen machten. Überhaupt waren unsere Kadetten, von denen eine ganze Menge den Rang als Kontreadmiral in der Marine erreicht haben und andere hohe diplomatische Stellungen bekleiden, ein lustiges Völkchen, das wie die Middies in Kapitän Marryats Erzählungen zu jedem tollen Streich aufgelegt war. Einmal aber sollte ihnen ein solcher schlecht bekommen. Der holländische Generalkonsul Herr de Wit, der vor kurzem von einer mit dem englischen Gesandten, Mr. Rutherford Alcock, zusammen unternommenen Reise durch die südlichen und mittleren Provinzen Japans nach Nagasaki zurückgekehrt war, hatte unseren Chef eingeladen, bei ihm auf Desima Quartier zu nehmen, was derselbe auch gethan hatte. Außerdem befand sich das holländische Kriegsschiff Cachelot vor Nagasaki, dessen Kapitän van Gogh wir, wie Herrn de Witt, zuerst bei der Beerdigung Heuskens kennen gelernt hatten. Es war natürlich, daß die beiden älteren Diplomaten, wie die beiden älteren Marineoffiziere, der Holländer und unser Kommodore, viel zusammen waren und ebenso natürlich, daß sie eines Abends Lust bekamen, die intimeren Seiten des japanischen Lebens kennen zu lernen, und sich in ein Theehaus begaben, über dessen Eingang man, wie ich schon früher bemerkt, mit Recht „Hony soit qui mal y pense“ hätte schreiben können. Die vier Herren hatten es sich eben auf den Matten des Fußbodens bequem ge-

macht und ließen sich von niedlichen kleinen Musmes bedienen, die ihnen abwechselnd mit Saki die Finkennäpfchen füllten, die in Japan die Stelle der Gläser vertreten, und ihnen Stücke der vor ihnen aufgestellten Proben der japanischen Kochkunst mit den Eßstäbchen in den Mund steckten, als eine der mit Papier beklebten Schiebethüren, die das Gemach abschlossen, zurückgeschoben wurde und ein Seekadett der Arcona erschien, der mit entsetzter Miene Front machte, sich entschuldigte und auf der anderen Seite des Zimmers herausging. Kaum hatten sich die Herren von der Überraschung erholt, als ein zweiter, und in kurzen Zwischenräumen ein dritter, vierter, fünfter und sechster Kadett erschienen, die dasselbe Manöver mit mehr oder weniger Grazie und Geschicklichkeit wiederholten. Wenn ich recht berichtet bin, soll der holländische Diplomat gelächelt, der preußische gelacht haben, die beiden Seeoffiziere aber tief entrüstet über den Verstoß gegen die Disziplin gewesen sein, dessen sich die leichtsinnige Jugend schuldig gemacht hätte. Am nächsten Morgen erschien ein Befehl, der den Kadetten verbot, nach acht Uhr abends das Schiff zu verlassen, aber derselbe wurde auf Verwendung des Gesandten nach vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden wieder aufgehoben.

Picknicks, Ausflüge, Diners folgten rasch aufeinander. Einige Kameraden und ich benutzten die Gelegenheit zu einem Jagdausflug nach einer der am Eingang der Bai gelegenen Inseln, geschossen haben wir allerdings bei demselben nichts, nicht einmal etwas gesehen, aber uns trotzdem herrlich amüsiert. Wir fuhren in einem japanischen größeren Fischerboot die Bai entlang, bis wir eine Insel fanden, auf der ein unserem Geschmack zusagendes Häuschen stand, in dem wir uns einquartierten. Wir lebten von Fischen, Garneelen, Langusten, die sich bekanntlich vom Hummer dadurch unterscheiden, daß sie keine Scheren haben, mitgebrachtem kalten Fleisch und Konserven, die der treue Achung zubereitete, jagten, nach dem Muster eines alten Freundes meines Bruders, der unter sein Bild, das ihn im Jagdkostüm darstellte, geschrieben hatte:

„Wie er des Jagens Lust genießt,
Viel jagt, viel raucht und wenig schießt“

nur daß es bei uns statt des „wenig“ „gar nichts“ hätte heißen müssen, genossen die wunderbare Luft und die herrliche Freiheit und traten den Rückweg an, als die mitgebrachten Getränke anfingen, bedenklich auf die Neige zu gehen. Achung, der sich auf der Tour wieder vortrefflich bewährte, war immer mehr und mehr das Faktotum der jüngeren Diplomatenmesse geworden; in Tientsin war ihm der Schlüssel zu unseren Privatweinvorräten anvertraut gewesen, und er hatte mehr als einmal, wenn eine unserer Sitzungen ihm zu lange zu dauern schien, mit großem Eifer erklärt, daß es jetzt Zeit sei, schlafen zu gehen, und wir nichts mehr bekämen, was jedesmal mit großem Jubel und pünktlichem Gehorsam aufgenommen worden war.

Am 4. November war abends auf der Arcona eine von der Mannschaft veranstaltete Theateraufführung, nach der ein Teil der Offiziere und Kadetten mit den eingeladenen Gästen an Land gingen; die Vernünftigeren, zu denen ich gehörte, blieben an Bord zurück und hatten unzweifelhaft das bessere Teil erwählt, denn am nächsten Morgen, an dem wir nach Hongkong in See gingen, sah man viele übernächtigte Gesichter, deren Besitzern bei dem Gedanken, daß es außerhalb der Bai wehen könnte, ersichtlich nicht wohl zu mute war. Und so kam es auch, wir fanden draußen einen so frischen Wind, daß die Feuer ausgelöscht und die Segel gesetzt wurden und wir zehn Knoten und mehr vor dem Winde liefen, was seine großen Annehmlichkeiten; aber bei den starken Bewegungen des Schiffes, auch für diejenigen, die kein gutes Gewissen besaßen, recht üble Folgen hatte. Der Wind blieb uns mit Ausnahme eines Tages, während dessen er fast ganz wegflaute, in derselben Stärke günstig, so daß wir bereits am 11. November morgens, d. h. nach fünf Tagen in Hongkong einliefen.

Die Einfahrt durch den schmalen Lyemoonpaß, der in die ganz von Land umgebene Rhede von Hongkong führt, war sehr interessant, und wenn Victoria, wie die auf der Insel Hongkong liegende Stadt heißt, damals auch weit entfernt war, an Pracht und Ausdehnung der heutigen Stadt zu gleichen, so machte sie doch mit ihren palastähnlichen Häusern, der wirklich tropischen Vegetation,

die sie umzieht und einschließt, und dem steilen, kahlen, über 600 m hohen Pik, der sie überragt, einen imposanten Eindruck. Kaum hatten wir Anker geworfen, als eine Flotille von Böten uns umringte und eine ganze Schar von niedlichen chinesischen Wäscherinnen an Bord stieg. Unter den jungen Damen, die verschiedenen Geschäften angehörten, entspann sich ein eifriger Wettstreit um die Wäsche der Offiziere, Kadetten und Badegäste, aus denen, wie das ja auch anderswo der Fall zu sein pflegt, die hübschesten als Siegerinnen hervorgingen. Glücklicherweise für die Konkurrentinnen waren nicht alle Geschmäcke gleich. Die Mädchen waren übrigens zum Teil wirklich recht hübsch, von kleiner, zierlicher Gestalt, weniger puppenartig als die Japanerinnen, mit ansprechenden Gesichtern und unverkrüppelten Füßen. Die Tracht, eine bis auf die Knöchel reichende Hose aus einer Art dunkelbraunen oder dunkelblauen Glanzkattuns, eine an der Seite geschlossene weite, bis an die Knie reichende Jacke mit weiten Ärmeln aus demselben Stoff und ein weißblaues oder weißbraunes, unter dem Kinn zusammengebundenes Kopftuch, dessen Zipfel hinten herunterhing, war einfach und ansprechend und hob besonders die niedlichen Gesichter und zierlichen Hände und Füße hervor, von denen letztere, wenigstens bei unseren Besucherinnen, unbeschuht waren. Die Mädchen sollen alle dem Eiervolk, den Tanka, der Bootbevölkerung von Canton, angehören, die Abkömmlinge der Urbevölkerung sein sollen und denen bis 1730 verboten war, sich auf dem Lande niederzulassen. Was bis dahin Gesetz war, ist heute noch vielfach Sitte; jedenfalls sind die Angehörigen dieses Stammes von den öffentlichen Prüfungen und damit von der Beamtenlaufbahn ausgeschlossen, während die Sitte ihre Vermischung mit der Landbevölkerung durch das Eingehen von Ehen nicht zuläßt.

Die ersten Tage unserer Anwesenheit in Hongkong waren durch Besuche und Gegenbesuche ausgefüllt. Der Gouverneur Sir Hercules Robinson, der später in einer der australischen Kolonien und in Südafrika eine Rolle gespielt hat, hatte wenig von seinem griechischen Prototyp, seine Gemahlin dafür desto mehr; beide nahmen

unsern Chef und uns in der liebenswürdigsten Weise auf, wie wir denn überhaupt eine nach jeder Richtung angenehme Zeit dort verlebten. Wir hatten uns der Gesellschaft des schönen Geschlechts während der Tage unserer Verbannung in Jedo und Tientsin so entwöhnt, daß es uns zu Anfang ordentlich merkwürdig vorkam, eine Dame zu Tische zu führen und mit zwei Nachbarinnen Konversation machen zu müssen; Lady Robinson, Mrs. Alexander, die Gemahlin des Kolonialsekretärs, Mrs. Walkinshaw, Frau Hübner, Mrs. Donald Mackenzie wetteiferten in Liebenswürdigkeiten gegen uns; die letztere, jung, sehr hübsch und sehr musikalisch, sie sang reizend, hatte für uns den großen Vorteil, fertig französisch zu sprechen, eine Sprache, die uns doch noch geläufiger war als das Englische. Sie erlag leider ein Jahr später in London einem Anfall von Diphterie. Frau Hübner und Frau Brodersen waren die einzigen deutschen Damen in Hongkong, während Canton eine derselben, Frau von Carlowitz, aufzuweisen hatte.

Auch in Hongkong waren Picknicks an der Tagesordnung; der deutsche Konsularagent Overbeck, der späterhin als Rajah von Borneo eine gewisse internationale Berühmtheit erlangte, und dessen Anrechte auf einen Teil der Insel dann an die englische North-Borneo-Compagny übergingen, nachdem er mit denselben überall in Europa hausieren gegangen war, gab uns ein solches an einem Jerusalem genannten Platze, wo ein reicher Portugiese, Remedios mit Namen, eine Villa gebaut hatte, die er nicht selbst bewohnte, aber Neuvermählten und, wenn solche nicht vorhanden waren, Gesellschaften, die ein Picknick geben wollten, zur Verfügung stellte. Wir machten den Weg dorthin zu Fuß und nach einem sehr opulenten Frühstück in derselben Weise zurück, was um so besser war, als wir an demselben Abend noch einem Diner und einem Ball bei dem Chef der deutschen Firma Siemssen & Co. beizuwohnen hatten. Bei dem letzteren erschien auch der Gouverneur, eine Gewohnheit, die seine Nachfolger in der Einbildung, daß sie persönliche Repräsentanten des Souverains seien, allmählich verloren haben. Die Geselligkeit in Hongkong hat dadurch nicht gewonnen, und ich glaube, auch nicht

die Gouverneure des Platzes, wenn nicht in ihren eigenen Augen, doch ich werde später auf die Frage zurückzukommen haben.

Von dem Reichtum, der damals in Hongkong herrschte, und der wie in Shanghai im wesentlichen darauf beruhte, daß der Taipingaufstand viele Tausende, man könnte fast sagen, Hunderttausende von Chinesen nach den fremden Niederlassungen getrieben hatte, wo sie sich größerer Sicherheit als irgend wo anders im Lande erfreuten, wodurch für die Chinesen gebaute Häuser und Grundeigentum überhaupt, fabelhaft im Werte stiegen, kann man sich dadurch einen Begriff machen, daß Overbeck, der in der Firma Dent & Co. nur Kommis in der Versicherungsbranche der Geschäfte des Hauses war — er hatte wiederholt abgelehnt, Teilhaber der Firma zu werden — ein Jahreseinkommen von über 80 000 Dollars, d. h. von damals über 400 000 Mk. besaß. Einige Jahre später, als die Beendigung des Taipingaufstandes den in die geöffneten Häfen resp. nach Hongkong geflüchteten Chinesen erlaubte, in ihre früheren Wohnsitze zurückzukehren und die dadurch besorgt gemachten Banken, die das Geld für die Errichtung der für die Chinesen bestimmten Gebäude zu hohen Zinsen hergeliehen hatten, die Rückzahlung verlangten, waren viele Häuser- und Grundstückseigentümer, und unter ihnen Overbeck, ruinierte Leute. Aber zu der Zeit, von der ich spreche, schwamm Overbeck, wie viele andere, im Golde; bei Ankunft unserer Schiffe schenkte er jedem der Offiziere und Kadetten eine Kiste mit Thee, eine solche mit Ingwer und eine dritte größere mit cantonesischen Lackwaren, und es kostete uns Mitgliedern der Mission große Mühe, uns seiner Freigebigkeit zu erwehren, die uns gegenüber noch größere Dimensionen anzunehmen drohte.

Der schönste Erfolg des Siemssenschen Balles war übrigens, daß nach Beendigung desselben ein frischgebackener Fähnrich zur See darauf bestand, die große Treppe des Hauses, die zu den im ersten Stock gelegenen Gesellschaftsräumen führte, rückwärts herunter zu gehen, da das seemännische Art sei.

Wir hatten in Hongkong eine Menge von englischen Bekannten aus Tientsin wiedergefunden, die mit ihren Truppenteilen auf dem

Wege nach der Heimat begriffen waren, unter andern Fane's horse, das wir schon in Nagasaki wiedergesehen hatten, wo der Vulkan hatte einlaufen müssen, um seine in schlechtem Wetter aufgebrauchten Kohlenvorräte zu ergänzen. Hier hatte der Vulkan ins Dock gehen müssen, und das Regiment lagerte bis zur Beendigung der Reparaturen des Schiffs unter Zelten in Kowloon, d. h. auf der anderen Seite der Bai, auf dem 1858 an England abgetretenen Streifen des Festlandes. Eines Abends waren Graf August Eulenburg, Bunsen und ich in einem chinesischen Boote nach Kowloon hinübergefahren, um mit unseren alten Freunden zu essen; das Diner war sehr nett, wie das in der Offiziersmesse von Fane's horse nicht anders zu erwarten war und nach der Beendigung desselben wollten einige Offiziere des Regiments uns nach Hongkong zurückbegleiten, um den Abend im englischen Klub zu beschließen. In dem Boot, das uns nach Kowloon gebracht hatte, saßen Bunsen, ich und Lt. Carnac von dem indischen Regiment; ein zweites Boot mußte erst herbeigerufen werden, und so blieb Graf A. Eulenburg mit einigen anderen Offizieren auf dem kleinen Landungsplatze zurück, während wir abstießen. Als wir ein paar hundert Schritte vom Ufer entfernt waren, und das Segel gehißt wurde, schlug das Boot um, und ich befand mich im Wasser. Ich konnte noch die Laterne auf dem Landungsplatz sehen und schwamm darauf zu, um Hilfe zu holen. Wo ist Bunsen? rief mir Eulenburg zu, hier, erwiderte derselbe, der mir unmittelbar gefolgt war; aber wo war Carnac? Das inzwischen herangekommene zweite Boot wurde sofort nach der Stelle des Unfalls in Bewegung gesetzt, und wir fanden zu unserer großen Freude Carnac in dem Boote, das, so wie es voll Wasser war, sich wieder aufgerichtet hatte, der den Mast umarmt hielt und sich in der nassen Situation sehr gut zu amüsieren schien. Das Ende vom Liede war, daß wir alle nach dem englischen Klub fuhren und uns dort äußerlich am Kaminfeuer und innerlich mit heißem Grog trockneten, eine im November um so anerkennenswertere Leistung, als es in der Jahreszeit schon recht kühl in Hongkong zu sein pflegt und wir trotzdem mit einem mäßigen Schnupfen davonkamen.

Einer von unseren Besuchen galt einem deutschen Findelhause für chinesische Mädchen, das ein früherer Berliner Schuhmacher, jetziger Missionar Ladendorf mit seiner Frau leitete. Das Ganze war gut eingerichtet und gehalten und war gewiß von dem Standpunkte derjenigen aus, die es unterstützten, ein verdienstvolles Werk, ich habe mich aber nie des Gedankens erwehren können, dem auch mein Chef in seinen Briefen Ausdruck gegeben hat, daß das für diesen wie für viele andere ähnliche Zwecke in China verausgabte Geld in Deutschland eine viel bessere und nützlichere Verwendung finden könnte.

Am 20. November fuhren wir mit unserm Chef unter Führung des preußischen Konsuls in Canton, von Carlowitz, nach dort. Die nach Canton und nach Macao gehenden Schiffe sind wie die amerikanischen Flußdampfer in mehreren Etagen gebaut, von denen die untere für die Chinesen, die obere für die Fremden bestimmt ist; es sind Raddampfer mit einem großen Balancier über Deck. Diese Dampfer sind wiederholt die Scenen von Angriffen durch chinesische Seeräuber gewesen, die sich als Passagiere auf denselben eingeschlichen und, nachdem die Schiffe die hohe See gewonnen, die europäische Bemannung ermordet oder gefangen genommen und dann die chinesischen Passagiere und die Ladung geplündert und sich schließlich mit ihrer Beute auf einer bereitliegenden Dschunke aus dem Staube gemacht hatten. Um der Wiederholung solcher Vorfälle nach Möglichkeit vorzubeugen, waren die Aufenthaltsräume der chinesischen Passagiere von denen der europäischen durch starke eiserne Gitter getrennt, an denen bewaffnete Posten von der Mannschaft aufgestellt waren, während Gewehre, Pistolen und Säbel bereit lagen, um im Falle eines Überfalls Verwendung zu finden.

Leider sollte unsere Fahrt nach Canton nicht ohne einen schweren Unfall für ein Mitglied unserer kleinen Gesellschaft vorübergehen. Herr von Carlowitz, der sich nach der Unterbringung unseres Gepäcks umsehen wollte, übersah in dem Gedränge der Chinesen eine offene Luke und fiel durch dieselbe über zwölf Fuß tief hinab. Er wurde besinnungslos an Deck gebracht, und wenn er sich auch nach

ein paar Stunden so weit erholt hatte, daß er nach der Ankunft in Canton sich, wenn auch geführt und unterstützt, zu Fuß in seine nahe gelegene Wohnung begeben konnte und anscheinend nach einigen Tagen wieder ganz hergestellt war, so glaube ich doch, daß er die Folgen dieses Sturzes niemals ganz überwunden hat und an denselben schließlich auch gestorben ist.

Die Fahrt führte durch einen anderen nicht so schmalen Paß wie die Lyemoon-Passage aus der wenigstens in einem Teil mit Dschunken überfüllten Rhede, durch die unser Schiff mit großer Geschicklichkeit seinen Weg zu finden wußte, in das offene Meer hinaus und dann nach nicht zu langer Zeit wieder zwischen nackten Felseninseln hindurch, Ruheplätzen für Fischer, deren Hütten man von Zeit zu Zeit erblickte, und Schlupfwinkeln für Piraten und Schmuggler, die diese Gewässer und ganz besonders die zahlreichen Kanäle und Flußläufe an der Küste der Provinz Kwangtung unsicher machten. Nach einigen Stunden näherten wir uns der Mündung des Perlflusses, dem die Portugiesen nach einer ungefähr der Gestalt eines liegenden Tigers ähnelnden Felsenpartie den Namen der Bocca Tigris gegeben haben. Die Befestigungen derselben, an manchen Stellen verschiedene übereinander liegende Batterien und Forts, würden einen viel bedrohlicheren Eindruck machen, wenn man nicht wüßte, mit wie leichter Mühe sie in früheren Jahren von fremden, englischen und amerikanischen, Kriegsschiffen zum Schweigen gebracht und überwunden worden sind. Die Ufer des Flusses sind gut angebaut und stark bevölkert, die Wasserstraße selbst ist mit zahlreichen Dschunken, Fischerböten und Lorchas besät. Die letzteren, halb europäisch gebaute Fahrzeuge mit chinesischer Takelage und Segeln, sollen den alten portugiesischen Schiffen nachgeahmt sein; die Dschunken haben am Bug auf jeder Seite ein großes Auge gemalt. „No can see how can sabe?“ sagt der Cantonese in seinem kuriosen Pidjin-(Büsineß = Geschäfts-) Englisch. In Siam hatte man sich diese Gewohnheit der Chinesen zu Nutzen gemacht. Fremde Segelschiffe wurden äußerlich mit einem dem chinesischen ähnlichen Bugspriet und dem Paar Augen versehen und galten dann als

Dschunken, d. h. genossen alle Zollerleichterungen derselben. Seitdem Siam sich aber selbst von dem Schein einer Abhängigkeit von China freigemacht, hat auch dies nicht unlukrative Geschäft aufgehört. Sechs Stunden Fahrt, von acht Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags, brachten uns nach Whampoa, gewissermaßen der Seehafen Cantons und der Punkt, bis zu dem größere Seeschiffe den Fluß hinauf gehen können und der bis 1840 der Ankerplatz für die Opium- und Theeschiffe der Ostindischen Kompagnie war und damit der Schauplatz unzähliger Kämpfe zwischen den Opiumschmugglern und den Zollbeamten der Provinzialverwaltung, an denen sich auch die Bemannungen der fremden Schiffe nicht selten zu beteiligen pflegten. Auch jetzt noch machte Whampoa und was wir von der Flußbevölkerung dort sahen, keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Hinter Whampoa verengt sich der Fluß; auf dem nördlichen Ufer desselben treten Berge bis dicht an ihn heran; Pagoden, Dörfer, Wälder und Felder erscheinen in immer größerer Zahl, und der Verkehr auf dem Flusse wird immer lebhafter, so lebhaft, daß es wunderbar erscheint, wie der Dampfer sich durch das Gewirr von Fahrzeugen aller Art, von denen die kleineren von Frauen gerudert und gesteuert werden, hindurchwinden kann. Eine felsige Bank scheint den Fluß zu schließen, aber der Dampfer gleitet an einer Seite vorbei und wirft zwischen Honan und Shamien Anker. Auf der Insel Honan wohnten damals die Fremden, während das für die englische und französische Niederlassung bestimmte gegenüberliegende Terrain, auf dem sich noch die Ruinen der am 12. Dezember 1856 zerstörten Faktoreien, die sogenannten dreizehn Hongs der Ostindischen Gesellschaft und der anderen fremden, namentlich amerikanischen Kaufleute befanden, sich noch unbewohnt zwischen dem Fluß und der chinesischen Stadt hinzog. Wir fanden freundliche Aufnahme bei zwei deutschen Kaufleuten, den Herren Hitzeroth und Dreyer und lernten abends bei Frau von Carlowitz, die darauf bestanden hatte, uns trotz des ihrem Gemahl zugestoßenen Unfalls zu Tische bei sich zu sehen, die anderen in Canton ansässigen Deutschen, dreizehn an der Zahl, kennen.

Canton machte im Vergleich zu Peking den Eindruck einer durchaus südlichen Stadt, mit engen, mit großen Steinplatten gepflasterten und mit Strohmatten oder mit Zeug überspannten Straßen. Auch daß die Gewerke meistens straßenweise zusammenwohnten, erhöhte den orientalischen Charakter des Ganzen. Die meisten der Häuser waren zweistöckig und in den dem Handel gewidmeten Straßen mit reich geschnitzten und vergoldeten Vorbauten oder mit weißen, mit roten, schwarzen oder goldenen Inschriften versehenen Firmenschildern geschmückt. Innen waren die Verkaufsläden hübsch eingerichtet; aus schwerem Eisenholz, Teak- oder Ebenholz geschnitzte Tische und Stühle mit Marmorplatten für Platte und Sitz, ebensolche Schränke und Etageren machten einen sehr vorteilhaften Eindruck, aber was an Porzellan, Bronzen, Jade und Elfenbein zum Verkauf angeboten wurde, war nicht mit dem zu vergleichen, was wir in Peking und selbst zum Teil in Tientsin in den dortigen Läden gesehen hatten; man merkte es den Auslagen an, daß man sich an einem Platz befand, in dem seit langer Zeit eine Massenproduktion von für den Bedarf fremder Käufer und den Export nach dem Auslande bestimmten Waren stattfand. Wir beschränkten uns daher auch auf den Ankauf von einigen der großen, weiß auf weiß gestickten Krepptücher mit langen seidenen Franzen, die zur Staatstoilette unserer Großmütter und, bei uns Älteren, unserer Mütter gehört hatten und jetzt fast nur noch nach Südamerika ausgeführt werden. Meinen etwaigen Leserinnen vom schönen Geschlecht will ich übrigens verraten, daß die Chinesen, die sich wenigstens in Fabrikantenkreisen gegen die Fortschritte und Forderungen der Mode nicht verschließen, seit einiger Zeit auch derartige, für Roben bestimmte und danach abgemessene Stickereien auf Krepp anfertigen. Ich hatte das Glück, in Canton zwei alte Lackfächer zu finden und für einen verhältnismäßig billigen Preis zu erstehen, die Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Karl von Preußen für sich und Ihre Königliche Hoheit die verwitwete Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin gewünscht hatte.

Bei den Besuchen, die wir im Innern der Stadt dem englischen

Konsul Dr. Morrison, dem französischen Baron de Trenqualye, einem gescheuten, aber verschrobenen Mann, der später im Irrsinn starb, und dem amerikanischen, Mr. Perry, dem Sohn Kommodore Perrys, der Japan den Verkehr mit der Welt öffnete, machten, fanden wir, daß die Wohnungen der reicheren Chinesen und besonders der höheren Beamten — das englische und französische Konsulat waren in den Namens von solchen etabliert — weitab vom Gewühl der Straßen inmitten zahlreicher Höfe und großer schattiger Gärten lagen. In dem jetzt von Dr. Morrison bewohnten Grundstück war der mit großen Steinplatten gepflasterte Weg von dem Eingangsthor bis zum Hauptgebäude mindestens zweihundert Meter lang und führte durch verschiedene Portale, Höfe und von großen Bäumen gebildete Alleen.

Was mir an den Häusern und namentlich an den von uns besuchten Tempeln auffiel, war eine ganz entschiedene Ähnlichkeit der häufig in Stuck oder Muschelwerk und Rocaillerie ausgeführten Verzierungen mit denen des französischen Rokoko. Spätere Beobachtungen haben mich darin bestärkt, daß dieser Stil voraussichtlich durch französische Missionare aus Tonking nach Frankreich gebracht und dort den Bedürfnissen entsprechend verfeinert und veredelt worden ist.

Eine der berühmten Sehenswürdigkeiten Cantons, die wir auch besuchten, ist die sogenannte fünfstöckige Pagode, die auf dem höchsten Punkt der ungefähr 10 km langen Stadtmauer steht, nicht weit von der Stelle, an welcher die Engländer dieselbe 1857 erstürmten. Von ihrem obersten Stockwerk hat man einen vortrefflichen Überblick über die Stadt, die wie ein Meer grauer Dächer, umgeben von einem Kranz von Feldern und bewaldeten Hügeln erscheint. Auffallend ist, daß man trotz der großen, innerhalb der Stadt gelegenen Gärten bei diesem Rundblick so wenig Baumwuchs in der Stadt selbst sieht, ganz im Gegensatz zu Peking, wo bei dem Blick von der Mauer auf die Tatarenstadt nur wenige gelb oder blau gedeckte hohe Dächer des Kaiserpalastes oder großer Tempel über das Baumwerk hervorragen.

Die „Flowerboats“, Blumenböte, besuchten wir selbstverständlich an einem Abend. Es sind dies große Böte, schwimmende Restaurationen, die mit nach chinesischen Begriffen sehr bedeutendem Luxus eingerichtet und namentlich nachts mit Papier- und Glaslaternen und Leuchtern brillant illuminiert sind. Sie werden von den reicheren Chinesen für Feste benutzt, die sie sich untereinander oder z. B. fremden Freunden oder Besuchern geben. Das weibliche Element ist bekanntlich, soweit die Damen der eigenen oder befreundeten Familien in Betracht kommen, von jedem Verkehr mit den Männern ausgeschlossen, und der Chinese sucht sich dafür durch den Umgang mit jungen Damen von mehr oder weniger zweifelhaftem Ruf zu entschädigen. Man würde übrigens irren, wenn man daraus von vornherein auf einen unerlaubten Verkehr schließen würde. Wie die griechische Hetäre, die mittelalterliche italienische Courtisane und die japanische Geisha sind die zu den Festen auf den Blumenböten hinzugezogenen Chinesinnen in erster Linie dazu bestimmt, die Gäste durch ihre Unterhaltung und ihren Witz, sowie durch Musik und Gesang zu unterhalten, während andere Mädchen von geringerer Stellung den Gästen die Speisen vorlegen und ihnen einschenken. Mit dem Ende des Festes hören der Regel nach auch die Beziehungen zwischen den Teilnehmern an denselben und den zur Verschönerung desselben herbeigerufenen jungen Damen auf. Sir John Barrow erzählt in seiner Autobiographie, daß bei einem Fest, welches ihm bei Gelegenheit der Anwesenheit von Lord Amherst der kaiserliche Kommissar auf einem Blumenboote gegeben, die Gemahlinnen des Generalgouverneurs, des Gouverneurs und anderer hoher Beamten der Provinz anwesend gewesen seien. Sir John ist das Opfer eines Scherzes geworden, den der Gastgeber sich mit ihm erlaubt hatte; eine anständige Chinesin, geschweige denn die Gattin eines hohen Beamten wird niemals ein Blumenboot betreten, und es ist noch ein Glück, daß sich aus dieser Geschichte nicht eine Legende, wie die von den Töchtern vornehmer japanischer Familien, die zur Vollendung ihrer Erziehung in ein Theehaus geschickt werden, entwickelt hat.

Am 23. November kehrten wir nach Hongkong zurück, wo die

zu unseren Ehren gegebenen Festlichkeiten sofort wieder ihren Anfang nahmen. Ein Ball, den Graf Eulenburg auf der Arcona am 28. November gab, war seine Erwiderung auf alle uns bewiesenen Freundlichkeiten; eine Beschreibung des Festes, die ich auf den Wunsch des Chefs verfaßte, ist seiner Zeit, d. h. vor achtunddreißig Jahren in der „Kreuzzeitung" veröffentlicht worden, aber ich habe die Abschrift meiner Arbeit verloren oder verlegt und muß mich auf mein in dieser Beziehung wenig zuverlässiges Gedächtnis verlassen. Ich weiß nur, daß einige zwanzig Damen und über zweihundert Herren an dem Fest teilnahmen, bei dem Lady Robinson neben unserem Chef in der liebenswürdigsten Weise die Honneurs machte, daß das Deck in einen brillant erleuchteten und mit Pflanzen, Blumen und Waffen reich geschmückten Ballsaal verwandelt worden war, dessen Wände von Hunderten, am Morgen des Tages aus Canton gekommenen, Bananenpflanzen gebildet wurden und daß, als ich der hübschesten Dame des Abends den Springbrunnen zeigte, der aus dem mit großen Muscheln und Moos belegten Schraubenbrunnen hervorsprudelte und den in der Unterwelt, d. h. im Zwischendeck vier stämmige Matrosen im Schweiß ihres Angesichts mit einer Druckpumpe hervorbrachten, sie mit süßem Lächeln fragte, ob wir denselben immer hätten.

Bevor wir Hongkong verließen, erhielten wir die Nachricht von dem in Peking stattgehabten Staatsstreich, durch den der vom Kaiser Hienfêng eingesetzte, durchaus fremdenfeindliche Regentschaftsrat gestürzt und die Kaiserinwitwe, die legitime Gemahlin des verstorbenen Kaisers, die Kaiserinmutter, die Mutter des jungen Kaisers, der die Geburt dieses einzigen Sohnes den Kaisertitel eingebracht hatte, und der Prinz von Kung die Regentschaft während der Unmündigkeit Tungchihs übernommen hatten. Es war dies der Beginn der öffentlichen Laufbahn der merkwürdigen Frau, die während vierzig Jahren die Geschicke Chinas gelenkt hat und von der in Gutem und Bösem, auch ganz besonders während der letzten Zeit, als Kaiserinregentin die Rede gewesen ist. Ich werde auf dieselbe im Laufe meiner Erinnerungen noch oft zurückzukommen haben.

Am 3. Dezember gingen wir mit der Arcona nach Macao, um uns auch diesen in der Geschichte der Beziehungen des Auslandes zu China so oft genannten Platz anzusehen Die Fahrt begann damit, daß, als wir uns kaum in Bewegung gesetzt hatten, der Ruf „Mann über Bord" ertönte; indessen sollten wir diesmal mit dem Schrecken davon kommen, der anfangs groß gewesen war, als wir den Mann nicht neben den sofort über Bord geworfenen Rettungsbojen auftauchen sahen; er hatte im Fallen eine der Lotleinen ergriffen und wurde sehr bald, nur um ein kaltes Bad reicher, an Bord gezogen. Der Weg nach Macao war anfänglich sehr dem nach Canton ähnlich, aber anstatt in einem Fluß mit bebauten und bevölkerten Ufern zu endigen, setzte er sich zwischen größeren und kleineren, kahlen Felseninseln fort, bis wir uns, nachdem wir eine kurze und enge Passage durchfahren hatten, auf der Rhede von Macao befanden, vier bis fünf Seemeilen von der Stadt selbst und wohl ebensoweit von den die Rhede einschließenden Inseln entfernt. Der Blick auf die sich an mit Befestigungen gekrönten Hügeln hinaufziehende Stadt, die eine ganze Anzahl schöner Gebäude und stattlicher Kirchen zu besitzen schien, war recht hübsch, aber die ganz leere Rhede, auf der außer uns nur der zwischen Hongkong und Macao gehende Passagierdampfer lag, zeigte, was Nachlässigkeit und Faulheit aus dieser Perle in der Krone Portugals gemacht hatten.

Wir fuhren noch an demselben Nachmittag an Land, bei welcher Gelegenheit ich einer großen Gefahr entging. Die See war ziemlich bewegt, und es war nicht leicht, in den am Fallreep liegenden Kutter zu springen; ich verfehlte das Boot und wäre ins Wasser gefallen, wenn ich mich nicht an dem am Fallreep befestigten Strick gehalten hätte; im nächsten Augenblick schlug das Boot wieder gegen das Schiff, und ich würde unbedingt ganz oder teilweise zerquetscht worden sein, wenn es mir nicht mit Anstrengung aller Kräfte gelungen wäre, mich in die Höhe zu reißen. So kam ich mit nassen Beinen und einer tüchtigen Abschürfung am Schienbein davon, deren Narbe noch lange an das Abenteuer auf der Rhede von Macao erinnerte.

Macao, das auf einem nur durch eine schmale Landzunge mit dem

Festlande verbundenen felsigen Vorgebirge zwischen zwei der Mündungen des Si-kiang, Westflusses, liegt, befindet sich seit 1557 gegen Zahlung eines jährlichen Tributs in portugiesischem Besitz; es spielte bis zur Erwerbung Hongkongs durch die Engländer 1842 eine bedeutende Rolle in den Handelsbeziehungen des Auslandes zu China und würde voraussichtlich fortgefahren haben, dies zu thun, wenn die portugiesischen Behörden, statt die Engländer durch rücksichtslose Behandlung zu veranlassen, sich nach einem eigenen Besitztum an der Mündung des Perlflusses umzusehen, es verstanden gehabt hätten, sich im richtigen Augenblick bei den zwischen England und China ausgebrochenen Zwistigkeiten auf die Seite des ersteren zu stellen. Mit dem Aufblühen Hongkongs ging es mit Macao zu Ende, und auch der sehr fähige und tüchtige Gouverneur Amaral, der die Stadt zum Freihafen erklärte und die chinesischen Zollbeamten aus derselben vertrieb, würde nicht vermocht haben, den Niedergang der Kolonie aufzuhalten, auch wenn er nicht 1849 von den Chinesen ermordet worden wäre. Erst 1887 gelang es der portugiesischen Regierung, die Anerkennung ihrer uneingeschränkten Herrschaft über Macao von seiten Chinas zu erlangen, aber auch dieser diplomatische Erfolg vermochte der Kolonie kein neues Leben zu geben. Als wir Macao besuchten, befand sich die Kolonie infolge des schwunghaft betriebenen Kulihandels, d. h. der Ausfuhr von südchinesischen Arbeitern nach den Ländern, welche derselben bedurften, wie Cuba, Peru und andere, der Ergebnisse des Spielmonopols und des Geldes, welches die in Canton und Hongkong etablierten fremden Firmen nach dort brachten, in blühendem Zustande. Mit dem Aufhören des Kulihandels, der 1873 auf die Forderung der fremden, besonders der amerikanischen und englischen Regierungen eingestellt werden mußte und mit der Benutzung der Viktoria-Piks auf Hongkong als Sommerfrische sind zwei der Quellen dieses Wohlstandes vertrocknet, auch die dritte, das Spielmonopol, hat unter dem allgemeinen Zurückgehen des Wohlstandes gelitten und dürfte heute schwerlich mehr als 300 000—400 000 M. jährlich bringen. Canton und Hongkong galten zu der Zeit, von

der ich schreibe, wohl nicht mit Unrecht als ungesund und jede europäische oder amerikanische Firma in einem dieser beiden Häfen besaß in Macao ein eigenes Haus, in das erkrankte oder in der Genesung befindliche Angestellte gebracht wurden oder zu dem von dem Personal der Firmen vom Sonnabend Abend bis Montag früh dauernde Ausflüge gemacht wurden, was natürlich viel Geld unter die Leute brachte. — Das in den Spielhäusern von Macao gespielte Spiel ist meistens Fantan, eine Art Paar oder Unpaar. Vor dem Bankhalter sind drei mit 1, 2 und 3 bezeichnete Felder aufgezeichnet, auf die der Spieler nach Belieben setzen kann. Ist das Spiel gemacht, so nimmt der Bankhalter mit einem obertassenartigen Gefäß einen Teil von einem vor ihm liegenden Haufen vergoldeter Cash fort und beginnt dieselbe mit einem kleinen Stäbchen zu zählen, immer von eins bis vier. Geht die Zahl der Cash gerade auf, d. h. bleibt keiner übrig, so zieht der Bankier alle Sätze ein, bleiben ein, zwei oder drei übrig, so zahlt er die auf die gewinnende Zahl gesetzten Summen je nach der Zahl ein- bis dreimal aus und zieht die andern ein. Von jedem ausgezahlten Gewinn behält der Bankhalter 10 Proz. zurück. Es war interessant, die Aufregung und Aufmerksamkeit der Leute zu beobachten, die sich an dem Spiele beteiligten. Sehr häufig rief einer oder der andere, wenn noch eine ganze Handvoll Cash auf dem Tische lag, die Zahl der übrig bleibenden aus, und ich habe nicht bemerkt, daß sich einer darin geirrt gehabt hätte.

Die Stadt selbst zerfällt in zwei Teile, den toten langweiligen portugiesischen mit einigen stattlichen, aber trotz ihres mächtigen Aussehens anscheinend leicht gebauten Häusern, in denen ein fester Schritt alle Hängelampen tanzen und alle stehenden Kerzen erzittern macht, und einer Anzahl von Kirchen im Jesuitenstil, von denen aber nur die 1835 ausgebrannte Kirche St. Pauls ein gefälliges Äußere besitzt, und den chinesischen an der einen Mündung des Si-kiang gelegenen, der Macao von der Insel Lappa trennt, in dem es von thätigen Chinesen wimmelte und der anscheinend auf einen regen Verkehr hinwies. Zwei neue Tempel in reicher Ver-

goldung schienen ebenfalls dafür zu sprechen, daß es den Chinesen, die über 90 Proz. der Bevölkerung ausmachten, erheblich besser ging als ihren portugiesischen Herren. Von letzteren hörte man von Zeit zu Zeit einen Offizier sporenklirrend über die Praya central gehen, die am Meere liegt, und sah einen oder den andern Macaisten, meistens Mischblut, im schwarzen Hut, schwarzen zugeknöpften Gehrock und schwarzen Hosen, ohne sichtbare Spuren von Wäsche, auf einem der Steine, die am Meere eine Brüstung bilden, sitzen und angeln. Außerdem verrieten zahlreiche Trompetensignale, die von allen Seiten ertönten, wenigstens die Anwesenheit eines starken Hornistenkorps.

Ein Spaziergang führte uns nach dem sogenannten Camoens-Garten, einem terrassenförmigen, mit Felsblöcken und stattlichen Bäumen bestandenen Terrain, das einen ganz hübschen Eindruck hätte machen können, wenn die Terrassen nicht zu Gemüsegärten benutzt gewesen wären. In einer kleinen Grotte, in Wirklichkeit einem dunklen Loch, in dem Camoens während seines Aufenthalts in Macao 1556—57 vielleicht die ersten sechs Bücher seiner Lusiaden hätte schreiben können, stand eine mit Ölfarbe angestrichene Büste des Dichters, während die weißen Wände und Säulen eines eine Terrasse höher befindlichen kleinen Tempelchens seinen Verehrern Gelegenheit gegeben haben, ihren Gefühlen in vergänglichem Bleistift Ausdruck zu geben. Die meisten dieser mehr oder weniger schlecht gedachten und gereimten Ergüsse dürften die Kritik verdient haben, die unter einem der längsten stand:

„Le crayon de l'imbécile
Qui de rimer brigue l'honneur,
Aurait dû rester tranquille
Dans la poche de l'auteur."

Mir schien ein anderer, dort gefundener Gefühlsausdruck ganz besonders der Situation zu entsprechen:

„Cette température a quelque chose en elle,
Qui me rappelle l'effet d'un gilet de flanelle."

was wenigstens für die Mittagszeit auch in dieser Jahreszeit vollständig zutreffend war.

Wir benutzten unseren Aufenthalt in Macao, um unserem früheren Dolmetscher Marques einen Besuch abzustatten, und fanden ihn zu unserer Freude sehr weit auf dem Wege der Besserung fortgeschritten. Das Intérieur aber, das wir bei der Gelegenheit sahen, war charakteristisch für macaistische Zustände; der alte Herr saß in dem vorbeschriebenen schwarzen Kostüm, minus den Hut, aber plus ein Paar Stiefeln, in einem Lehnstuhl, dem einzigen vorhandenen Stück Möbel, in der Mitte des Zimmers, während um ihn herum ein Dutzend Frauen und Mädchen in allen Lebensaltern wimmelten, die sämtlich barfuß gingen. Stiefel scheinen daher in Macao das Abzeichen des Familienhaupts zu sein, wenn Herr Marques sie nicht etwa nur uns zu Ehren angelegt hatte.

Ein anderer Spaziergang, den ich nicht bei dieser Gelegenheit, aber bei einer späteren von Macao aus machte, führte mich zu den sogenannten „klingenden Steinen“ auf der Insel Lappa, die man nach einem Weg von einer halben Stunde durch ein sich an bewaldeten Hügeln hinziehendes, der Reiskultur gewidmetes Thal erreicht, nachdem man sich im chinesischen Hafen über den Si-kiang hat setzen lassen. Es handelt sich um große Granitblöcke, die dort liegen und die, wenn man sie mit einem harten Gegenstande schlägt, einen klingenden Ton von sich geben. Macao selbst ist übrigens mit ähnlichen, wenn auch stummen Blöcken übersät, so bei dem chinesischen Hafen, wo sie wesentlich dazu beitragen, einem hoch an demselben gelegenen Tempelchen einen wilden romantischen Anstrich zu geben.

Am 5. Dezember schifften wir uns wieder an Bord der Arcona ein und traten, unter dem Salut der portugiesischen Forts für den Chef, die Reise nach unserer dritten und letzten Etappe, Siam, an.

VIII.

Siam.

Auf der Rhede von Bangkok. — Französische Ansprüche und diplomatische Schwierigkeiten. — Ungünstige gesundheitliche Verhältnisse auf der Rhede. — Landung. — Packnam. — Der Pracklang. — Flußaufwärts. — Bangkok. — Schwimmende Häuser. — Prinz Krom Luang Wongsa. — Unser Haus. — Unheimliche Mitbewohner. — Das asiatische Venedig. — Die Stadt und die Menschen. — Moderne Pfahlbauten. — Brücken. — Tempel. — Wasserleben. — Ein prinzliches Haus und Museum. — Ihre Königliche Hoheit. — Ein Tanzvergnügen. — Siamesische Musik. — Der Kalahum. — Privataudienz beim König. — Ein Autograph. — Königliche Ansichten über koloniale Bestrebungen der europäischen Mächte. — Königskinder. — Weihnachtsfest. — Mr. Constans. — Feierliche Audienz. — Der Aufzug. — Betel. — Im Thronsaal. — Ein goldener Buddha. — Die Höflinge. — Vertragsverhandlungen. — Erreichte Zugeständnisse. — Siamesische Tempelarchitektur. — Pratchedis und Praprangs. — Kolossale Buddhabilder. — Schlechte Unterhaltung der Tempel. — Wat Po. — Das Krokodil als Sittenrichter. — Eine Schlangengeschichte. — Wat Cheng. — Ein Dschunkentempel. — Wat Sudat. — Siamesische Fresken. — Kinnari. — Naturalia non sunt turpia. — Wat Saket. — Begräbnisgebräuche. — Eine Totenverbrennung. — Das Schaukelfest. — Die Amozonengarde. — Verbrecher oder Priester. — Weihwassersegen. — Nach Prabat. — Ein hungriger Abend. — Der Herr Reisemarschall. — Elefantenmangel. — Ein toller Ritt. — Schlechte Unterkunft. — Die Herren Ortsvorsteher. — Buddhas Fußtapfen. — Buddha in der katholischen Martyrologie. — Ein Elefantenritt. — Ayuthia. — Der Goldberg. — Der Schnupfen des zweiten Königs. — Hahnenkämpfe. — Diner beim Kalahum. — Die Leiche der „Royal Queen Consort". — Behandlung der Leichen. — Eine Fingerprobe. — Sprachkenntnisse des Königs. — Die Begräbnisfeierlichkeiten eines königlichen Prinzen. — Jahrmarkt. — Geschenke für den Hofstaat und die Bonzen. — Schattenspiel. — Die Verbrennung der Leiche. — Königliche Gaben. — Verwendung der Asche. — Deutsche Landsleute. — Die fremden Vertreter. — Sir Robert Schomburgk. — Bischof Pallégoix. — Vertragsunterzeichnung. — Ich gehe als Kurier nach Berlin. — Frohe Aussichten. — Auf der Thetis nach Singapore. — Die Gefahren der See. — Auf der Heimreise. — Rückblicke. — Herr von Rehfues. — Heimkehr.

Am 15. Dezember gingen wir nach einer langsamen, aber sonst bei der durch den Monsun erträglichen Hitze am Tage und den lauwarmen Nächten nicht unangenehmen Reise auf der Rhede von Bangkok, vor der Mündung des Menam, an dem die Stadt liegt, vor Anker. Es ist immer ein unangenehmes Gefühl, wenn ein Schiff nach eingebrochener Dunkelheit und unter Umständen, bei denen jede Peilung des Landes ausgeschlossen ist, sich langsam mit dem Lot nach seinem Ankerplatz hinfühlen muß und nur die abnehmende Wassertiefe zeigt, daß man sich demselben nähert. Die Erwartung wurde bei dieser Gelegenheit um so peinlicher, als wir ein oder zwei unserer Begleitschiffe auf der Rhede anzutreffen hofften, aber auf verschiedene von uns gegebene Signale, Kanonenschüsse, Raketen und Blaufeuer, keine Antwort erhielten. Trotzdem waren, wie sich das herausstellte als wir gegen Mitternacht vor Anker gegangen waren, Thetis und Elbe, die erstere bereits seit beinahe einem Monat, angekommen.

Am nächsten Morgen sahen wir, daß außer unsern beiden Schiffen ein großer französischer Transportdampfer, der eine in Paris gewesene siamesische Gesandtschaft von dort zurückgebracht hatte, und zehn oder zwölf Kauffahrteischiffe auf der Rhede lagen. Das Meer hatte eine bleigraue, für die Augen höchst unangenehme, beinahe schwärzliche Färbung, und von dem Vorhandensein des Landes bekam man nur dadurch eine Ahnung, daß man auf weite Entfernung einen dünnen, dunklen, blaugrünen Streifen sah, der für den Wissenden Land, aber sonst alles mögliche andere bedeuten konnte. Am Tage nach unserer Ankunft erschien der Legationssekretär der Mission, Pieschel, auf einem ihm von der Regierung zur Verfügung gestellten Dampfer auf der Rhede und konnte dem Chef über die Vorbereitungen berichten, die in Siam zu seinem Empfang getroffen worden waren. Herr Pieschel hatte mit der Thetis die spanischen und holländischen Kolonien besucht und war nach seiner Ankunft in Siam nach Bangkok gegangen, wo er bei dem Chef eines der deutschen Handelshäuser, Herrn Markwald, freundlich aufgenommen und auch mit Kapitän Jachmann und einigen Offizieren der Thetis vom ersten

Könige in einer Privataudienz empfangen worden war. Er brachte allerhand nicht gerade erfreuliche Nachrichten aus Bangkok, wo die übermäßigen Ansprüche, ich weiß nicht ob der französischen Regierung oder des französischen Vertreters, Grafen de Castelnau, Bedenken und Entrüstung erregt hatten. Die Franzosen hatten eine im Golf von Siam gelegene, früher von der englischen Ostindischen Gesellschaft widerrechtlich besetzte, aber dann von derselben wieder geräumte Insel Pulo Condore in Besitz genommen, und außerdem war ein von der französischen Regierung gemieteter und als Kriegsschiff ausgerüsteter Dampfer „Formosa" nach Bangkok gekommen, ohne, wie das vertragsmäßig bestimmt war, entweder als Kauffahrteischiff seine Geschütze und Munition in Packnam an der Mündung des Menam auszuladen, oder als Kriegsschiff dort die Erlaubnis der Regierung zur Weiterfahrt abzuwarten. Dazu kam, daß Graf de Castelnau gerade zu dieser Zeit verschiedene Forderungen, unter anderen die der Abtretung eines Gebiets am Mekong, wie es schien, in etwas unziemlicher Sprache an den König gerichtet und mit seiner Abreise gedroht hatte, wenn dieselben nicht erfüllt würden. Dann erschien, um die Verwirrung voll zu machen, am 10. Dezember ein französisches Kriegsschiff auf der Rhede, das die in Paris gewesene siamesische Gesandtschaft in die Heimat zurückbrachte. Die letztere war die Trägerin eines eigenhändigen Schreibens des Kaisers Napoleon III. an den ersten König, dem sie zu gleicher Zeit die Insignien des Großkreuzes der Ehrenlegion überbrachte. Für den zweiten König, einer im Range dem ersten gleichstehenden, politisch ganz unbedeutenden Persönlichkeit brachte sie das Offizierkreuz des Ordens, dessen Annahme derselbe, wie ich gleich bemerken will, mit Entrüstung verweigerte. Der erste König nahm das Schreiben des französischen Kaisers und die Ordensinsignien aus den Händen seines eigenen Gesandten in feierlicher Audienz entgegen, als der Kapitän des französischen Kriegsschiffes aber mit einem großen Teil seiner Offiziere und einer Ehrenwache von fünfzig Matrosen erschien, weigerte sich der König, die von demselben verlangte feierliche Audienz zu erteilen, empfing die Franzosen aber in einer Privat-

audienz und verließ kurz darauf Bangkok, um weiteren Forderungen und Belästigungen aus dem Wege zu gehen. Es waren dies die Anfänge der Zerwürfnisse, die 1893 zu dem Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Siam führten.

Wir wurden durch diese Vorgänge insofern in Mitleidenschaft gezogen, als die Franzosen, die in dem für uns bestimmten Hause einquartiert worden waren, nur langsam Anstalten machten, dasselbe zu räumen, und nachdem sie sich dazu entschlossen, einige Tage zur Reinigung und Instandsetzung des Hauses notwendig waren. Unsere Landung in Siam wurde daher erst auf den 21. Dezember festgesetzt, eine nicht angenehme Verzögerung, denn der Aufenthalt auf der Rhede erwies sich bei dem Mangel jeglichen Luftzugs an Bord und der blendenden Reverberation der Sonne von dem bleiernen Spiegel des Meeres als höchst unbequem und nicht ungefährlich. Unsere Schiffe, die auf der Rhede verweilen mußten, hatten denn auch auffallend viele Augenkranke und verloren während der zwei Monate, die der Aufenthalt dauerte, mehr Leute als während der ganzen bisherigen Dauer der Reise. Die Schuld traf bis zu einem gewissen Grade die Leute selbst; sie waren ausdrücklich und wiederholt davor gewarnt worden, das bei Ebbe brackige Wasser der Bai und der Flußmündung zu genießen, aber wenn sie an Land rudern mußten, konnten sie der Versuchung nach dem doch sicherlich nicht erquickenden Trunk nicht widerstehen und legten damit den Keim zu Dysenterien und malaria-typhösen Infektionen, die vielfach einen tödlichen Ausgang hatten.

An dem festgesetzten Tage erschien ein kleiner Flußdampfer, der eine mit unserem Gepäck und der Dienerschaft beladene Dschunke ins Schlepptau nahm, und ein größerer, auf dem der Chef sich mit uns einschiffte. An Bord des letzteren befanden sich ein Bruder des Praklang, d. h. der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, der Hafenkapitän Busch, Herr Pieschel und der für uns engagierte Dolmetscher, ein amerikanischer Missionar, Namens Smith; das Schiff wurde von einem jungen, in England erzogenen Siamesen geführt, der in Schuhen und Strümpfen ganz manierlich aussah, vortrefflich

englisch sprach und seine Sache recht gut machte. Der siamesische Würdenträger wechselte während der Fahrt wiederholt seine Toilette und beschäftigte sich sonst mit Betelkauen und Theetrinken; sein Gefolge kauerte um ihn herum mit den goldenen Betelbüchsen, Schalen und Kannen, die in Siam die Insignien des Ranges bilden.

In Packnam landeten wir nach ungefähr anderthalbstündiger Fahrt; der Praklang empfing uns dort und machte die Honneurs bei einem in einer offenen Halle servierten europäischen Dejeuner. Nach einer Stunde fuhren wir weiter, wobei ein im Grünen verstecktes Fort, das schon bei unserer Ankunft die preußische Flagge salutiert hatte, nunmehr dem Gesandten dieselben Ehren erwies. Die Fahrt auf dem Flusse selbst war sehr hübsch und interessant; sie führte zuerst an flachen, mit Mangelbäumen dicht bestandenen Ufern hin, hinter denen besonders Arekapalmen in großer Menge emporragten, und dann zwischen älteren und neueren, zum Teil armierten und teilweise unarmierten Forts und einem in der Mitte des Flusses gelegenen, stark befestigten Tempel hindurch, bis wir uns allmählich der Stadt näherten, was sich durch den lebhaften Verkehr auf dem Flusse und das häufigere Vorkommen schwimmender Häuser markierte. Die letzteren sind auf Bambusflößen errichtete Häuser, Hütten wäre in den meisten Fällen vielleicht der richtige Ausdruck, die mit Palmenblättern gedeckt sind und die der Besitzer vor Anker legt oder an dazu vorhandene Pfähle befestigt, wo es ihm am passendsten scheint. In der Stadt lagen diese schwimmenden Häuser in einer, manchmal in zwei Reihen an jedem Ufer des Menam. Es wurde dunkel, ehe wir Bangkok erreichten; in jedem der schwimmenden Häuser brannten ein oder mehrere Lichter, und am Ufer waren auf hohen Stangen Laternen aufgezogen, wie man uns sagte, zur Verscheuchung böser Geister und Einflüsse. Vor dem für uns bestimmten, anscheinend zweistöckigem, in allen Gemächern reich erleuchtetem Hause standen auf der Landungsbrücke, an der wir wegen niedrigen Wasserstandes nicht anlegen konnten, ein paar Dutzend siamesischer Diener mit brennenden Fackeln. Prinz Krom Luang Wongsa, ein Halbbruder des Königs, empfing unseren Chef und brachte ihn

in seinem Boot an das Haus, während andere Böte dasselbe für uns thaten. In einem, im ersten Stock gelegenen, auf den Fluß hinausgehendem großen Zimmer war ein europäisches Diner serviert, dem wir alle mit gutem Appetit zusprachen, um dann unsere Schlafzimmer aufzusuchen, die einfach, aber ausreichend möbliert waren.

Der nächste Morgen brachte uns mehr als eine Überraschung. Unser Haus stand auf einem massiven, steinernen, von Arkaden durchbrochenen Unterbau, der bei hoher Flut dem Wasser freien Aus- und Eintritt in einen großen Hof gestattet. Um denselben führte eine sehr breite Veranda, an die nach der äußeren Seite auf drei Seiten große Zimmer stießen, die dadurch noch höher erschienen und noch luftiger wurden, daß sie keine Decke hatten, sondern direkt bis an das Dach reichten. Die letztere Einrichtung hatte insofern etwas Unheimliches, als in der dichten Schicht von Palmenwedeln, die unter einer Decke von Dachsteinen die erste Bedeckung des Daches bildeten, zahlreiche Schlangen sich aufhielten, die man in den dürren Blättern rascheln hörte oder deren glänzende Körper man zwischen denselben durchschlüpfen sah. Daß denselben, wie uns versichert wurde, fast alle giftigen Arten angehörten, machte ihre Nähe zu keiner angenehmeren, aber, wie Montesquieu sagt, der Mensch gewöhnt sich an alles, und das thaten wir auch mit unseren unheimlichen Zimmergefährten. Während wir in der ersten Zeit vor dem Schlafengehen sorgfältig unter den Kopfkissen und den Decken nachsahen, ob kein Besucher unter denselben sei, und keinen Stiefel anzogen, ohne ihn ausgeschüttelt zu haben, gaben wir diese Vorsichtsmaßregeln bald auf und hoben kaum den Kopf, wenn es einmal sehr stark über uns raschelte. Ich kann übrigens gleich hinzufügen, daß keiner von uns während unseres Aufenthaltes in Bangkok mit einer dieser Schlangen in nähere Berührung gekommen ist. Die Fenster dieser Zimmer gingen nach außen, während nur die Thüre und hoch gelegene Öffnungen auf die Veranda führten, so daß von dort aus niemand in dieselben hineinsehen konnte. Das auf der vierten Seite gelegene, auf den Fluß hinausgehende Haus hatte im ersten Stock ein großes Zimmer, ebenfalls mit einer breiten Veranda

nach vorn und im zweiten mehrere Schlafzimmer; dasselbe wurde ausschließlich von unserem Chef und den Kapitänen der Kriegsschiffe benutzt, wenn dieselben zum Besuch nach Bangkok kamen; die Räume, die um den inneren Hof lagen, dienten für uns und andere Besucher, während Matrosen und Seesoldaten der Schiffe, wenn sie zu dienstlichen Zwecken nach der Stadt kamen, auf der Veranda in ihren auf den Fußboden gelegten Hängematten untergebracht wurden.

Bangkok machte selbst nach allem, was wir bisher in Ceylon, Japan und China gesehen hatten, einen in höchstem Grade überraschenden Eindruck. Es ist, und nicht mit Unrecht, das asiatische Venedig genannt worden. An den Ufern eines mächtigen Stromes gelegen, wird es von ein paar Nebenarmen des Menam und unzähligen größeren und kleineren Kanälen durchkreuzt, während nur in der Nähe des Königlichen Schlosses und auf dem Wege nach Packnam, wenigstens zur Zeit unseres Besuches, größere Flächen trockenen Landes vorhanden waren. Die doppelte, oft drei- und vierfache Reihe von schwimmenden Häusern im Menam, der „Mutter des Wassers", erhöhte das Fremdartige des Eindrucks. Der ganze Verkehr findet auf Böten statt, größere und kleinere, die letzteren vielfach von Frauen gerudert, die auf einige Entfernung nur durch eine Schärpe über die linke Schulter und ein kleines Haarlöckchen an jeder Seite des Kopfes von den Männern zu unterscheiden waren, mit denen sie ganz gleich gekleidet und frisiert sind. Die Bekleidung bestand in einem weißen Sarong, d. h. in einem oben und unten gleich weiten, unterrockartigen Gewande, das um die Taille festgezogen, und dessen vorderer Teil nach hinten durchgezogen und in dem Gürtel befestigt wird, so daß das Ganze wie eine eng anliegende Kniehose aussieht; dazu eine weiße, kurze Jacke. Der Kopf war bis auf eine vielleicht 8 cm lange und halb so breite Stelle auf der Mitte des Schädels abrasiert; auf der nicht rasierten Stelle stand das Haar borstenartig, vielleicht 4 cm hoch. Die Leute sahen aus, als ob ihnen Schuhbürsten aus dem Kopfe wüchsen. Kinder tragen meistens nur den Sarong; um Hand- und Fußgelenk, von der Schulter nach der Hüfte und um den Haarschopf in der Mitte

des Kopfes, bevor derselbe abrasiert und die landesübliche Frisur angelegt wird, goldene oder silberne Ketten oder aus den Blüten einer dem Jasmin ähnlichen, starkriechenden, weißen Blume zusammengesteckte Guirlanden. Ganz kleine Kinder waren nur mit ihrer Unschuld oder mit einem an einem silbernen Kettchen, oft auch nur an einem Bindfaden angebundenen, kleinen, herzförmigen, metallenen Schildchen bekleidet.

Aus dem Gewirr von Laubbäumen, Büschen, Palmen und Dächern ragten überall die vergoldeten Giebel und Dächer und die schlanken Pratchedis hervor, aus etwas langgezogenen, glockenförmigen, auf viereckigen, häufig terrassenförmigen Unterbauten ruhenden Körpern hervorragende spindelförmige Spitzen. Manchmal sind dieselben vergoldet oder mit goldglänzendem Firnis bedeckt, ein anderes Mal bestehen sie aus weißem Stuck, in den zur Verzierung Stücke bunten Porzellans oder auch Teller und Schüsseln in den verschiedenartigsten Formen und Arabesken eingelassen sind. Ich habe mich stunden- und tagelang in den Flußläufen und Kanälen Bangkoks herumgetrieben und von einem Teil der Stadt sogar einen Plan aufgenommen und zahllose Tempel besucht und besichtigt, aber ich bin der stets wechselnden Bilder, die sich meinen Augen boten, nie müde geworden. Aus dem im hellsten Sonnenlichte liegenden Strom mit den Tausenden von größeren und kleineren Böten, die ihn belebten, brachten mich ein paar Ruderschläge der mit Pagaien rudernden königlichen, in roten Kattunjacken steckenden Bootsleute meines Boots in den Schatten einer Bambus- oder Bananenpflanzung, in der nur ein auf vier Pfählen hoch über dem höchsten Wasserstande stehendes, mit Palmenwedeln gedecktes Hüttchen, dessen Wände aus Rohrmatten bestanden, ein modernster und vergänglicher Pfahlbau, mich daran erinnnerte, daß Menschen in der Nähe sein könnten. Über die kleineren und größeren Wasserläufe führten manchmal rohe hölzerne Brücken ohne Geländer oder auch nur eine Bohle, zu der ein Brett hoch hinauf und ein anderes hinabführte; wenn ich mich einem solchen Übergange näherte, blieb jeder, der denselben passieren wollte, stehen und hockte sich nieder,

denn es wäre ein todeswürdiges Verbrechen gewesen, eine Brücke in dem Augenblick zu passieren, in dem nicht ich, sondern das königliche Boot unter derselben durchging. — In den dunklen, schattigen Tempelhallen, in denen es nach Weihrauch roch und gewaltige Bildsäulen von Heiligen schweigend und milde auf den fremden Eindringling herabsahen, wimmelte es von kahlgeschorenen, gelbgekleideten Priestern, — war oder mußte doch jeder Siamese während einiger Jahre Insasse eines Tempels oder Klosters sein — die meistens die liebenswürdige Gleichgültigkeit ihrer Idole nachahmten, manchmal aber auch durch ihre Neugierde und unverschämte Bettelei unbequem wurden. Die großen Höfe der Tempel, häufig mit eckigen Kieselsteinen gepflastert, — das Pflaster russischer Städte hat mich später oft an die Qualen erinnert, die ich in dünnen Schuhen in diesen Höfen auszustehen hatte — lagen im hellen Sonnenschein, aber in den sie umgebenden gedeckten Gängen fand man Ruhe und Schatten und Hunderttausende von kleinen Götzenbildern, die auf Altären, Untersätzen und Etageren regimenterweise geordnet standen. Doch von allen diesen Bildern zog es mich immer wieder zu dem Hauptstrom und dem auf demselben pulsierenden Leben. Hier kam ein kleines Kanoe, in dem ein gelbgekleideter Priester seinen Bettelumgang hielt, dort war ein anderes nicht größeres von einer Frau gerudertes, die mit einem gewaltigen Büschel von Bananen nach dem Markte fuhr oder mit Einkäufen von demselben zurückkehrte; hier ein größeres, von einem halben Dutzend oder mehr Ruderern fortbewegtes Boot, in dem ein Prinz oder ein höherer Beamter einen Besuch machte oder sich in sein Bureau begab, und dort ein noch größeres, von einem oder zwei Chinesen bewohntes, das einen ganzen Kramladen enthielt, mit dem die Leute von Hütte zu Hütte hausieren fuhren. Durch das Gedränge, das durch zahllose größere Böte aus der Umgegend mit Erzeugnissen aller Art noch vermehrt wurde, trieb, ein Leviathan unter dem kleinen Gesindel, ein schwimmendes Haus mit der Flut oder der Ebbe stromauf- oder stromabwärts.

Am zweiten Tage machte der Chef in unserer Begleitung dem

Prinzen Krom Luang Wongsa, der ihn in der Zwischenzeit verschiedentlich aufgesucht hatte, seinen Besuch. Der alte Herr, den eine gewaltige Körperfülle und ein vor kurzem gehabter Schlaganfall körperlich etwas unbehilflich machten und dem ein ungeheurer Mund mit vom Betelkauen geschwärzten Zähnen und geröteten Lippen und Zahnfleisch etwas Nilpferdartiges gab, empfing uns in seinem in stark vernachlässigtem Zustande befindlichen Hause, indem er darauf bestand, uns sein im ersten Stock befindliches Museum zu zeigen, das neben den wenigen Erzeugnissen Siams den mehr oder weniger defekten Inhalt europäischer Wasch- und Nachttische und eine Sammlung von allen möglichen Kopfbedeckungen enthielt, zu der fremde Schiffskapitäne das meiste beigesteuert zu haben schienen. Der alte Herr bildete sich nicht wenig auf diese Sammlung von Kunstschätzen wie auf seine sonstigen Beziehungen zur westlichen Civilisation ein. Über dem Eingang zu seinem Hause prangte in goldenen Buchstaben H. R. H. P. K. L. W. (His Royal Highneß Prince Krom Luang Wongsa) und im Empfangszimmer hing eingerahmt sein Diplom als Doktor (Arzt) von irgend einer amerikanischen Fakultät, wenn ich nicht irre Philadelphia. Viel mehr als diese etwas komischen Schaustellungen — der alte Herr war übrigens mit seinem Halbbruder, dem ersten König, bei jeder Gelegenheit ein eifriger Verfechter des Verkehrs mit den Fremden und des Abschlusses von Handelsverträgen gewesen und hatte sehr wesentlich dazu beigetragen, die Abneigung und den Widerstand der siamesischen Großen gegen dieselben zu überwinden — interessierte uns ein Privattanzvergnügen, das der Prinz uns auf dem vor seinem Stadthause verankerten schwimmenden Hause gab, das er seiner körperlichen Schwerfälligkeit wegen mit Vorliebe benutzte. Zuerst zeigte er uns die goldenen Gefäße, die der erste König ihm bei verschiedenen Gelegenheiten verliehen hatte und die sich in einem Schranke befanden, den er von seiner ersten oder einer seiner Gemahlinnen öffnen ließ. Auf seinen Ruf kam Ihre Königliche Hoheit, die sich in Tracht und Ansehen durch nichts von den Leuten unterschied, die wir auf dem Flusse sahen, und der man nichts mehr

von etwaiger früherer Schönheit ansah, auf allen Vieren hereingekrochen, ohne daß ihr Herr Gemahl sich, nachdem sie seinen Befehl ausgeführt, weiter um sie gekümmert hätte. Dann erschienen acht Tänzerinnen, die jung und schlank waren und vielleicht schön gewesen sein können, von deren mit Saffran angestrichenen Gesichtern man aber unter einer dicken Lage von Schminke nur wenig erkennen konnte. Sie trugen Sarongs und Schärpen aus Goldstoff, ebensolche Flügel oder vielleicht richtiger hörnerartige Aufsätze auf den Schultern, tiaraförmige, aber wie die Pratchedis spitz zulaufende Mützen auf dem Kopf und lange Nägelfutterale an den Fingern; alles von Gold oder vergoldet und vielfach reich mit Juwelen besetzt. Der Tanz bestand in Bewegungen und Stellungen, bei denen die Beine und Füße gar nicht und der Rest des Körpers sehr wenig zur Verwendung kamen; nur mit den Händen und Fingern wurden die unglaublichsten Verrenkungen gemacht, denen die Nägelfutterale ganz besonderen Ausdruck verliehen. Ein Vorleser las, während die Damen ihre Stellungen machten, das Textbuch vor, das die Erklärung des Dargestellten enthielt. Die Musik zu dieser Vorstellung bestand aus Pauken, gewaltigen hölzernen Castagnetten, Flöten und Glocken- und Holzharmonikas. Bei dem ersteren Instrument sitzt der Spieler in der Mitte eines auf ganz niedrigen Beinen stehenden doppelten kreisförmigen Gestells, in dem die metallnen Becken hängen; der Gamelang, wie das Instrument oder das ganze Orchester in Java heißt, macht, wenn man es aus weiterer Entfernung, vielleicht über eine Wasserfläche hinüberhört, einen eigentümlichen und nicht unangenehmen Eindruck, ist aber entschieden nicht für Kammermusik geeignet. Amüsanter wie die Tänzerinnen, an denen wir außer dem Kostüm und ihrem Schmuck nichts zu bewundern fanden, waren die Zuschauer, meistens Enkel und Enkelinnen des Prinzen, alle in Kniehöschen, d. h. hinaufgezogenen Sarongs und sonst nur mit reichem Goldschmuck an Armen, Beinen und Oberkörper bekleidet, dafür hatten sie aber alle große Cigarren im Munde und rauchten während der ganzen Zeit.

Von dem Prinzen fuhren wir zum Premierminister, dem Ka-

lahum, der mit seinem vollen Namen und Titel Tschau Phya Sri Suriwongse Samant Bongs Bisude Maha Purus Ratridom Samutra Phra Kalahum hieß. Der kleine ernste Herr, dessen würdige Haltung nur durch die Aufregung etwas beeinträchtigt wurde, mit der er seine Diener überwachte, war eine wichtige Persönlichkeit, da der erste König seinem Vater den Thron verdankte. Bei dem 1825 erfolgten Tode des Königs Phendin-Klang hatte der damals zwanzig Jahre alte rechtmäßige Thronerbe seinem Halbbruder, dem Sohn einer Nebenfrau weichen müssen und war, um sein Leben zu retten, in ein Kloster geflüchtet. Als der Usurpator 1851 starb, versuchte sein Sohn sich die Herrschaft zu sichern, wurde aber durch den damaligen Kalahum, der einen Aufstandsversuch mit starker Hand unterdrückte, daran verhindert, und der rechtmäßige, aus dem Kloster geholte Erbe wurde als solcher anerkannt. Wir kamen gerade zur Feier des Geburtstages des Kalahum zu ihm und fanden alle Räumlichkeiten des sauber gehaltenen Hauses mit kleinen Altären, Götzenbildern und Schaustücken geschmückt, die nach siamesischer Sitte von Freunden und Klienten des Hausherrn zu dem Tage nicht geschenkt, sondern geliehen worden waren.

Ein Besuch beim Praklang, einem freundlichen ältlichen Herrn, beendigte unsere Visitentournee.

Der erste König hatte den Wunsch ausgesprochen, den Grafen Eulenburg zuerst in einer Privataudienz zu empfangen, und dazu den Nachmittag des 24. Dezember ausersehen. Der Chef fuhr also mit uns, d. h. dem Legationssekretär, den drei Attachés und dem Dolmetscher nachmittags in das auf dem andern Ufer des Flusses liegende königliche Schloß, wo wir in dem ersten Hofe desselben von dem Praklang empfangen wurden, der in einer der an demselben liegenden Hallen die Honneurs machte, bis der König nach etwa einer Stunde — Wartenlassen ist nach orientalischen Begriffen ein Zeichen der Vornehmheit — sagen ließ, daß er bereit sei, uns zu empfangen. Wir gingen dann durch zwei weitere Höfe bis zu einer Treppe, die zu den königlichen Privatgemächern führte, an deren Fuß der Praklang stehen blieb. Der König, der uns ent-

gegenkam und jedem die Hand reichte, machte sofort einen vorteilhaften Eindruck, obgleich auch ihn ein zahnloser, von Betelkauen rotgefärbter Mund entstellte. Seine Majestät Phra Bad Somdetsch Phra Paramendr Maha Mongkut, Phra Kom Klau, Chou Yu Hua, trug einen golddurchwirkten à la Kniehose heraufgezogenen Sarong, eine enganschließende blaue seidene Jacke mit Diamantknöpfen, auf der das Großkreuz der Ehrenlegion und, vielleicht als siamesische Ordensdekoration, eine große Brosche mit einem enormen Smaragd prangten, eine schottische Mütze und gelbe niedergetretene Pantoffeln an den sonst nackten Füßen und Beinen. Nachdem wir uns auf des Königs Aufforderung um einen großen länglichen Tisch gesetzt hatten, der mit einer grünen Decke bedeckt war und auf dem ein paar Karaffen mit Sherry standen, aus denen der König für jeden von uns eigenhändig ein Glas einschenkte, gab der König jedem ein Couvert, in dem sich seine Visitenkarte befand; der Chef erhielt eine höchst eigenhändig geschriebene, wir andern gedruckte, auf denen Phra Paramendr Maha Mongkut, Major rex Siamensium stand. Ich war damals jung und übermütig, und da ich auch gerne ein Autograph von dem Herrn des weißen Elefanten, bekanntlich einer der Titel des Königs von Siam, gehabt hätte, sah ich meine Karte so lange und so mißvergnügt an, bis der König mich fragte, was ich wolle. Auf meine Antwort, daß ich glücklich sein würde, zum Andenken an diese Stunde einige eigenhändige Worte Seiner Majestät zu besitzen, lachte der alte Herr, befahl Feder und Tinte zu bringen und fing nun an, auf jede uns Jüngeren gegebene Karte unter den gedruckten Namen „On the 3877 th day of reign, being the 24 th December 1861“ zu malen, denn Schreiben konnte man die langsame, mühevolle Niederschrift kaum nennen. Das Ganze nahm auf diese Weise eine ziemliche Zeit in Anspruch, und ich bekam nach der Audienz einen tüchtigen Wischer von meinem Chef, der nicht mit Unrecht meinte, daß die Zeit besser als zum Beschreiben von Visitenkarten für die Herren Attachés hätte verwendet werden können. Aber verba volant, scripta manent, und ich besitze noch heute die Visitenkarte mit dem Datum, das der

König eigenhändig hinzugefügt hat. Im übrigen war die Unterhaltung insofern eine nicht uninteressante, als der König sich eingehend über die Gefahren ausließ, die den asiatischen Reichen durch das Drängen der europäischen Mächte nach dem Erwerb von Kolonien erwüchsen; seine Äußerungen zeigten klar, daß er sich wohl bewußt war, wie die Bedürfnisse des fremden Handels und Verkehrs eine Gefahr für Asien einschlössen, die seiner Ansicht nach dadurch noch vermehrt würde, daß man den Asiaten gegenüber die unter den Fremden gültigen Grundsätze des Völkerrechts nur selten oder nie zur Anwendung brächte. Die Zukunft hat die von dem Könige vorausgesehenen Gefahren auch für sein Land nur zu sehr bestätigt, während sie der Antwort des Grafen, daß Preußen, wenn es auf den Erwerb von Kolonien ausgehen sollte, dieselben gewiß nicht in tropischen Gegenden suchen werde, bereits mehr als ein Dementi gegeben hat.

Eine angenehme Zugabe zu diesen politischen Erörterungen brachte die Anwesenheit von einem halben Dutzend der Kinder des Königs in dem vorher beschriebenen reizenden siamesischen Kostüm der Jugend; es waren allerliebste muntere Kinder, die sich im ganzen Zimmer herumtrieben und uns Zigarren und Feuer brachten, aber sowie sie in die Nähe des gestrengen Herrn Papas kamen, der mit großer Liebe an ihnen zu hängen schien, auf alle Viere niedersanken und sich ihm nur kriechend nahten. Siamesische Truppen in grünen, blauen und roten Jacken, weißen Beinkleidern und bloßen Füßen, die wir vor und nach der Audienz in einem der Höfe des Palastes sahen, machten keine schlechten Griffe, aber sonst keinen besonders kriegerischen Eindruck.

Abends feierten wir in der Gesandtschaft den Weihnachtsabend mit einem Aufbau für den Chef, kleinen Überraschungen unter uns, einer als Weihnachtsbaum mit vielen Laternen geschmückten Palme im Hofe, einem Feuerwerk auf dem Fluß und einer Bowle Punsch, die uns trotz der recht anständigen Temperatur nicht schlecht mundete. Ich habe es während meines langen Aufenthalts in Jedo und Peking stets für meine Pflicht gehalten, an dem Abend alle Deutschen und,

wo es die Verhältnisse irgend gestatteten, alle Kinder meiner Bekannten mit ihren Eltern um einen deutschen Christbaum zu versammeln, und ich glaube es der Beobachtung dieser Sitte mit zuschreiben zu sollen, daß ich trotz meiner langen Abwesenheit von der Heimat und meines langen Junggesellenlebens das Gefühl und das Verständnis für das, was ein deutsches Herz am tiefsten bewegt, die Familienbeziehungen, nicht eingebüßt habe. Manchmal gab es bei diesen Weihnachtsabenden allerdings etwas komische Scenen. Bei einem derselben in Peking, an dem, wie dort gewöhnlich, eine große Anzahl von Kindern und Erwachsenen teilnahm, befand sich unter den letzteren auch der bekannte französische Politiker, damalige Gesandte in Peking, Mr. Constans mit seiner Gemahlin. Die Thatsache, daß unter denjenigen, denen beschert wurde, auch die beiden Amtsdiener der Gesandtschaft und die Frau des einen derselben waren, daß wir Deutschen ihnen mit Handschlag Glück wünschten und auf ihr Wohl tranken, schien meinem Kollegen zu Anfang etwas verwunderlich, schließlich kam er auf mich zu und sagte: „Es sind doch merkwürdige Leute, die Deutschen, sie haben den Ruf, das aristokratischste Volk der Welt zu sein, und dabei sind sie häufig viel demokratischer als selbst wir, die glauben, uns etwas darauf einbilden zu können.“ Ich setzte ihm nun auseinander, wie ich von meinem Elternhause und von meiner Dienstzeit in der Armee her gewohnt sei, die Freude des Tages mit allen denen zu teilen, die in gewissem Sinne zur Familie, sei es zu der engeren des Hauses oder zu der weiteren, der Kompagnie oder des Bataillons gehörten, und daß ich auch im Auslande immer streng an dem Prinzip festgehalten habe, das in Deutschland das allgemein gültige sei; eine Auseinandersetzung, die meinen Kollegen etwas in Erstaunen setzte, ihm aber ersichtlich sehr gefiel.

Am 27. sollte unsere feierliche Audienz bei dem Könige sein und die Überreichung des von Seiner Majestät dem König Wilhelm an denselben gerichteten Schreibens stattfinden, aber obgleich die Zustände in Siam sich seit der ersten Audienz, die nach der Vertreibung der Franzosen 1689 Mr. Crawfurd, ein von dem General-

gouverneur in Ostindien an den Hof gesendeter Agent, im Jahre 1822 hatte, sehr zum Bessern geändert hatten, blieb doch noch mancher Punkt zu erledigen, bis die Sache in Ordnung war. Mr. Crawfurd war mit seinen Begleitern in Hängematten nach dem ersten Hofe des Palastes getragen worden, dort hatte man ihnen die Degen abgenommen, und sie hatten dann in Strümpfen durch die schmutzigen Höfe bis in die Audienzhalle gehen müssen; so schlimm war es nun allerdings den späteren Gesandten nicht gegangen, Sir John Bowring hatte aber doch noch 1855 lange über sein Recht, den Degen zur Uniform beibehalten zu dürfen, diskutieren müssen, wenn er seine Forderung auch schließlich durchgesetzt hatte. Auch wir hatten noch eine längere Auseinandersetzung mit dem Kalahum und dem Praklang, die sich darum drehte, wie wir bei der Audienz sitzen sollten; die Siamesen verlangten auf der Erde und so, daß wir unsere Füße dem König nicht zeigten, diese Kombination erklärte Graf Eulenburg aber nicht allein für unzulässig, sondern auch für unmöglich, und so wurde denn schließlich ein Kompromiß dahin geschlossen, daß Kissen auf die Erde gelegt werden sollten, zwei für den Gesandten und je eins für seine Begleiter, und daß wir unsere Füße zeigen könnten, wenn wir das zu vermeiden nicht imstande wären. Wir mußten damit zufrieden sein, da die Siamesen nichts von Stehen oder Stühlen hören wollten und schließlich erklärten, die englischen, französischen und amerikanischen Vertreter hätten es so gemacht, und wenn wir damit nicht zufrieden wären, könne die Audienz überhaupt nicht stattfinden. Da sie mit der ersten Behauptung recht hatten, blieb uns nichts anderes übrig, als nachzugeben.

Am Morgen des großen Tages waren wir schon sehr früh auf den Beinen, denn das Haus war voller Gäste, Offiziere von den Schiffen, die gekommen waren, um der Audienz beizuwohnen, und die die Gelegenheit benutzen wollten, möglichst viel von der Stadt zu sehen. Um zwei Uhr nachmittags brachen wir auf, nachdem die Musik und das Seesoldaten-Detachement, die der Chef zur Verherrlichung des Tages von der Rhede hatte kommen lassen, vorausge-

schickt worden waren. Unsern Zug eröffnete ein 70—80 Fuß langes, rot angestrichenes, mit vergoldeter Schnitzerei verziertes, von vierzig Leuten gerudertes Boot, in dem unter einem Baldachin in einem reich vergoldeten altarähnlichen Schrein auf einer goldenen Schale das Schreiben unser's Königs lag, durch das Graf Eulenburg bei dem Hofe von Siam beglaubigt wurde; dann folgten eine Anzahl siamesischer und fremder Böte, in denen der Kommodore, Kapitän Jachmann, die Offiziere und wir saßen, und den Schluß machte wieder ein großes Boot mit vierzig Ruderern, das den Gesandten, den Legationssekretär und den Dolmetscher trug. Aus einiger Entfernung muß das Ganze sehr hübsch und bunt ausgesehen haben, in der Nähe störten die Löcher in den roten Röcken der königlichen Bootsleute und die abgestoßenen Stellen an der Farbe und der Vergoldung der Böte den Eindruck. Am Lande angekommen ordnete sich der Zug unter dem Donner der Kanonen, der dem Königlichen Handschreiben galt. Voran eine siamesische Musikbande und eine Anzahl Fahnenträger, dann ein von Siamesen umgebener Thronhimmel, unter dem das Schreiben getragen wurde, die Musik der Arcona, das Soldaten-Detachement und endlich der Chef auf einem dünnen vergoldeten Stühlchen, das an zwei Bambusstangen befestigt war und von vier Leuten, ebenfalls in roten Röcken, auf den Schultern getragen wurde. Ich habe während des Zuges unsern Chef nicht um die Stellung beneidet, deren Gefährlichkeit er selbst zu fühlen schien. Hinter ihm kam das Gefolge, alle in großer Gala, zum Teil auf mehr oder weniger, meistens weniger gesattelten und gezäumten Pferden oder auf Tragbahren. Zu den letzteren gehörte auch ich. Die Tragbahren bestanden aus einem mit Stricken auf zwei Bambusstangen befestigten viereckigen Brett, auf dem ein dünnes Kissen lag, und wurden von je zwei Mann getragen. Ich vermute, daß man nach siamesischer Etikette mit untergeschlagenen Beinen hätte sitzen müssen, aber das erschien mir und den andern, die dieses Fortbeförderungsmittel gewählt hatten, denn doch zu lebensgefährlich, so daß wir rittlings darauf saßen. Der Zug muß auf einen unbeteiligten Zuschauer, der nicht mit den Gefahren seines Sitzes und

dem Gefühl seiner Würde zu rechnen hatte, einen unbeschreiblich komischen Eindruck gemacht haben. Zugleich war das Ganze und das, was wir in den nächsten Minuten zu sehen bekamen, äußerst charakteristisch für eine im Niedergang befindliche Civilisation; es war alles anspruchsvoll, schmutzig und zerlumpt. Die Straße, die wir entlang zogen, war durch siamesische Lanzenträger in zerrissenen Röcken und mit verrosteten Lanzen abgesperrt, hinter welchen Tausende von Menschen standen und den ungewohnten Pomp bewunderten. Vor dem Thor des Palastes standen fünf aufgeschirrte Elefanten, innerhalb des ersten Hofes, den wir zu Fuß betraten, acht weitere mit Türmen auf dem Rücken, die mit Bewaffneten in verrosteten Helmen und Kürassen mit Schilden, Lanzen, Spießen und Dreizacken in den Händen, gefüllt waren; außerdem reich aufgeschirrte Pferde aus dem königlichen Marstall, eine wirre Masse von mit allen möglichen und unmöglichen Waffen bewehrten Kriegern und die drei Kompagnien regulärer siamesischer Infanterie, die wir schon bei Gelegenheit der Privataudienz gesehen hatten. Diesmal empfingen uns Prinz Krom Luang Wongsa und der Praklang und es wurde zur Erfrischung und Unterhaltung außer Cigarren auch Betel herumgereicht, von dem aber keiner von uns etwas nahm. Das in Hinterindien sehr gebräuchliche Genußmittel besteht aus einem Stückchen der Arekanuß, etwas aus Muscheln gefertigtem mit Curcuma rotgefärbtem Kalkbrei und einigen frischen Blättern des Betelpfeffers; das Stück Arekanuß wird in das mit dem Kalk bestrichene Betelblatt gehüllt und zusammen gekaut und bringt eine starke Absonderung des Speichels, rote Lippen, roten Mund und schwarze Zähne hervor und hat auch für den Nichtkauer die Unannehmlichkeit, daß er überall den Spuren der Kauer, wäre es auch nur in der Form unvermeidlicher Spucknäpfe, begegnet.

Nach einer Viertelstunde kündigte Musik an, daß der König den Audienzsaal betreten habe, und gleich darauf ließ er sagen, daß er bereit sei uns zu empfangen. Der Anblick, der sich uns darbot, war im höchsten Grade überraschend und machte den Eindruck wirklicher orientalischer Pracht. Der König saß gegenüber von der

Thür, durch welche wir eintraten, auf der langen Seite eines großen Saals, in der mittleren von drei nischenartigen Logen, ziemlich hoch über dem Fußboden, auf einem goldenen Throne. Er war ganz in Goldstoff gekleidet, über seinem Haupte wurde der sieben Etagen hohe goldene Schirm, das Zeichen seiner Würde, gehalten, und um ihn knieten, ebenfalls in sehr reicher Kleidung, Leute seiner Leibwache mit gezückten, senkrecht in die Höhe gehaltenen Schwertern. Das Halbdunkel, das in der Loge herrschte, machte es im ersten Augenblicke schwer, den König zu erkennen; er erschien wie ein unbeweglicher goldner Buddha, und das war wohl auch der Eindruck, der auf die Anwesenden hervorgebracht werden sollte. Gegenüber von dieser Loge lagen die Kissen, die für uns bestimmt waren. Der ganze übrige Raum des sehr breiten Saals war mit auf der Erde liegenden siamesischen Großen gefüllt, von denen einige wenige, wie der Kalahum, den einen Ellbogen auf ein Kissen gestützt hielten, während alle übrigen auf den Knieen und Ellbogen lagen. Neben jedem standen goldene Betelbüchsen, Theekannen u. s. w. und die meisten rauchten oder kauten Betel und spuckten fortwährend. Das Licht fiel durch eine Reihe von Fenstern, die auf der dem Thron gegenüber befindlichen Langseite angebracht waren; in einer auf derselben Seite befindlichen, durch schlanke, vergoldete Säulen getragenen Arkade lagen Angehörige der fremden Völkerschaften, die sich in Bangkok aufhielten, Araber, Bewohner von Laos und Chinesen. Der Gesamteindruck war ein überaus prächtiger und imponierender, ganz verschieden von dem des zerlumpten Zuges, mit dem wir angekommen waren. Die Audienz verlief, wie solche Haupt- und Staatsaktionen zu verlaufen pflegen. Der Legationssekretär legte das Schreiben des Königs auf einen vor der Loge des Herrn des weißen Elefanten befindlichen Tisch, Graf Eulenburg trat einige Schritte vor und verlas eine in englischer Sprache abgefaßte Anrede, dann kam der König die Stufen des Thrones herab, nahm aus den Händen des Gesandten dessen Beglaubigungsschreiben entgegen und übergab demselben sein in siamesischer Sprache abgefaßtes Antwortschreiben. Wir setzten uns

darauf auf die bereit liegenden Kissen, Cigarren wurden angeboten und nicht angenommen, und es entspann sich zwischen dem König und unserm Chef eine durch den Dolmetscher des letzteren vermittelte Unterhaltung, die damit endigte, daß der König den Inhalt des dem Grafen vorher übergebenen Schreibens aus einem Buche vorlas. Dann erhob sich der König, grüßte dreimal durch Abnehmen seiner mit edlen Steinen und einem Federbusch geschmückten Mütze, und die Audienz war zu Ende, nicht aber die Genüsse des Tages. Wir wurden in einen anderen Flügel des Schlosses geführt, wo ein Diner für uns serviert wurde; nachdem dasselbe beendet war, erschien der König, ließ sich die ihm noch nicht bekannten Anwesenden vorstellen, schenkte jedem von uns eigenhändig ein Glas Sherry ein und brachte die Gesundheit des Königs von Preußen aus, die wir auf seinen Wunsch mit einem donnernden Hurra begleiteten. Endlich stieg er in den Hof hinab, wo die Musik der Arcona einige Stücke vortrug, die ihm sehr zu gefallen schienen, und entließ uns darauf in der gnädigsten Weise, worauf wir zu Fuß unter Fackelbegleitung zu unseren Böten und in denselben nach Hause zurückkehrten.

Sofort nach der Audienz begannen die Vertragsverhandlungen, zu denen die siamesische Regierung fünf Bevollmächtigte ernannte, außer dem Prinzen Krom Luang Wongsa, dem Kalahum und dem Praklang, den Gouverneur von Bangkok und den Bruder des Kalahum. Im allgemeinen verliefen die Verhandlungen glatt und schnell, wie schon aus der Thatsache hervorgeht, daß die Bevollmächtigten ihre Vollmachten am 6. Januar austauschten und am 23. desselben Monats die Verhandlungen bereits beendet waren und zur Reinschrift der vereinbarten Bestimmungen geschritten werden konnte. Trotzdem würde es ein Irrtum sein, anzunehmen, daß sich im Lauf der Verhandlungen keine Schwierigkeiten ergeben hätten; zwar wurde von den Siamesen nicht der Versuch gemacht, uns, wie das in Japan und China geschehen war, die Vorteile, kommerzielle oder politische, vorzuenthalten, die schon anderen Mächten zugestanden worden waren, aber einige neue Bestimmungen, die Graf

Eulenburg nach Besprechung mit den deutschen, in Bangkok ansässigen Kaufleuten und Entgegennahme von deren Äußerungen über die gegen die bereits bestehenden Verträge zu machenden Aussetzungen in seinen Vertragsentwurf aufgenommen hatte, konnten doch nur nach längeren Erörterungen, und für eine derselben nur durch einen Appell an den König, durchgesetzt werden. Es handelte sich im wesentlichen darum, die Kaufleute gegen die sich aus der Thatsache, daß viele der von ihnen in Dienst genommenen Arbeiter Hörige oder Sklaven waren, die sich oft ohne Vorwissen ihrer Herren vermieteten, ergebenden Unzulässigkeiten und Verluste zu schützen, sowie darum, das Recht der siamesischen Regierung, die Ausfuhr von Salz, Reis und getrockneten Fischen zu verbieten, in der Weise zu beschränken, daß den bereits im Hafen befindlichen fremden Schiffen gestattet würde, auch nach Erlaß des Verbotes ihre Ladungen zu vervollständigen oder einzunehmen. Der dritte, schwierigste Punkt betraf die Erwerbung von Grundeigentum durch die Fremden in Siam, die in und bei Bangkok erst nach zehnjährigem Aufenthalt im Lande gestattet war, was neue Ankömmlinge der schonungslosen Ausnutzung durch ihre Vorgänger aussetzte. Auch in diesem letzteren Punkte gab die siamesische Regierung nach, indem sie den Fremden das freie Niederlassungsrecht überall gewährte, mit Ausnahme von innerhalb der Mauern der inneren Stadt und eines kleinen Gebiets auf dem rechten Ufer des Flusses. Graf Eulenburg konnte sich also mit Recht rühmen, in Siam sehr erhebliche Fortschritte gegen die früheren Verträge erreicht zu haben.

Der schnelle und glatte Verlauf der Verhandlungen, wie die Thatsache, daß die Siamesen beinahe vierzehn Tage für die Reinschrift des siamesischen Textes des Vertrages gebrauchten, gab uns Gelegenheit, uns nicht nur Bangkok recht gründlich anzusehen, sondern auch einer Anzahl interessanter Zeremonien beizuwohnen und einen Ausflug ins Innere des Landes, nach der früheren, jetzt in Ruinen liegenden Hauptstadt Ayuthia, und einem berühmten Wallfahrtsort, Prabat, in dem sich ein Abdruck des Fußes von Buddha befindet, zu machen.

Man würde vielleicht nicht unrecht thun, Bangkok als eine Tempelstadt zu bezeichnen, wenigstens ragen überall am Flußufer aus der dichten Vegetation die Dächer und Türme neuer und alter, mehr oder weniger gut oder schlecht erhaltener Tempel empor, die für alle feierlichen Gelegenheiten, Haarabschneidungen, Totenverbrennungen u. s. w. und die denselben vorhergehenden Zeremonien benutzt werden. Die Architektur der Tempel ist die in ganz Hinterindien gebräuchliche. Verhältnismäßig niedrige Wände, hohe Dächer mit spitzen Giebeln, an denen die Firste spitzgekrümmten Hörnern ähnlich auslaufen und die an den Rändern mit gleichen Auswüchsen besetzt sind; dazwischen unzählige der schon vorher beschriebenen Pratchedis, der pyramidenförmigen Türme, der Praprangs und anderer pagodenartiger Bauwerke, das alles weiß mit buntem Porzellan eingelegt, mit einer Art Goldmosaik bedeckt oder mit goldig schimmerndem Firnis überzogen ist, so daß es im Licht der tropischen Sonne funkelt, glitzert und blitzt, als wäre es eitel Gold. Auch die Dachflächen sind mit bunten Ziegeln belegt, und die so gezierten Flächen werden meistens noch durch einen in anderer Farbe gehaltenen breiten Rand besonders hervorgehoben. Das Innere der Tempel, das mit seiner geringen Breite, die oft durch zwei Pfeilerreihen noch schmäler erscheint, und der unverhältnismäßigen Höhe an gotische Bauwerke erinnert, macht mit dem in ihm gewöhnlich herrschenden Halbdunkel, aus dem oft von der Hinterwand dem auf einer der schmalen Seiten gelegenen Eingang gegenüber ein gigantisches, reich vergoldetes Buddhabild hervorschimmert, einen mystischen Eindruck. Viele dieser Bilder sind von ungeheuren Dimensionen, so eins in dem Haupttempel von Wat Po, das einen liegenden, richtiger einen ins Nirwana übergegangenen, gestorbenen Buddha darstellt, von 160 Fuß Länge und 55 Fuß Höhe. Der Koloß besteht, wie viele andere, aus einem roheren, metallenen Kern, der mit einer Schicht von Cement überzogen ist, auf der wieder eine starke Vergoldung ruht. Das Bild ist plump, aber macht trotzdem in der Halle, die es fast ganz füllt, sie ist 200 Fuß lang und 80 Fuß breit, einen gewaltigen Eindruck. Auf den Sohlen der übereinander ge-

legten Füße befanden sich in kleinen quadratischen Feldern in Perlmutter eingelegt die verschiedenen Inkarnationen Buddhas als Tier und Mensch, während auf den Zehen die zehn göttlichen Attribute, das Rad, der Sonnenschirm, die Lotusblume, der Elefantenrüssel u. s. w. abgebildet waren.

Die reiche Ausschmückung Bangkoks mit so vielen prächtigen Tempeln ist um so auffallender, als die Stadt selbst erst nach der Zerstörung der alten Hauptstadt Ayuthia durch die Birmanen 1766 der Sitz der Regierung und des Hofes geworden ist. Wenn man trotzdem schon viele Ruinen und den Einsturz drohende Tempel und Pratchedis sieht, so ist das neben der Ungunst des Klimas und der Unsicherheit des Baugrundes wohl auch der in allen orientalischen Ländern herrschenden Sitte oder Unsitte zuzuschreiben, daß für die Errichtung von Gebäuden, aber nicht für die Erhaltung derselben gesorgt wird. Wie schon in der Türkei der Nachfolger nicht den von seinem Vorgänger gebauten und bewohnten Palast bezieht, sondern denselben verfallen läßt und sich einen neuen baut, so glaubt auch der fromme Siamese oder Chinese genug gethan zu haben, wenn er den Göttern seine Dankbarkeit oder seine Verehrung dadurch bezeugt, daß er einen Tempel baut, ohne sich später um die Unterhaltung oder Erhaltung desselben zu kümmern. Nur die königlichen Tempel machen von diesem bald in Verfall übergehenden Mangel an Fürsorge eine Ausnahme. Der größte derselbe ist der schon erwähnte Wat (Tempel) Po, der an den Palast des ersten Königs grenzt und mit seinen Höfen, Gärten, Klöstern, Hallen und Kapellen ein ganzes Stadtviertel bildet. Überall findet man Baumgruppen, künstliche Felsenpartien und groteske Steinbilder; im ersten Hofe lebt in einem Teich ein großes Krokodil; durch das ersichtlich nicht sehr tiefe Wasser führt ein aus großen, flachen, in ziemlich weiten Zwischenräumen niedergelegten Steinen gebildeter Pfad, über den die kleinen siamesischen Bengel für einige Pfennige laufen. Ein paar Fuß von ihnen ragt die Nase des gewaltigen Sauriers aus dem Wasser, aber das Tier ist zu satt oder zu faul, vielleicht beides, um von den fetten Braten, die ihm so vor der Nase herumtanzen,

auch nur die geringste Notiz zu nehmen. Was es thun würde, wenn einer von den Bengeln ausglitte und ins Wasser fiele, will ich dahingestellt sein lassen; die Siamesen behaupten, daß nur gute Menschen unangefochten den Weg passieren könnten und daß schlechte unfehlbar von dem Krokodil weggeschnappt würden. Vielleicht war es diese Sage und das Gefühl unserer eigenen Unvollkommenheit, das jeden von uns verhinderte, den Gang zu wagen.

Eine andere Tiergeschichte verlief weniger ruhig, wenn auch in ebenso unblutiger Weise. Eines Tages erschienen bei uns zwei Siamesen mit einer gewiß acht bis neun Fuß langen Riesenschlange, die sie mit ganz dünnen Bindfaden in der Weise an einen langen Bambus befestigt hatten, daß die nur hinter dem Kopfe und an der Schwanzspitze befestige Schlange etwa zwei Fuß unterhalb der Stange hing. Da sie keinen Stützpunkt hatte und so auch keine Möglichkeit, ihre furchtbare Muskelkraft geltend zu machen, war sie absolut unschädlich. Assistenzarzt Dr. Friedel, später Regimentsarzt im I. Garderegiment, kaufte sie den Leuten ab, die Schlange wurde in eine leere Weinkiste gepackt, über die ein paar Latten genagelt wurden, weit genug voneinander, um dem Tiere hinreichend Luft zu geben, und nahe genug aneinander, um dem Entfliehen der Schlange, die in der Mitte ihres Körpes gewiß einen Umfang von 25 cm hatte, unmöglich zu machen. Die Kiste wurde dann in eine kühle Ecke der Veranda gestellt, bis sich Gelegenheit finden würde, sie mit ihrem Inhalt an Bord zu schicken. Einige Tage später waren eine Anzahl Matrosen von Bord eines der Schiffe gekommen, die mit den Musikern von der Arcona wie gewöhnlich in ihren auf den Boden gelegten Hängematten in der Veranda kampierten. In der Nacht wurden wir durch einen furchtbaren Spektakel geweckt, wir sprangen aus den Betten und stürzten in unseren Nachtkostümen auf die Veranda — die Pyjamas eignen sich ganz besonders für solche nächtlichen Exkursionen, da sie jede weitere Toilette überflüssig machen — und sahen, wie unsere Leute nach allen Richtungen in wilder Flucht auseinanderstoben. Die Schlange war aus ihrem Gefängnis entwichen — wir lernten dabei, was wir bis dahin nicht

gewußt hatten, daß nämlich eine Schlange überall dort, wo sie mit dem Kopf durchkann, mit dem ganzen Leibe zu folgen imstande ist — und war über einige von den Leuten weggekrochen, die von der Berührung mit der kalten Haut des Wurms erwacht waren und durch ihr Geschrei die ganze Gesellschaft in Aufruhr und auf die Beine gebracht hatten. Als wir an der Stelle ankamen, wo die Schlange versuchte, in den Hof hinabzugelangen, sahen wir noch einige Fuß ihres Schwanzes auf unserer Seite der Brüstung; ein paar von uns faßten zu, um den Deserteur an der Flucht zu verhindern, einige Matrosen kamen hinzu, und schließlich zogen ein halbes Dutzend und mehr Menschen aus allen Kräften, ohne imstande zu sein, den Widerstand der Schlange zu überwinden, die sich mit ihren Schuppen und Muskeln so fest an die Mauer anklammerte, daß es unmöglich war, sie auch nur einen Zoll zu bewegen. Endlich stiegen ein paar Leute in den Hof hinab, der zufällig trocken war, und schlugen das Tier mit Knütteln tot, um zu verhindern, daß es doch entwischte.

Wat Cheng, ein anderer der großen Tempel, der von Phayatak, der die Birmanen vertrieb und in Bangkok residierte bis er 1781 von dem Großvater des 1862 regierenden Königs, dem Gründer der jetzt herrschenden Dynastie, gestürzt wurde, erbaut worden ist, liegt auf dem rechten Ufer des Menam, gegenüber vom Königlichen Palast und besitzt den größten Praprang Bangkoks, dessen Höhe auf ungefähr 90 m angegeben wird. Derselbe steigt aus einem achteckigen, mit acht kleinen Türmen besetzten Untersatz hervor, hat mehrere schmale Galerien und endigt in einem kleinen achteckigen Dach, das in einer runden Spitze ausläuft. Einige der Etagen des Gebäudes werden von Figuren mit Teufelsfratzen getragen, andere von phantastischen Tieren. Dazwischen befindet sich reiches Blumen- und Blattwerk, Gruppen von je drei Elefantenköpfen und anderes Beiwerk. Der Schmuck des mit weißem Kalkbewurf überzogenen Bauwerks besteht aus bunten Scherben fremden, chinesischen und siamesischen Porzellans, die, aus einiger Entfernung gesehen, regelmäßige Verzierungen bilden und einen sehr hübschen Anblick bieten. In den verschiedenen Höfen des Tempels stehen große Ele-

fanten, Glockentürme, Pratschedis, Götterbilder vielfach überlebensgroß in Unmenge und eine große Anzahl barocker Figuren von holländischen Soldaten aus dem 18. Jahrhundert, das den Niedergang des holländischen Handels und Einflusses sah. Die Innenwände der Tempel sind vielfach mit Fresken geschmückt, die Darstellungen aus der buddhistischen Mythologie enthalten, aber stark unter dem Einfluß späterer indischer Kunst stehen. Wat Ko Kei ist ein Tempel am Menam, dessen Fassade in der Form einer großen Dschunke gebaut ist, die an der Stelle der Masten Pratchedis hat; der Tempel soll ein Weihgeschenk der Bemannung einer Dschunke sein, die in einem furchtbaren Sturm ein dahin gehendes Gelübde gethan hatte, wenn sie der Gefahr entginge. Wat Subat ist ebenfalls ein großer Tempel, für eine viel zahlreichere Priesterschaft eingerichtet, als ihn augenblicklich bewohnt; die für dieselbe errichteten Gebäude, vierzig an der Zahl, jedes ca. 70 m lang, die in zehn Reihen je vier hintereinander stehen, waren zur Zeit unseres Besuches nur zum kleinsten Teil bewohnt; ich möchte annehmen, daß diese in lauter einzelne Zellen eingeteilten Baulichkeiten zur Aufnahme von Besuchern oder Pilgern, die sich zu besonderen Festen oder Gelegenheiten hier einfinden, bestimmt waren; es konnten mit leichter Mühe tausend Personen in denselben untergebracht werden. Die meisten der Hallen waren ebenfalls mit Fresten geschmückt; am meisten fielen mir die in einer der kleineren Hallen auf, in der unter einem größeren Bilde, das Darstellungen von jagenden, gejagten, tanzenden, musizierenden und badenden Kinnari*) enthielt, ein breiter Streifen entlang lief, der mit naturalistischen, köstlich naiven Bildern aus dem täglichen Leben der Siamesen angefüllt war. Badende Kinder, ein Bübchen, das auf einem Brette über dem Fluß stehend ein kleines Geschäftchen abmacht, eine Mutter, die nach einem größern

---

*) Wesen mit menschlichem Vorderleib, indischem Kopfputz und Schmuck. Der untere Teil des Leibes ist ein Vogelkörper mit Flügeln, welche an der Hüfte des menschlichen Leibes sitzen, ein reich gebuschter Schweif, welcher als Pfauenschweif gedacht ist, wird ornamental ausgebildet. (A. Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien.)

ihr Söhnchen hinten abwäscht — naturalia non sunt turpia, wie das schon vor fünfzig Jahren unter dem reizenden Bilde des kleinen Schelmchens auf dem Töpfchen stand — Marktscenen, festliche Aufzüge u. a. m. geben einen Beweis für den scharfen Blick und die Schaffensfreudigkeit des eingeborenen Künstlers. Die Skizzen, denn mehr waren es nicht, zeigten scharfe charakteristische schwarze Umrisse, die mit hellen Farben ohne jede Andeutung von Licht und Schatten oder Versuch einer Modellierung ausgefüllt waren. Als ich in dem kleinen Tempel zeichnete und auch einige besonders charakteristische Kinnari kopierte, u. a. eine auf der Jagd durch ein Geschoß verwundete, sagte unser Missionärdolmetscher, der gegenwärtig war, in einem Ton, der halb Besorgnis, halb Entrüstung ausdrückte, zu mir: „Aber Sie glauben die Geschichten doch nicht etwa?"

Einer der interessantesten Tempel, die wir besuchten, war Wat Saket, wo die meisten Leichen verbrannt oder den Geiern und Hunden zum Fraß vorgeworfen werden. Die Götzenbilder, die in den den größten Hof des Tempels umgebenden Hallen standen, waren alle von schwarzer Farbe; wir knüpften daran schon die weitgehendsten mit den Ideen von Tod, Vernichtung, Trauer in Beziehung stehenden Schlüsse, als wir zu unserm Leidwesen in einer der Tempelhallen einen kolossalen vergoldeten Buddha entdeckten, der alle unsere geistreichen Hypothesen über den Haufen warf. Was es mit den schwarzen Farben der Statuen für eine Bewandtnis hat, muß jetzt ein anderer zu ergründen suchen. Etwas Widerlicheres als den Vernichtungsplatz — ich kann keinen andern Ausdruck finden — kann man sich nicht vorstellen. Für die Leichen der Vornehmen dienen an allen vier Seiten offene steinerne Lauben, die über einem massiven Unterbau errichtet sind, der für den Scheiterhaufen bestimmt ist; le commun des mortels schmort und brät auf kleinen aus wenigen Scheiten Holz aufgebauten Scheiterhaufen im Freien; die Leichen derer, die das Geld für einen solchen nicht zusammenbringen können — und Holz ist teuer in Siam, da das am häufigsten vorhandene, das der Palmen, nicht brennt —, oder von be-

sonders frommen Leuten, die dies bestimmen, werden in eine weite Umzäunung geworfen, auf deren Pfählen große nackthalsige Geier sitzen und um die sich räudige Hunde herumtreiben, die auf ihren Fraß warten. Wird eine Leiche dort hinein geworfen, so entsteht fast, ehe die Träger sie losgelassen haben, ein wilder Streit und Kampf zwischen den Tieren, aber in wenigen Augenblicken ist von der Leiche nur noch das von allem Fleisch entblößte Skelett übrig, die Geier hüpfen träge auf den Zaun zurück, die Hunde schleppen einen Knochen an einen schattigen Platz, und die alte Ruhe ist wieder eingekehrt, die Ruhe des Todes, die hier allein nichts Erhabenes hat. Hat sich eine genügende Anzahl von Knochen angesammelt, so verbrennen entweder die Priester dieselben, oder ein frommer Mann giebt das dafür erforderliche Geld oder Holz her. Die Asche wird dann, wie das auch bei allen verbrannten Leichen geschieht, unter Beobachtung besonderer Förmlichkeiten in den Strom geworfen. — Wir wohnten in Wat Saket der Verbrennung der Leiche eines vornehmen Siamesen und später in Wat Cheng der eines Halbbruders des Königs bei. Auf die letztere Zeremonie werde ich noch zurückkommen; die erste ging mit vieler Decenz vor sich. Auf den versilberten Scheiten des Scheiterhaufens stand eine vergoldete Holzkiste, in der sich die Leiche befand; die Kiste war oben offen, unten durch ein eisernes Gitter geschlossen, in ihr hockte der Leichnam in der Stellung, die der Embryo im Mutterleibe hat (auch die Stellung, die in Japan den Toten gegeben wird), und der freie Raum in der Kiste war mit Holzspänen gefüllt. Nachdem der Scheiterhaufen in Brand gesetzt worden war, wurden die Seitenwände der Kiste fortwährend mit Wasser benetzt, und es wird großer Wert darauf gelegt, daß dieselben nicht eher in Brand geraten und zusammenbrechen, bis die Leiche ganz vom Feuer verzehrt ist.

Eine der interessantesten Zeremonien, der wir in Bangkok beiwohnten, war das unter dem populären Namen des Schaukelfestes, Lo ching cha, bekannte Erntefest, das indischen Ursprungs zu sein scheint, wenigsten spielen Braminen bei demselben eine der Hauptrollen. Der König hatte den Grafen Eulenburg benachrichtigen

lassen, daß am 9. Januar eine große Prozession stattfinden würde, die wir uns doch ansehen möchten. Der Aufzug, der um zwei Uhr beginnen sollte, fing mit orientalischer Pünktlichkeit erst beinah zwei Stunden später an, die Zeit wurde uns aber weniger lang, weil in der Straße, in der Plätze für uns reserviert worden waren, ein reges Leben herrschte. Während einiger Zeit bildeten wir den Hauptpunkt der Aufmerksamkeit der Menge, bis dieselbe durch einige der königlichen Elefanten, kolossale Tiere, die sich in unserer Nähe aufstellten, etwas abgelenkt wurde. Dem Zuge voran ritten zwei Hofdamen des Königs in europäischer Tracht, sehr kurz geschürzt, ganz weißgeschminkt, ob um Europäerinnen ähnlicher zu sein, weiß ich nicht. Daß die Damen nach Männerart ritten, erhöhte noch das Groteske ihres Aussehens. Zwölf Elefanten folgten mit Kindern des Königs, jedes Tier von einer großen Schar von Frauen begleitet; dann kamen Doppelreihen von Leuten in bunten Trachten, grün, gelb, rot u. s. w., bald ein- bald zweifarbig gekleidet, mit rostigen Spießen und Schwertern, darauf die Amazonengarde des Königs und schließlich ein Teil seiner männlichen Leibgarde. Es ist dies das einzige Mal, daß ich die Amazonengarde als geschlossenes Korps habe auftreten sehen, von ihr gestellte Posten trafen wir häufiger bei anderen Zeremonien, bei denen sie die Hallen bewachten, in denen sich die Frauen des Königs befanden. Ich besitze eine damals in Bangkok gekaufte Photographie, auf der drei hübsche Amazonen in der Tracht der Bergschotten abgebildet sind. In dieser Uniform habe ich die Amazonen nie gesehen, sondern nur in einer der englischen nachgebildeten mit roten Röcken, kurzen weißen Hosen und bloßen Füßen; auch durch Schönheit zeichneten sich die Amazonen, die mir zu Gesicht gekommen sind, nicht aus, so daß die mir damals gemachte Angabe, daß der König das Korps aus denjenigen seiner Frauen rekrutiere, die aufgehört hatten, sein Wohlgefallen zu erregen, mir durchaus nicht unwahrscheinlich erschien. Die Hauptperson des Zuges, der Bruder des Kalahum, der auf einem vergoldeten Stuhl auf den Schultern von vier Männern getragen wurde, war von einigen weißgekleideten Leuten begleitet und

von einer zahlreichen Schar von Beamten und Fahnenträgern gefolgt. Sein Anzug strotzte von Gold und Edelsteinen. Der ganze Aufzug machte einen viel besseren Eindruck und war viel sauberer und anständiger als der, welcher uns zu der Audienz abgeholt hatte. Wie ich später erfuhr, war früher der Ackerbauminister die Hauptperson bei dem Aufzuge und der sich daranschließenden Zeremonie gewesen, während seit einigen Jahren in jedem Jahre einem anderen vornehmen Manne der Auftrag erteilt wurde, die Geschichte zu arrangieren, was der Betreffende sich jedesmal viel Geld kosten ließ, resp. kosten lassen mußte. Es erklärte das die Neuheit und Sauberkeit der Kostüme. Der Zug endete auf einem großen, von einer vieltausendköpfigen Menge dicht angefüllten Platze, auf dem der Bruder des Kalahum unter einem reich geschmückten Zelte in der Weise Platz nahm, daß er sich auf einen Stuhl setzte und das rechte Bein über das linke legte. In dieser Stellung mußte er während der ganzen Dauer der Zeremonie verharren, da, wenn sein rechter Fuß den Boden berührte, dies als eine sehr böse Vorbedeutung für das kommende Jahr angesehen worden wäre. Vier der weißgekleideten Leute, Braminen, standen neben ihm, zwei zu seiner Rechten und zwei zu seiner Linken und andere vor ihm und überwachten genau jede seiner Bewegungen; wie uns gesagt wurde, sollten dieselben das Recht haben, ihm, falls er gegen das Zeremoniell verstieße, seine Juwelen zu rauben und ihn auch thätlich zu mißhandeln. Das mag früher der Fall gewesen sein, als ein älteres, schärferes Gesetz, das den Schuldigen mit Verlust seines Ranges und Einziehung seines Vermögens bestrafte, aufgehoben worden war; ich möchte aber annehmen, daß auch schon zur Zeit, als wir in Siam waren, den Übertreter des alten Zeremoniells keine härtere Strafe getroffen haben würde als die Unzufriedenheit und vielleicht der Hohn des Volkes, das mit großer Liebe an den alten Zeremonien hängen soll.

Auf dem Platz war an zwei zwischen 25 und 30 m hohen, durch ein Querholz verbundenen Pfeilern eine Schaukel in der Art angebracht, daß die Stricke derselben vielleicht 16 bis 18 m lang sein konnten; auf einem viereckigen Brett, das den Sitz bildete, standen

vier weiß gekleidete Männer mit ebensolchen Mützen — zur Schaukel begnadigte Verbrecher, wie die einen sagten, braminische Priester, wie andere wohl richtiger behaupten —, die sich an den Stricken der Schaukel festhielten. Gegenüber von der Schaukel war an der Spitze einer hohen Stange ein Beutelchen mit Silbergeld — Ticals, der damaligen kugelförmigen siamesischen Münze — befestigt, das die Leute mit dem Munde abreißen sollten. Die Schaukel wurde durch einen an ihr befestigten Strick in Bewegung gesetzt, der, nachdem dieselbe genügend in den Gang gekommen war, weggezogen wurde, so daß die auf derselben Stehenden nun allein dafür zu sorgen hatten, daß sie immer höher schwang. Wenn ich recht gesehen, riß einer der Leute nach einigen mißlungenen Versuchen, das Beutelchen mit den Zähnen zu fassen, dasselbe mit der Hand herunter. Die ganze Geschichte, die dreimal wiederholt wurde, sah halsbrechend genug aus, lief aber ohne einen Unglücksfall ab. Die drei zu erringenden Preise bestanden in 15, 10 und 5 Ticals, d. h. nach damaligen Kursen ungefähr 45, 30 und 15 Mark. Nachdem das Schauspiel vorbei war, wurde das Publikum von den weißgekleideten Leuten mit Wasser bespritzt, das dieselben mit Kuhhörnern aus einem großen Bottich schöpften, eine Besprengung, die sich unser Chef ernstlich und mit Erfolg verbat.

Die für die Abschrift des siamesischen Textes des Vertrages erforderliche Zeit ermöglichte es unseren Chef, der alten Hauptstadt des Landes oder vielmehr den Trümmern derselben und dem berühmten Wallfahrtsort Prabat, d. h. dem „heiligen Fuße“, einen Besuch abzustatten. Der König und der Kalahum hatten uns Ihre Dampfer „Royal Seat“ und „Arrow“ (Thron und Pfeil) zur Verfügung gestellt; auf dem letzteren, dem schnelleren, schifften sich der Chef, A. Eulenburg, Bunsen und Berg, auf dem ersteren Pieschel, Richthofen, Lucius und ich ein. Wir fuhren am 30. Januar abends neun Uhr von Bangkok ab, der Arrow folgte einige Stunden später; der letztere traf am nächsten Morgen gegen zehn Uhr in Ayuthia ein, wir erst zwei Stunden später und gingen nach einer Stunde weiter, nachdem wir an Bord des Arrow gefrühstückt hatten.

Das Mittagessen sollte am Abend gemeinschaftlich an Bord des Arrow eingenommen werden. Wir trafen bald nach sechs Uhr, d. h. bei eintretender Dunkelheit, in der Nähe des Platzes ein, an dem wir uns am nächsten Morgen ausschiffen mußten und den wir wegen niedrigen Wasserstandes nicht ganz erreichen konnten, aber wer nicht kam, war der Arrow. Wir hatten bestimmt auf den Koch und die Küche des Gesandten gerechnet und uns, wenn auch reichlich mit Getränken und Cigarren, doch nur sehr bescheiden mit Lebensmitteln versehen, so daß wir einen recht mißvergnügten Abend und keine bessere Nacht zubrachten, denn was wir an Bord auftreiben konnten, genügte bei weitem nicht für vier hungerige europäische Magen. Endlich am nächsten Morgen um 8 Uhr erschien der Arrow. Die in Ayuthia erwarteten Lebensmittel waren nur zum Teil angekommen, und das wesentlichste, Hühner und Enten, war ausgeblieben; wie wir später erfuhren, hatten die königlichen Beamten dieselben zwar requiriert, aber es vorgezogen, das Erhaltene für sich zu behalten, anstatt es an Bord des Arrow zu bringen; so mußte denn der Dolmetscher des Grafen in die Stadt, d. h. zu den schwimmenden Häusern, die in einem Nebenarm des Menam eine lange Straße bildeten, um einzukaufen; als er zurückkehrte, hatte die Flut, die wir noch teilweise mit uns gehabt hatten, umgesetzt und der Arrow mußte gegen die Ebbe und den starken Strom ankämpfen. Schließlich rannte der Dampfer in der Dunkelheit ein Boot mit einem Chinesen und einer Reisladung in den Grund, der Eigentümer und die Mannschaft wurden zwar gerettet, aber um die Wiederholung eines solchen Unfalls zu vermeiden, befahl Graf Eulenburg für die Nacht zu ankern. In für siamesische Verhältnisse recht charakteristischer Weise fuhr der dem Grafen mitgegebene siamesische Reisemarschall den Chinesen, als er sich heulend und schreiend dem Grafen zu Füßen warf, furchtbar an, wie er es wagen könne, einem königlichen Schiffe in den Weg zu fahren, und wollte auch nicht zugeben, daß der Graf ihn entschädige, da er vielmehr verdiene, daß der Kopf ihm vor die Füße gelegt werde. Schließlich bekam der Chinese das Geld und

der Reisemarschall eine Anzahl unangenehmer Wahrheiten zu hören, da seiner Unzuverlässigkeit und Nichtherbeischaffung des Proviants der Unfall mit Recht zugeschrieben werden konnte. Derselbe sollte uns bald noch weitere Beweise seiner Unfähigkeit geben. Da die beiden Dampfer nicht bis zu dem Ort gelangen konnten, von dem die Besucher von Prabat ihre Landreise anzutreten pflegen, fuhr der Siamese dorthin, um Elefanten für die Fortsetzung der Reise von dort heran zu beordern. Wir warteten und warteten auf die zwanzig Dickhäuter, die Prinz Krom Luang Wongsa für uns beordert haben wollte; endlich gegen zwei Uhr erschienen sieben Elefanten und einige Büffelkarren; auf die letzteren und vier der ersteren wurde das Gepäck und die Dienerschaft verladen und auf die drei übrigbleibenden verteilten sich der Chef, Pieschel, A. Eulenburg, Bunsen und Lucius. Graf Eulenburg hatte zuerst nicht aufbrechen wollen, bis alles in Ordnung sei, aber auf unser dringendes Zureden entschloß er sich doch nach drei Uhr dazu. Berg, Richthofen, ich und der Dolmetscher blieben zurück, und der letztere wurde in das Dorf geschickt, um Pferde zu besorgen. Endlich gegen fünf Uhr erschien er mit vier Pferden, Ratten wäre der richtigere Ausdruck gewesen, denn sie waren nicht viel größer; statt des Sattels hatten sie ein zerlumptes, mit einem Strick unter dem Bauch festgebundenes Kissen, statt des Zaumes einen durch das Maul gezogenen Strick, und außerdem sahen ihre Beine durchaus nicht vertrauenerweckend aus, aber was half's, wir mußten vorwärts. So kletterten wir denn auf die Gäule und jagten in die unbekannte Gegend und die einbrechende Dunkelheit hinaus. Zuerst überholten wir den Herrn Reisemarschall, der es sich in einem Büffelkarren bequem gemacht hatte, und riefen ihm einige Liebenswürdigkeiten zu, die der Dolmetscher getreulich übersetzte; nach eingebrochener Dunkelheit erreichten wir die Elefanten, die den Grafen und seine Begleiter trugen, bei denen der Dolmetscher zurückblieb. Es ist weder leicht noch angenehm, zu Pferde einen Zug Elefanten zu passieren, denn die großen Dickhäuter stehen mit den Pferden auf schlechtem Fuß; an einer breiteren Stelle des Weges kamen wir

aber glücklich vorüber, obgleich die Elefanten wütend trompeteten und einer von ihnen einen kurzen Vorstoß auf uns machte. Es war in der Zwischenzeit ganz dunkel geworden — in den Tropen giebt es bekanntlich keine Dämmerung — und der dichte Bambuswald, durch den wir ritten, warf seine Schatten auf den Weg, so daß wir thatsächlich nicht die Hand vor den Augen sehen konnten. An einem Zug Elefanten und an einem anderen von Büffelkarren kamen wir mit einiger Mühe und vielem Geschrei glücklich vorbei, aber der Weg wurde schließlich so schlecht, daß wir absteigen und unsere Pferde am Zügel, d. h. am Strick, der denselben vertrat, führen mußten. Die Lage war wirklich nicht übermäßig angenehm; ein Ritt auf einem mageren nackten Gaule, wir hatten die Kissen längst verloren, ist nie etwas besonders Bequemes; wir hatten keine Ahnung, wo wir waren, obgleich der dichte Wald rechts und links vom Wege uns verhinderte, von demselben abzukommen, aber wir konnten ebensogut in der Dunkelheit einen anderen Weg übersehen haben; wir waren müde, hungrig und durstig und außerdem spukten uns allerhand Geschichten von Tigern durch den Kopf, deren es bei Prabat sehr viele geben sollte. Wir waren daher nicht unzufrieden, als wir in der Ferne Feuerschein sahen und bald darauf zu einer Anzahl Bretterbuden kamen, bei denen wir auch das vorausgeschickte Gepäck und die Dienerschaft fanden. Aber noch sollten unsere Mühen und unser Ärger kein Ende haben. Das Haus, in das man uns führte, war so voller Schmutz aller Art, daß wir uns weigerten, dasselbe zu betreten, außerdem war der Hof desselben mit einer Menge Gesindel, angeblich Pilgern, angefüllt; wir fanden endlich ein vorläufiges Unterkommen in einem anderen Bretterhause und harrten auf unseren Chef und der Dinge, die da kommen sollten. Endlich nach neun Uhr erschien Graf Eulenburg, nicht viel besserer Laune als wir, aber es half nichts, wir mußten warten, bis der Reisemarschall eintraf. Auf das schuldige Haupt desselben entlud sich nun aber ein solches, mit Drohungen von persönlichen Beschwerden beim König untermischtes Donnerwetter, daß es selbst den indolenten Siamesen auf die Beine brachte. Jetzt

flog alles, was vorher nur gekrochen war, das Haus, auch nur eine größere Bambushütte, das der König bei seinem letzten Besuch in Prabat bewohnt hatte, wurde geöffnet, gereinigt und mit reinen Matten versehen, unser Gepäck wurde hineingeschafft und aus Kisten und Kasten das notwendigste Ameublement hergestellt, um wenigstens in halbwegs civilisierter Weise das sauer verdiente Mahl einnehmen zu können. Ich hatte schon vorher mit einigen freundlichen Püffen und vielen deutschen Reden ein paar von den herumlungernden Siamesen munter gemacht, durch den einen ein paar Hühner kaufen und von den andern mehrere große Feuer anzünden lassen. Es stellte sich nachher heraus, daß ich die Mitglieder einer Deputation von Ortsvorstehern, die gekommen waren, dem Grafen ihre Achtung zu bezeigen, zu diesen niedrigen Diensten angehalten hatte; einer derselben hat sich dadurch gerächt, daß er uns für zwei Hühner, die er gekauft hatte, einen Preis berechnete, für die man einige Dutzend hätte erstehen können.

Am nächsten Morgen besuchten wir das Heiligtum, ein kleines quadratisches, von viereckigen Pfeilern umgebenes Gebäude, dessen siebenfaches Dach in eine vergoldete Spitze ausläuft. Das schmutzige Innere war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet; die Wände des kleinen Raumes, der nach jeder Richtung hin kaum fünf Meter messen mag, waren mit Goldstuck und goldglänzendem Glasmosaik bekleidet, über dem über vier Fuß langen, anderthalb Fuß breiten und vielleicht drei Fuß tiefen Abdruck des Fußes Buddhas, dessen Seitenwände mit Goldblech bekleidet waren und der bis zur Hälfte mit Weihgeschenken, goldenen und silbernen Schmuckgegenständen, meistens von Frauen, gefüllt war, lief ein schweres massiv silbernes Geländer, die Thürschwellen und die Platten, mit denen der Boden gepflastert war, waren ebenfalls aus massivem Silber und der letztere war mit einer aus Streifen von Silberblech geflochtenen Matte bedeckt. Über dem Abdruck des Fußes hing von der Decke herab ein Baldachin aus Goldblech, der ebenso, wie daran befestigte Vorhänge von Goldstoff, reich mit Edelsteinen besetzt war. Der Fußtapfen, den das Heiligtum umschließt, und der 1602 aufgefunden worden

ist, soll von dem vorletzten Schritt, den Gautama Buddha auf der Erde gethan, herrühren, der nächste führte ihn auf den Adamspick in Ceylon, von dem er sich nach späteren Legenden in den Himmel geschwungen haben soll.

Wenige werden wissen, daß Buddha einen Platz unter den Heiligen der katholischen Kirche gefunden hat, nachdem er zuerst im 12. Jahrhundert n. Chr. unter denen der griechischen Kirche erwähnt worden war. Es ist in der Geschichte von dem indischen Prinzen Josaphat (Joasaph), der von dem frommen Barlaam bekehrt wird, daß wir den Prinzen Siddharta, der als Sakya Muni oder Gautama der Stifter der buddhistischem Religion geworden ist, wiederfinden. Wer sich dafür interessiert, mag die Geschichte in den Acta Sanctorum der Bollandisten unter dem 27. November nachlesen.

Die Kapelle, deren äußere Wände mit reichem Glasmosaik geschmückt und deren Thüren und Fensterläden auf das reichste mit Perlmutter eingelegt waren, stand auf einem ungefähr sieben Meter im Viereck haltenden Felsenvorsprung aus grauem Marmor, zu dem ungefähr fünfzig Stufen führten, die von den Knieen der Pilger glatt poliert waren. Rings umher befanden sich auf den Klippen und Vorsprüngen des sich aus der Ebene ziemlich steil und unvermittelt erhebenden Marmormassivs zahlreiche Tempel und Pratchedis, die zum Teil im Gehölz verdeckt lagen. Von einigen höheren Punkten hatte man einen weiten Blick über den Bambuswald, der sich ohne Ende auszudehnen schien; er soll sehr wildreich sein, aber wir fanden auf unseren Spaziergängen im Laufe des Tages nur einige wilde Tauben, die einen willkommenen Beitrag zu unserm sonst ziemlich frugalen Male lieferten, und zwei Herden von Affen, die sich wenig um uns zu kümmern schienen.

Am 2. Februar wurden die Büffelkarren mit dem Gepäck sehr früh expediert, und wir folgten einige Stunden später, diesmal alle auf Elefanten, von denen vierzehn für uns herbeigeschafft worden waren. Die Howdahs der siamesischen Elefanten sind sehr verschieden von den bequemen und reichgeschmückten der indischen; sie bestehen aus einem auf ein leichtes sattelförmiges Holzgestell aufgelegtem

hölzernen Sitz, der von einem niedrigen hölzernen Geländer umgeben ist. Die Elefanten legten den 22 km langen Weg bis zum Fluß in etwas über vier Stunden zurück, und es war uns jetzt, als wir den Weg bei Tage sahen, den wir neulich in der Nacht zurückgelegt hatten, geradezu unverständlich, wie wir auf demselben nicht Hals und Beine gebrochen, und die Elefanten denselben überhaupt hatten gehen können. Der ganze Weg, der früher sehr naß gewesen sein mußte, war von den getrockneten Fußtapfen der Elefanten wie eine Honigwabe durchlöchert, und die Elefanten, die den Chef und seine Begleiter trugen, müssen in der Dunkelheit die Stelle, auf die sie den Fuß setzen wollten, jedesmal mit dem Rüssel befühlt haben. Der siamesische Elefant kniet nicht wie der indische nieder, um aufsteigen zu lassen, sondern hebt den einen Vorderfuß in die Höhe, auf den man tritt. Da das Aufsteigen aber immer auch so noch eine ziemlich unbequeme Prozedur bleibt, sind überall, wo es häufiger vorkommt, an Palästen, Rasthäusern u. s. w. kanzelförmige Gerüste aus Stein oder Holz angebracht, auf die man mit einer Treppe oder Leiter steigt und von denen es leicht ist, auf die Howdah zu gelangen. — Wie in Indien leitet ein auf dem Halse des Elefanten sitzender Cornac mit dem Ankus, einem Stachelstock mit gekrümmtem Haken, das Tier.

Wir erreichten noch in der Nacht Ayuthia, dessen Ruinen wir am nächsten Morgen besichtigten. Viel war dort nicht mehr zu sehen. Die eigentliche Stadt, d. h. die Behausungen der Bewohner, waren, wie das bei dem Material, aus dem sie bestanden hatten, Holz, Rohr, Blätter und Erde, nicht anders der Fall sein konnte, längst verschwunden und die Stätten, wo sie gestanden, vom Dschungel überwuchert worden, aus dem die steinernen Überreste von einigen Tempeln und Pratchedis in mehr oder weniger guter Erhaltung hervorragten. In einem der Tempel, der noch benutzt wurde, beteten und opferten ein paar Chinesen. Der Goldberg, eine aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts stammende gewaltige Pyramide, die sich auf einem 20 m hohen Unterbau erhebt und mit demselben und der vergoldeten Spitze weit über 100 m hoch sein

dürfte, enthält in seinem Innern, in das vier weite Gänge führen, eine kolossale, reich vergoldete Statue Buddhas. Am 5. morgens waren wir wieder in Bangkok zurück. Die Fahrt auf dem Flusse, dessen Ufer dicht bewaldet waren und auf denen nur selten etwas Lebendiges und dann meistens nur Büffelherden zu sehen waren, die im Schlamme lagen, war ziemlich einförmig gewesen, nur wo wir uns einem größeren Platze, wie Ayuthia oder Tarua, dem Flußhafen von Prabat, näherten, hatte das rege Leben auf dem Flusse einige Abwechslung geboten. Am lehrreichsten waren für uns unsere Abenteuer mit dem Reisemarschall gewesen. Uns waren in Bangkok alle nur möglichen Bequemlichkeiten in Aussicht gestellt worden, der König hatte unsern Begleiter selbst ausgewählt und ihn, wie wir später erfuhren, mit reichlichen Geldmitteln versehen, es handelte sich um keine Aufgabe von längerer Dauer und größeren Schwierigkeiten, und der Beauftragte des Königs mußte sich sagen, daß er bei mangelhafter Erfüllung seiner Pflicht Gefahr liefe, daß darüber bei dem König Klage geführt würde, und trotzdem versagte er von dem Augenblicke an, wo er Bangkok den Rücken gekehrt hatte, steckte das erhaltene Geld ein und that nichts von dem, was seine Pflicht gewesen wäre, halb aus Trägheit, halb aus der jedem Orientalen an- und eingeborenen Verachtung für den Fremden. Erst als er schlecht behandelt wurde, fing er an, sich zu rühren, aber es war auch dann viel Lärmen um nichts.

Die freundlichen Beziehungen zu dem ersten Könige, den zweiten hatten wir wegen eines diplomatischen Schnupfens, der ihn jedesmal befiel, sobald ein fremder Vertreter nach Bangkok kam, noch nicht gesehen, und zu den höchsten Beamten des Reiches hatten uns vielfach Gelegenheit gegeben, nähere Blicke in das Leben und Treiben gerade dieser Klassen der siamesischen Bevölkerung zu thun. Wir hatten bei dem Prinzen, unserm dicken Prinzen, wie wir ihn nannten, dem Kalahum und dem Praklang Konzerten und Tänzen beigewohnt, wir hatten in der Nähe der Wohnung eines derselben einen Hahnenkampf mit angesehen, der die Siamesen passioniert, wie uns ein Pferderennen oder eine Regatta; jeder zehnte Siamese hat einen Hahn

unter dem Arm, der sein unzertrennlicher Begleiter zu sein scheint, und wo zwei einander gegenüber kauern, mit den zwischen beiden Händen gehaltenen Hähnen vor sich, kann man sicher sein, daß das Gespräch sich um einen vergangenen oder zukünftigen Kampf und daran geknüpfte Wetten handelt, und wir hatten bei dem Kalahum ein ganz europäisch zubereitetes und serviertes Diner zu uns genommen, in einem Saal, der genau dem Eßsalon an Bord eines Dampfers nachgebildet war und aus dem auch auf den Seiten befindliche Thüren nach kleinen Kabinen führten. Bei dieser Gelegenheit trugen der Wirt und die hohen eingeborenen Würdenträger unter den Gästen reichgestickte Uniformen nach europäischem Schnitt zu dem landesüblichen Sarong.

Am meisten sahen wir vom König, der den Chef wiederholt zu Privataudienzen oder öffentlichen Zeremonien einlud. Bei einer der ersteren führte uns der König zu dem in den Palastgärten befindlichen Tempel, in dem die Leiche seiner vor einigen Monaten verstorbenen ersten Gemahlin in einer großen vergoldeten Vase bis zur Verbrennung aufbewahrt wurde. Dieselbe stand in einer Art durchbrochener Pyramide, die reich vergoldet und mit gemachten Blumen, Porzellanvasen, Lichtern, Nippes u. s. w. verziert war; aus der Vase hing ein langes Tuch heraus, über dessen Bedeutung wir uns zuerst nicht recht klar werden konnten; an ihm sollten die Priester die Sünden der Verstorbenen aus ihr herausbeten! Es geschieht dies in der Weise, daß die an der Leiche betenden Priester nach jedem Gebet oder jeder Reihe von Gebeten ein weiteres Stück des Tuchs oder Bandes, wie wir es in einem andern Fall sahen, aus der Urne herausziehen. Wenn die Leiche auf dem Scheiterhaufen steht, fällt das letzte Ende des Bandes als Zeichen, daß die Gebete der Priester für die Vergebung der Sünden des Verstorbenen erfolgreich gewesen sind. Die Leichen der Vornehmen werden vor der Verbrennung in Vasen oder anderen Gefäßen, in denen sie in der Stellung wie die Kinder im Mutterleibe sitzen, künstlich ausgetrocknet, was durch Eingießen von Quecksilber durch den Mund in die Eingeweide beschleunigt werden soll. Die auslaufenden Flüssigkeiten

werden gesammelt und von den Priestern täglich in den Strom gegossen. Gegenüber von dem Katafalk, wenn der Ausdruck überhaupt für das Arrangement paßt, hing eine Photographie seiner „Royal Queen Consort", wie der König sie bezeichnete. Dieser Besichtigung folgte ein Spaziergang in den königlichen Gärten; der König ging unter einem siebenstöckigen Sonnenschirm, den der Träger über seinem Haupte hielt, umringt von seinen Kindern, auch die älteste Prinzessin, ein reizendes Kind von sieben Jahren, war darunter, die sechs oder sieben Jahre später an der Cholera starb. Die Siamesen, denen wir begegneten, warfen sich, sowie sie des Königs ansichtig wurden, auf die Kniee und Ellnbogen nieder und verharrten in dieser Stellung, bis er vorüber war. Wir hatten mit den kleinen Prinzen und Prinzessinnen große Freundschaft geschlossen; wenn wir kamen, begrüßten sie uns immer sehr freundlich und suchten in unsern Taschen nach blanken Uniformknöpfen, für die sie, wie alle andern Siamesen, eine große Passion hatten. Heute hatte Graf Eulenburg ein ganzes Körbchen mit Kleinigkeiten zur Verteilung an die Kinder mitgebracht; es gab hellen Jubel, als er anfing, auszupacken, und es kamen immer mehr von den königlichen Sprößlingen herbei, um ihren Anteil zu erhalten, schließlich waren dreißig oder einunddreißig zugegen, davon mehrere, die noch auf dem Arm getragen wurden. Der König sollte gegen 400 Frauen und eine ungezählte Anzahl von Dienerinnen besitzen, da er innerhalb des Palastes nur von solchen bedient wurde. Obgleich erst seit zehn Jahren, d. h. seit seiner Thronbesteigung verheiratet, belief sich die Zahl seiner lebenden Kinder auf siebenundsechzig.

Es war über dem allen etwas spät geworden, so daß, als wir in ein Gartenhaus eintraten, in dem auf einem Tisch eine Flasche Brandy und grüne Gläser standen, man nicht mehr deutlich sehen konnte. Der König schenkte selbst die Gläser voll, wie er das immer zu thun pflegte, und da er im Eifer des Gesprächs, er redete dabei immer weiter, vergaß, welche Gläser er bereits vollgeschenkt hatte, so steckte er in jedes einzelne den Finger hinein, um sich von der Sachlage zu überzeugen; ein Mittel, dessen Anwendung

eben so einfach wie sicher ist. Der König sprach mit Vorliebe englisch, was für diejenigen, die er mit seiner Konversation beehrte, nicht immer sehr angenehm war, denn er war wegen seiner sehr unvollkommenen Aussprache, die durch seinen zahnlosen Mund nicht besser wurde, äußerst schwer zu verstehen und wurde leicht ungeduldig, wenn man ihn nicht zu verstehen schien. Er hatte während der Zeit seines Aufenthalts im Kloster nicht allein englisch, sondern auch die meisten der in seinem Gebiet gesprochenen Sprachen gelernt und sich auch eingehend mit der buddhistischen wie mit der christlichen Theologie beschäftigt; gewiß ein anerkennenswerter Fleiß und Ausdauer für einen in den Frauengemächern eines asiatischen Fürstenhofes erzogenen jungen Prinzen.

Die Verbrennung der Leiche eines vor längerer Zeit verstorbenen Halbbruders des Königs in dem in unserer Nähe gelegenen Tempel Wat Cheng erlaubte uns die bei einer solchen Veranlassung in Anwendung kommenden Gebräuche genau zu beobachten. Auf dem gewiß über 20 m hohen Katafalk, der in seinem unteren Teile eine felsige Gegend mit Bäumen, Büschen, Affen und Vögeln, alles aus Papiermaché, darstellte und dessen oberer Teil mit weißen Vorhängen und Goldflittern verziert war, stand auf einer Estrade die sehr reich vergoldete Sargkiste des Verstorbenen, während etwas tiefer zwei andere einfache Särge standen, in denen sich die Leichen von zwei früher verstorbenen Kindern des Verstorbenen, eines Sohnes und einer Tochter, befanden. Die einzelnen Särge waren durch Stücke Goldbrokat miteinander verbunden, aus dem des Vaters hing ein langes, weißes Band weit über den Boden. Über dem Ganzen war ein großes Zelt mit herabhängenden Vorhängen errichtet, das aber den Blick auf die Särge freiließ. Um dem Katafalk herum standen Altäre, Insignien des Ranges des Verstorbenen, meistens Schirme mit verschiedenen Etagen, und Stangen, an denen Feuerwerkskörper befestigt waren. Um diesem Aufbau herum, an dessen Fuß zahlreiche Priester knieten und Gebete murmelten, wogte innerhalb und außerhalb der Tempelgründe das geräuschvolle Leben eines Jahrmarkts. Dutzende von Buden und Zelte waren aufgeschlagen,

in denen chinesische Schauspieler, siamesische und malaiische Tänzerinnen, Gaukler und Jongleure ihre Künste produzierten; man hätte sich überall, nur nicht bei einer Leichenfeierlichkeit glauben können. Bald nach Sonnenuntergang erschien der König, wie die anderen Leidtragenden in Weiß gekleidet, aber, wohl ein Zugeständnis an die westliche Zivilisation, mit einer schwarzen Binde um den rechten Arm, in der den Katafalk umgebenden Einzäunung. Er war wie gewöhnlich von einer größeren Anzahl seiner Kinder und von mit Spießen oder Repetiergewehren bewaffneten Leibgardisten begleitet. Nachdem er gegenüber von dem Katafalk auf einem auf einer niedrigen Estrade stehenden Thronsessel Platz genommen hatte, rief er den zwanzig oder dreißig Schritt vor ihm auf dem Bauche liegenden Ministern und Großen seines Hofes einige recht barsch klingende Worte zu, und nun marschierte die ganze Gesellschaft auf allen Vieren bis an die Stufen der Estrade, um Geldgeschenke zu empfangen. Auch vierzig Priester wurden mit den bei solchen Gelegenheiten obligatorischen Gaben beschenkt; dieselben bestanden in gelben Stoffen für ihre Gewänder, Hausgeräten, Theeservicen, Almosentöpfen, kleinen Ruderböten und — europäischen baumwollnen Regenschirmen. Was wohl Buddha zu den letzteren gesagt haben mag, wenn er sich im Nirwana noch mit solchen Kleinigkeiten befaßt? Wir wurden dann eingeladen, ein in einer Nebenhalle für uns serviertes Diner einzunehmen, während vor dem Katafalk verschiedene religiöse Zeremonien vorgenommen wurden und ein Priester vor dem Könige predigte. Nachdem wir uns wieder zu der Trauerversammlung zurückbegeben hatten, wurden Schattenspiele aufgeführt, die Kämpfe zwischen Helden und Ungeheuern darstellten. Was mir besonders bei den aus schwarzer Pappe ausgeschnittenen Figuren auffiel, war, daß die Profile, wie ich das auch schon früher bei den Fresken bemerkt, absolut denen auf den altägyptischen Denkmälern glichen; ich habe Ähnliches später bei den Figuren der chinesischen Schattenspiele gefunden, die viel künstlicher wie die siamesischen, aus buntgefärbter, durchsichtiger Hausenblase angefertigt sind. Zum Schluß zündete der König mit eigener Hand das Feuerwerk an, das mit viel Geprassel und mehr

Schwefelgeruch abbrannte, worauf alles nach Hause ging. Die Verbrennung der Leiche fand am Abend des zweiten Tages statt. Der Jahrmarkt, der manchmal vierzehn Tage dauert, war zu Ende und die Buden mit den Künstlern und dem lärmenden Publikum verschwunden, und das Ganze machte einen ernsten und würdigen Eindruck. Auf dem Katafalk war alles für den letzten Akt vorbereitet, ein Teil der Verzierungen, besonders der in ein Pratchedi auslaufende Deckel der Sargkiste und ein Teil der Behänge war entfernt, dafür war hinter dem Katafalk die Halle durch Vorhänge abgeteilt worden, hinter denen sich die Damen des Palastes befanden, von Frauen der Amazonengarde, wahren Scheusalen, bewacht. Gegenüber von dem Katafalk saß der König mit seiner Kinderschar; vor denselben knieten wieder zahlreiche betende Priester, jeder mit einem breiten Palmenfächer in der Hand, den er vor das Gesicht hielt. Nach einer Weile stand der König auf, stieg die Stufen bis zu der Sargkiste hinauf, benetzte den Leichnam mit Weihwasser und kehrte dann wieder zu der untersten Stufe zurück, wo er knieend ein Gebet verrichtete und sich dann dreimal gegen den Sarg und ebenso oft gegen die Priester verneigte, an die er wieder Geschenke, meistens gelbe Stoffe, verteilte. Die Priester zogen dann das weiße Band aus der Sargkiste, der König stieg wieder bis zu dem Sarge empor und zündete mit einem ihm gereichten Lichte — bei den Begräbnissen der Könige soll das dazu verwendete Feuer durch das Reiben von zwei Hölzern erzeugt werden — den Scheiterhaufen an. Dann setzte er sich wieder auf den Thron und warf unter die vor ihm liegenden Großen grüne Limonen, in denen kleine Silbermünzen steckten, denen die Herren auf allen Vieren nachliefen. Auch wir erhielten unseren Anteil an diesen bei allen Leichenverbrennungen üblichen Geschenken in der Form von kleinen Pappkästchen mit einem Glasdeckel, in denen unter grünen Papierblumen und aus dünnstem Goldblech gefertigten Schmetterlingen und Blumen einige von den kleinen, kugelförmigen Silbermünzen des Landes lagen, sowie Beutelchen, in denen Limonen steckten, in deren jeder sich eine kleine Silbermünze oder ein dünnes goldenes Ringelchen befand.

Am nächsten Abend sahen wir eine Prozession von reich beladenen Böten den Fluß hinunterziehen. Es war der König mit der Asche des am Abend vorher verbrannten Prinzen, die unter Beobachtung besonderer Zeremonien unterhalb der Stadt in den Fluß geworfen wurde. Die Verwandten behalten meistens nur ganz kleine Teile derselben als Andenken zurück, die häufig mit Lehm vermischt zu Buddhafiguren geformt und mit Silberblech überzogen werden, die die Betreffenden dann bei sich zu tragen pflegen.

Ich habe bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, der fremden Vertreter in Bangkok oder der sich dort sonst aufhaltenden Fremden zu gedenken. Von den letzteren sahen wir und verkehrten mit den Herren Markwald und Pickenpack, den Chefs der beiden einzigen deutschen Firmen, die als treue Söhne des gemeinsamen Vaterlandes natürlich feindliche Brüder waren. Der Partner des ersteren, Herr Leßler, war verheiratet und seine Gattin war die einzige Dame, die wir in Bangkok näher kennen lernten. Wir wurden von den Landsleuten sehr freundlich aufgenommen, aber es war immer bedauerlich, feststellen zu müssen, daß die politische Zerfahrenheit des Vaterlandes sich selbst in den entferntesten Gegenden auf die persönlichen Beziehungen seiner Söhne übertrug. — Der französische Konsul, Cte. de Castelnau, war abwesend, er hatte sich grollend nach Saigon begeben, sein Vertreter, Mr. d'Istria, und sein Sohn, Vte. de Castelnau, besaßen alle Eigenschaften ihrer Landsleute, wie man sie im fernen Auslande anzutreffen pflegt. Der englische Vertreter, Sir Robert Schomburgk, war der Erforscher von Britisch-Guiana und 1837 der Entdecker der Victoria Regia; seit 1857 war er in Bangkok beglaubigt; als wir dorthin kamen, litt er schon an dem Leiden, das wenige Jahre später, 1865, seinen Tod herbeiführen sollte. Er war ein geborener Deutscher, aus Freiburg in Preußisch-Sachsen, und starb im Vaterlande, das er 1829 im Alter von fünfundzwanzig Jahren verlassen hatte, in der Nähe von Berlin. Der erste Dolmetscher des Generalkonsulats, Kapitän Knox, der früher die Leibgarde des zweiten Königs von Siam ausgebildet

und befehligt hatte, war ein etwas sonderbarer Kauz, wie der lange Aufenthalt in asiatischen Ländern und der fortgesetzte nähere Umgang mit Asiaten sie manchmal hervorzubringen pflegt. Er vertrat später die britischen Interessen in Siam und hat auch, wenn ich nicht irre, ein Buch über das Land veröffentlicht. Über die diplomatischen Fähigkeiten der Herren konnten wir uns kein Urteil bilden; im Gegensatz zu dem, was in Jedo und Peking geschehen, waren wir in Bangkok die Gebenden, nicht die Empfangenden, und der vom Grafen zu Eulenburg abgeschlossene Vertrag war unzweifelhaft ein nicht unerheblicher Fortschritt gegen alle früheren Abmachungen. Die interessanteste Persönlichkeit, der ich in Bangkok begegnete, war für mich der apostolische Vikar und Bischof von Mallos, i. p. i. Msgn. Pallégoix, der Verfasser eines bekannten Werks über Siam. Der alte Herr, er sah älter aus, als er war, denn er zählte kaum sechzig Jahre, war durch angestrengte Arbeit und vielerlei Entbehrungen — sein Gehalt betrug 250 Dollars jährlich, das seiner Missionare 100 Dollars, was ihnen nur gestattete, wie die ärmsten Siamesen zu leben — frühzeitig gealtert, außerdem litt er an den Folgen eines Schlaganfalls, der ihn vor einiger Zeit getroffen und ihn körperlich sehr geschwächt hatte; geistig dagegen besaß er noch seine ganze Klarheit. Er starb nicht lange nachdem wir Siam verlassen hatten. Ich sehe ihn noch vor mir, wie ich ihn mit zweien seiner Missionare bei ihrem Mittagsmahl überraschte, in einem kleinen Hause, in einem kleinen, ärmlich eingerichteten Zimmer, in ärmlicher Tracht, als einziges Gericht Reis mit Currie, das siamesische, weder schmackhafte noch appetitliche Nationalgericht, verzehrend, ein Bild des wahren Missionars, der alle Bequemlichkeiten des Lebens, selbst das für den Europäer scheinbar Unentbehrliche geopfert hat, um dem zu leben, was unter solchen Verhältnissen wirklich innerste Überzeugung sein muß. —

Am 7. Februar wurde unser Vertrag in dem Hause des Prinzen Krom Luang Wongsa unterzeichnet, besonders für die siamesischen Sekretäre keine leichte Aufgabe, die ungefähr 200mal verschiedene Stempel beizudrücken und ebenso oft die Namen der Bevollmäch-

tigten zu schreiben hatten, da sie das besser verständen als die hohen Beamten. Als das letzte Exemplar unterzeichnet wurde, feuerte die beim königlichen Schlosse gelegene Batterie einen Salut von 21 Schüssen, und wir gratulierten unserem Chef von ganzem Herzen zu der erfolgreichen Vollendung seiner wichtigen und schweren Aufgabe, durch die er in den drei asiatischen Reichen die dort ansässigen Deutschen aus nur geduldeten zu gleichberechtigten Mitgliedern des fremden Handelsstandes gemacht hatte.

Am nächsten Tage ließ mich Graf Eulenburg rufen und teilte mir mit, daß ich mich bereit halten sollte, sofort als Kurier mit dem siamesischen Vertrage nach Berlin abzureisen. Er fügte hinzu, daß er mich für den Posten als Konsul für Japan in Vorschlag gebracht und zugleich beantragt habe, daß ich dem sofort für China zu ernennenden und herauszusendenden Generalkonsul nach Shanghai mitgegeben werde, bis ich am 1. Januar 1863 mein neues Amt in Japan antreten könne. Unter den Umständen wünsche er mir durch meine sofortige Rückkehr nach der Heimat Gelegenheit zu geben, etwas länger mit meinen Eltern zusammen sein zu können, als dies möglich sein würde, wenn ich erst mit ihm und den anderen Mitgliedern der Mission die Rückreise anträte. Die Mitteilung überraschte und bewegte mich; ich konnte mir ehrlich das Zeugnis ausstellen, während der Dauer der Expedition fleißig gearbeitet und beobachtet zu haben, ich hatte auch während des Aufenthalts in Jedo eine längere Arbeit über den fremden Handel mit Japan fertiggestellt und dem Chef übergeben, aber ich hatte um so weniger auf eine so schnelle Verwendnng im auswärtigen Dienst gehofft, als mir bei meiner Ernennung zum Attaché ausdrücklich eröffnet worden war, daß ich daraus auf eine spätere weitere Verwendung keinen Anspruch erheben dürfe. Freunde und Gönner hatten mich damals allerdings darauf aufmerksam gemacht, daß dies nur eine in allen solchen Fällen gebräuchliche Form sei, hatten mich aber doch gewarnt, nicht etwa eine dahin gehende eigene Erklärung abzugeben, falls dieselbe gefordert werden sollte, was übrigens nicht der Fall gewesen war, und nun sah ich mich plötzlich und ganz

unerwarteterweise der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit gegenüber, in kürzester Frist eine selbständige, alle meine augenblicklichen Wünsche übertreffende Stellung zu erhalten, die ich bei der Entfernung, die Japan von Deutschland trennte, und bei der Langsamkeit und Schwierigkeit der Verbindung wohl als einen Vertrauensposten anzusehen berechtigt war. Ich konnte meinem Chef nur für diesen neuen Beweis seiner Güte und seines Wohlwollens in bewegten Worten danken und die Versicherung hinzufügen, daß ich mein Bestes thun würde, um sein Vertrauen zu rechtfertigen.

Am 10. Februar verließ ich Bangkok, um mich in einem dem zweiten Könige gehörigen Dampfboot in Begleitung eines Sohnes desselben, Prinz Georg, der die Arcona besuchen wollte, nach der Rhede zu begeben, wo ich mich an Bord der Thetis einschiffen sollte. Die Trennung von den Gefährten, mit denen ich seit beinahe zwei Jahren alles geteilt und viel Gutes und Böses durchgemacht hatte, wurde mir schwer, aber der Gedanke an die Heimkehr und die Aussicht auf baldige meinen Wünschen entsprechende Beschäftigung, ließ kein tieferes Bedauern aufkommen; ich sah vorwärts, nicht rückwärts.

Die Fahrt auf der Thetis, die am 12. nach Singapore in See ging, war schnell und angenehm, lieferte aber wieder den Beweis, daß selbst das ruhigste Meer Gefahren bringt. Wir segelten bei glatter See unsere sechs bis sieben Knoten, der Himmel war klar und die Sonne schien, aber auf dem Wasser lag Nebel, der durchsichtig schien, es aber in der That nicht war. Auf einmal zerriß ein frischer Windstoß den Schleier, und wir sahen auf ein Dutzend Kabellängen vor uns im Sonnenlicht eine langgestreckte Sandbank, auf der als memento mori das Wrack eines Segelschiffes lag. Das Schiff wurde gewendet, und es gab ein Donnerwetter auf das Haupt des anscheinend unschuldigen wachthabenden Offiziers, aber das Ganze machte doch einen ungemütlichen Eindruck.

Am 17. Februar verließ ich auf einem P. & O.-Dampfer Singapore. Von der Reise selbst ist nichts zu erzählen; ich machte dieselbe diesmal nicht in der Gesellschaft fröhlicher Kameraden und hatte daher hinreichend Zeit und Gelegenheit, über die Vergangenheit

und die Aufgaben, die mir die Zukunft bringen konnte, nachzudenken. Wenn ich meine damaligen Eindrücke über das, was ich in Japan, in China und in Siam gesehen hatte, heute zusammenzufassen versuche, so liefen dieselben im wesentlichsten darauf hinaus, daß China mir wegen seiner Masse und seines Beharrungsvermögens und wohl am meisten deswegen ganz besonders imponiert hatte, weil man, trotzdem über ein Drittel des Reichs in den Händen von Rebellen war, nirgends etwas von Aufregung oder gar Nervosität merkte; im Gegenteil, die Fremden waren viel nervöser als die Chinesen, und man sah den Behörden und der Bevölkerung nur etwas an, wenn das Feuer ihnen thatsächlich auf den Nägeln brannte; das mochte unklug und unpraktisch sein, aber die Ruhe, die trotzdem kein Fatalismus schien, machte doch Eindruck. In Japan hatte ich den inneren Verhältnissen schon infolge der thatsächlichen Abgeschlossenheit, in der wir uns in Jedo befanden, und des geringen Verkehrs, den wir mit anderen Fremden hatten, nur insofern Aufmerksamkeit geschenkt, als sie mit unseren eigenen augenblicklichen Interessen kollidierten; Land und Leute, besonders die geringeren, hatten mir sehr wohl gefallen, und ich freute mich, sie wiederzusehen, aber von der Schwierigkeit und den Gefahren der Aufgabe, die mir noch bevorstand, hatte ich doch keine Ahnung. Siam hatte mich in hohem Grade interessiert; was wir dort sahen, war so eigentümlich, so ganz verschieden von dem, was wir bisher auch in Asien gesehen hatten, daß ich aus der Bewunderung und dem Staunen, namentlich über das, was die Architektur, die Kultur und die Sitten und Gebräuche der Bewohner anbetraf, nicht herauskam, aber ich war mir doch sehr bald darüber klar geworden, daß weder Volk noch Regierung in der Lage waren, bestimmend auch nur in die Geschicke ihrer Nachbarländer einzugreifen. Was der erste König sich von der Kultur des Westens angeeignet hatte, war nur sein eigen, selbst seine Minister waren davon nur sehr oberflächlich berührt; die Großen und die Beamten waren kriechend nach oben, anmaßend nach unten, immer aber faul und unzuverlässig, echte Orientalen und sehr viel minderwertiger als die Chinesen, in deren Händen

der ganze Handel und damit die Zukunft des Landes lag, soweit dieselbe nicht durch die Politik anderer, mächtigerer Staaten beeinflußt und bestimmt werden würde. — Im übrigen, soweit mein Herz und mein Verstand in Betracht kamen, konnte ich auch auf mich das Wort des Dichters anwenden:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt“

und ich blickte mit aufrichtiger Dankbarkeit für den, der mich so sichtbarlich behütet, auf die beiden letzten Jahre zurück.

Am 18. März traf ich in Suez, am 28. in Triest ein, von wo ich die Reise über Wien nach Berlin mit dem bisherigen Geschäftsträger in Konstantinopel, Herrn von Rehfues, machte, der nach Berlin berufen worden war, um zum Generalkonsul in Shanghai ernannt zu werden. Der Zufall brachte es so zu Wege, daß wir die Gelegenheit zur gegenseitigen Bekanntschaft fanden. Am 1. April lag ich nach beinahe zweijähriger Abwesenheit in den Armen meiner Eltern.

IX.

Zurück nach Japan.

In Berlin. — Meine Ernennung zum Konsul in Japan. — Falsches System bei der Besetzung von Stellen. — Äußere und innere Lage Preußens. — Herr von Bismarck-Schönhausen. — Die Militärfrage. — S. M. König Wilhelm. — S. K. H. der Kronprinz. — Geographische Reminiscenzen. — Abreise, Herr von Rehfues, Herr von Radowitz, Prinz Friedrich zu Sayn-Wittgenstein. — Österreichische Polizeichikanen in Triest. — Suez. — Regierungsrat Wichura. — Rebellische Passagiere. — Orientalische Teppiche. — Galle. — Mr. Harris. — Shanghai. — Wohnungsnot und Preise. — Geldfragen. — Die Taipings und ihre Verheerungen. — Goldene Ernten für die Kaufleute und schließlicher Krach. — Beziehungen zwischen den Taipings und den Engländern und Franzosen. — Schutz für Shanghai zugesagt. — Die disziplinierten kaiserlichen Truppen. — General Ward. — Angriff auf Shanghai abgeschlagen. — Waffenstillstand. — Mißerfolge der Taipings im Jangtsethal. — Erneute Angriffe der Taipings. — Expedition gegen dieselben. — Admiral Sir Jamer Hope verwundet. — Admiral Protet getödet. — Die Taipings wieder vor Shanghai. — Mit den englischen Truppen. — Episoden auf dem Rückmarsch. — Ratifikationsverhandlungen. — Nach Nagasaki. — Im Taifun. — Japanische Studien. — Ausrüstungsfragen. — Jahresfest des Suwatempels. — Die Notänze. — Nach Shanghai. — Angebot russischer Hilfe gegen die Taipings. — Ein deutscher Stromer. — Nach Japan. — Puten und Hammel. — In Yokohama.

Die ersten Tage meines Aufenthalts in Berlin waren, wenn auch recht anstrengende, so doch sehr angenehme und anregende. Ich hatte Gelegenheit, mich bei Seiner Majestät dem König Wilhelm melden zu dürfen und wurde von Allerhöchstdemselben über die Erlebnisse der Mission in der einfachen und gütigen Art und Weise befragt, die ihm so viele Herzen gewonnen hat. Auch auf dem Auswärtigen Amte konnte ich mit dem mir zu teil werdenden Em-

pfange durchaus zufrieden sein. Glücklicherweise setzte die Gemahlin unseres Chefs, des Grafen Albrecht von Bernstorff, meiner Eitelkeit dadurch einen Dämpfer auf, daß sie mir erzählte, sie habe ihrem Gatten abends oft die von den Attachés der Mission geführten Tagebüchern vorgelesen, er sei dabei aber regelmäßig eingeschlafen. Da ich einer der verantwortlichen Redakteure dieses Tagebuches war und mir nicht wenig auf meinen Anteil an demselben eingebildet hatte, so trug diese Bemerkung der liebenswürdigen und gütigen Dame viel dazu bei, mir klarzumachen, wie gering das Interesse sei, das in dem Getriebe der europäischen Politik den Ereignissen in Ost-Asien entgegengebracht werde und mich dadurch damals und später vor der Überschätzung der eigenen Bedeutung zu bewahren, der der Spezialist auch in der Politik sonst so leicht ausgesetzt zu sein pflegt. Im übrigen genoß ich während einiger Zeit, wenn auch nur innerhalb engbeschränkter Kreise, das zweifelhafte Vergnügen, eine interessante Persönlichkeit zu sein, zum Zusammensein mit welcher zugleich mit dem Genuß von Thee und Butterbrot eingeladen wurde. Die Rückkehr meines Chefs und der andern Mitglieder der Mission, die in den ersten Tagen des Mai erfolgte, raubte mir diesen Nimbus, und ich konnte mich nun eingehender mit der Erledigung der Angelegenheiten beschäftigen, die meine binnen kurzem bevorstehende Abreise nach Ostasien notwendig machte.

Am 8. Mai erfolgte meine Ernennung zum Konsul in Japan. Man hatte diesen eigentümlichen Titel gewählt, um mir einerseits die Aufsicht über die andern in Japan etwa zu ernennenden kaufmännischen Konsuln übertragen zu können und anderseits der neu geschaffenen Stellung damit eine Art diplomatischen Charakters zu geben, der mir ermöglichen sollte, die mir anvertrauten Interessen der japanischen Regierung und den diplomatischen Vertretern der anderen Mächte gegenüber besser wahrnehmen können, als dies ein nur für Kanagawa-Yokohama ernannter Konsul vielleicht zu thun im stande gewesen sein würde. Als Graf zu Eulenburg bei einer auf dem Auswärtigen Amte stattfindenden gemeinschaftlichen Be-

sprechung, bei der auch der für Shanghai ernannte Generalkonsul, Herr von Rehfues, gegenwärtig war, frug, warum man mich denn nicht gleich zum Generalkonsul für Japan ernannt habe, da das meine Stellung der Landesregierung und den andern Vertretern gegenüber sehr erleichtern würde, wurde ihm erwidert, daß ich zu jung sei und es abfällig in der Presse kritisiert werden könne, wenn ein Gesandtschaftsattaché sofort zum Generalkonsul gemacht werde; übrigens solle, wenn ich den Erwartungen entspräche, meine Ernennung zum Generalkonsul in ein bis zwei Jahren erfolgen. Das war „de l'eau bénite de cour“, mit der ins Ausland gehende Beamte des Auswärtigen Amtes auch wohl heute noch reichlich benetzt zu werden pflegen; ich kann übrigens gleich bemerken, daß meine Ernennung zum Geschäftsträger erst 1867 und die zum Generalkonsul noch ein Jahr später erfolgte. — Die Annahme des Grafen zu Eulenburg, daß die mir gegebene Stellung die Ausführung der mir übertragenen Aufgabe sehr erschweren würde, erfüllte sich vollständig; ich bin selbst später wiederholt in der Lage gewesen, wo es sich um die Besetzung anderer Posten handelte, darauf aufmerksam zu machen, wie notwendig es sei, die Aufgabe der für dieselben ausersehenen Persönlichkeiten nicht dadurch zu erschweren, daß man sie im Range niedriger stelle, als die mit denselben Aufgaben an demselben Platze betrauten Vertreter anderer Mächte und sie dadurch nötige, Zeit, Arbeit und Energie, die anderweitig viel nützlichere Verwendung finden könnten, für die Ausgleichung dieser ihnen auferlegten Inferiorität aufzuwenden; ich bin aber meistens an den Bedenken der leidigen Routine gescheitert.

Die wenigen Monate, die ich in Berlin zubrachte, fielen in eine politisch höchst erregte und bewegte Zeit. Die kurhessische Verfassungsfrage war allerdings durch das energische Vorgehen Preußens — die Sendung des Generals von Willisen nach Cassel, die Marschbereitschaft zweier Armeekorps, die drohende Sprache des Gesandten von Sydow und die schließliche Annahme des von Preußen und Österreich beim Bundestage in Frankfurt eingebrachten Antrages auf Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung — vorläufig bei-

gelegt worden, aber die Zollvereinsfrage, die infolge der am 29. März 1863 erfolgten Fertigstellung und Paraphierung des preußisch-französischen Handelsvertrages (derselbe wurde erst am 2. August unterzeichnet) große Dimensionen angenommen hatte, schien ernstere Schwierigkeiten nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch zwischen Preußen und Österreich hervorrufen zu sollen. Die kurhessische Frage ist mir deswegen in ganz besonders lebhafter Erinnerung geblieben, weil sie die Veranlassung war, daß ich den damaligen Herrn von Bismarck-Schönhausen, den bisherigen Gesandten Preußens in St. Petersburg, der soeben zum Gesandten in Paris ernannt worden war oder ernannt werden sollte, zum ersten Male sah. Ich hatte dem Grafen Bernstorff meinen Dank für meine Ernennung zum Konsul in Japan aussprechen wollen, hatte seiner aber auf dem Amt nicht habhaft werden können und die Gräfin Bernstorff hatte mich, gütig wie sie immer war, aufgefordert, am Abend zum Thee zu ihr zu kommen, wo ich sicher die Gelegenheit finden würde, ihren Gemahl zu sprechen. Wenige Minuten, nachdem ich mich bei ihr eingefunden hatte, wurde Herr von Bismarck gemeldet und empfangen. Der lange, hagere, starkknochige Mann, denn damals hatte derselbe noch nicht den körperlichen Umfang, den er später erreichte, im zugeknöpften schwarzen Gehrock mit der hohen seidenen schwarzen Krawatte, die wenig oder gar nichts von Wäsche sehen ließ, mit dem energischen Kopf auf dem etwas langen Halse, machte einen eigentümlichen Eindruck auf mich, obgleich ich lügen müßte, wenn ich sagen wollte, daß ich damals den Retter Preußens und Gründer der deutschen Einheit in ihm erkannt gehabt hätte. Er erzählte viel von den Verhältnissen in Petersburg, namentlich den gesellschaftlichen, und würzte seine Mitteilungen durch verschiedene treffende Anekdoten, namentlich aber räsonnierte er weidlich und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen über die ungünstige, finanzielle Stellung des preußischen Gesandten in Petersburg. Mir ist noch erinnerlich, daß er ausführte, wie die durch die Heizung allein verursachten Kosten hinreichten, jeden preußischen Gesandten, der nicht ein eigenes bedeutendes Vermögen zum Zusetzen habe, binnen weniger

Jahre zu ruinieren. Wir, d. h. Herr von Bismarck und ich, mußten bis nach Mitternacht warten, bis Graf Bernstorff erschien, der bis dahin mit dem Ministerpräsidenten, Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, in Erwartung von Nachrichten aus Cassel konferiert hatte; ich sagte mein Sprüchlein her und verschwand, während Herr von Bismarck zurückblieb. Vielleicht war es in jener Nacht, daß Herr von Bismarck dem Grafen Bernstorff erklärte, daß, wenn es ihm auf einen Kriegsfall in Deutschland ankäme, er ihn nur zum Unterstaatssekretär zu machen brauche und er ihm in vier Wochen den schönsten deutschen Bürgerkrieg liefern werde. — Die Hauptfrage aber, die damals in Preußen alle Gemüter bewegte, war die der Reorganisation der Armee. Die Annahme des Antrags Hagen-Berlin, der die Regierung zur Spezialisierung des Staatshaushaltes verpflichtet, durch das Abgeordnetenhaus, hatte auf der einen Seite die Auflösung desselben am 11. Mai, auf der anderen den Sturz des sogenannten Ministeriums der neuen Ära oder vielmehr die Rekonstruktion desselben zur Folge gehabt; aber beide Maßregeln hatten in allen Kreisen das Gefühl nur erhöhen können, daß der Konflikt sich zuspitze und die Stunde der Entscheidung nahe. Wie tief der König selbst von der Sachlage berührt wurde, davon sollte ich selbst einen Beweis erhalten. Als ich vor Antritt meiner Rückreise nach Ost-Asien gebeten hatte, mich bei Seiner Majestät abmelden zu dürfen, wurde ich ebenso wie der Generalkonsul von Rehfues, der sich in derselben Lage befand, zur Tafel befohlen; auch mein Vater, der während der ganzen Konfliktszeit treu zu seinem königlichen Herrn stand, erhielt eine Einladung, mußte dieselbe aber wegen eines leichten Unwohlseins ablehnen. Nach aufgehobener Tafel näherte sich der König Herrn von Rehfues und mir, die nebeneinander standen, und sagte: „Sie sind im Begriff, auf weitentlegene Posten abzugehen, und damit fällt natürlich die Möglichkeit einer baldigen Heimkehr fort. Ob Sie mich dereinst hier noch vorfinden werden, weiß ich nicht, aber das ist ja auch gleichgültig, wenn sich nur alles zum Wohle des Vaterlandes wendet.“ In der Stimme des Königs lag tiefe Rührung, er gab uns beiden die Hand und

schritt dem Ausgang des Zimmers zu, auf halbem Wege drehte er sich um und rief mir zu: „Grüßen Sie doch Ihren Vater recht herzlich von mir, lieber Brandt.“ Während der Minuten zwischen des Königs Weggang und dem allgemeinen Aufbruch war der junge Konsul der Empfänger mancher Aufmerksamkeiten, die ihm bei seinem Eintritt in die königlichen Gemächer gefehlt hatten. — Auch Seine Königliche Hoheit der Kronprinz, der mir stets, seit ich im 11. Regiment unter ihm als Kommandeur desselben gestanden hatte, ein gnädiges Andenken bewahrt hat, empfing mich vor meiner Abreise. Der hohe Herr kam mit zwei Photographien in der Hand auf mich zu, von denen die eine ihn in der Uniform als preußischer General, die andere in der Tracht der Ritter des Hosenbandordens vorstellte, und fragte, welche von beiden ich haben wolle. Auf meine Erwiderung, daß ich, wenn ich überhaupt die Wahl hätte, sie am liebsten beide behalten möchte, sagte er lachend: „Da haben Sie sie. Um Sie ist mir nicht bange, Sie werden Ihren Weg schon machen!“ Dann faßte er mich am Arm und drehte mich herum und sagte zu den anwesenden Personen: „Nun sehen Sie sich einmal Brandt an, da wird immer behauptet, daß unsere Ziviluniformen häßlich seien, und es kommt doch nur darauf an, wie sie getragen werden.“ Um nicht in den Verdacht der Eitelkeit zu kommen, muß ich hinzufügen, daß die Uniform der Konsuln damals wirklich eine sehr hübsche und geschmackvolle war und die großen goldenen Epauletten mit Cantillen es schwer machten, nicht gut in ihr auszusehen.

Manchmal erhielten die Abschiedsbesuche allerdings auch einen etwas komischen Beigeschmack. So als ich mich von einem der Staatsminister verabschiedete und demselben auf seine Frage, auf welchem Wege ich mich nach China zu begeben beabsichtige, erwiderte: „Mit der Überlandpost, Excellenz.“ Der Betreffende, der in der Zwischenzeit ersichtlich im Geist in seinen geographischen Erinnerungen blätterte, sah mich einige Augenblicke schweigend an und sagte dann: „Es muß doch furchtbar langweilig sein, so eine Reise über Arabien, Persien und Indien zu machen.“ Ich hütete mich selbstverständlich, den Herrn in seinen Illusionen zu stören.

Ende Juni verließ ich Berlin und traf in Triest mit Herrn von Rehfues und dem ihm beigegebenen Legationssekretär Herrn von Radowitz, unserem jetzigen Botschafter in Madrid, zusammen. Ehe wir abreisten, hatten wir mit den österreichischen Behörden in der Stadt noch einen kleinen Zusammenstoß. Die Beziehungen zwischen Preußen und dem Kaiserstaat waren damals nicht die allerbesten, und die niederen Behörden in Triest glaubten sich dadurch vielleicht ermächtigt, gegen durchreisende preußische Beamten besonders ungezogen zu sein. Wir hatten, wie das Gebrauch war, unsere diplomatischen Pässe auf die Polizei geschickt, um sie visieren zu lassen, und erhielten die Aufforderung, uns persönlich auf dieselbe zu begeben; als wir uns weigerten, dies zu thun, wurde uns die Mitteilung, daß man uns dann nicht gestatten würde, Triest zu verlassen. Herr von Rehfues war entschlossen, sich einer derartigen Forderung nicht zu unterwerfen, und wir anderen teilten seine Auffassung der Sachlage. So gingen wir denn am nächsten Morgen, ohne die Pässe zurückerhalten zu haben, an Bord des österreichischen Lloyddampfers, der uns nach Alexandrien bringen sollte. Der Dampfer wurde über eine Stunde von der Polizei zurückgehalten, aber als dieselbe sich schließlich vor die Alternative gestellt sah, entweder den Dampfer endgültig zurückzuhalten oder uns mit Gewalt von Bord desselben zu entfernen, wählte sie den dritten Weg und schickte uns unsere visierten Pässe an Bord, worauf wir die Reise mit dem frohen Gefühl antraten, unseren ersten diplomatischen Erfolg davongetragen zu haben.

Von der Reise nach Shanghai ist nicht viel zu berichten. In Ägypten schloß sich uns der dem Generalkonsul attachierte Prinz Friedrich zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg an, und in Suez traf ich eins der wissenschaftlichen Mitglieder der früheren Mission, den Botaniker Regierungsrat Wichura, den Bruder eines lieben früheren Regimentskameraden, der soeben auf der Rückreise von Siam eine botanische Explorationstour durch Indien vollendet hatte. Das P. & O.-Hotel in Suez sollte aber während unseres Aufenthalts dort Zeuge eines komischen Vorfalls werden. Wie gewöhnlich, gab es

in dem Nest kein Eis, und die Stimmung unter den für Bombay und Ost-Asien bestimmten Passagieren, die auf ihre respektiven Dampfer warteten, war daher eine besonders erhitzte. Die Passagiere des von Bombay eintreffenden Dampfers kamen dazu und brachten die Stimmung auf Fieberhitze, indem sie von der schlechten Verpflegung am Bord und dem lauwarmen Getränke, das sie dort bekommen hätten, erzählten und weidlich über dieselben schimpften. In dem Augenblicke erschienen zufällig, Revolutionen brechen bekanntlich immer durch Zufälligkeiten aus, ein halbes Dutzend Träger mit zwei großen Blöcken von krystallhellem Eis. Woher, wohin, schwirrten die Fragen durch die Luft. Von Bombay, war die Antwort, für den Agenten der P. & O. hier. Ich weiß nicht, wie es kam, denn Worte wurden nicht gewechselt, aber im nächsten Augenblick hatten sich einige Engländer eines Beiles und einiger Hackemesser bemächtigt, die auf dem Büffet lagen, und fünf Minuten später waren die beiden Blöcke verschwunden, aber jeder von den Anwesenden hatte ein großes Stück Eis in Händen, mit dem er auf ein Getränk wartete, das er mit demselben kühlen könne. Ich glaube, der Mann an dem Schenktisch des Hotels hat nie in seinem Leben ein besseres Geschäft gemacht als an dem Nachmittage; der einzige aber, der kein Eis bekam und sein Getränk zu Hause ungekühlt zu sich nehmen mußte, war der Agent der P. & O.

Bei Gelegenheit unseres damaligen Aufenthalts in Suez erfuhr ich von unserem dortigen Konsularagenten, Herrn Meyer, den ich schon bei meinen früheren Durchreisen als einen sehr wohlunterrichteten und gefälligen Mann kennen gelernt hatte, daß Suez einer der besten Plätze für den Ankauf orientalischer Teppiche sei, die von den Pilgern bei ihrer Rückkehr nach dort, da sie dieselben nicht mehr, wohl aber Geld gebrauchten, zu Schleuderpreisen weggegeben würden. Ich bat ihn, die Ankunft der nächsten Pilgerkarawane zu benutzen, um auch für mich einige Teppiche zu erstehen, und erhielt wenige Monate später für billiges Geld acht sehr gute, die mir während meines ganzen Aufenthalts in Ost-Asien vortreffliche Dienste geleistet haben.

In Galle, wo wir wieder in Lorett's Hotel abgestiegen waren, begegnete ich dem früheren Ministerresidenten der Vereinigten Staaten in Japan, Mr. Harris, der, nachdem er bei dem Wechsel der Administration abberufen worden, auf der Rückreise nach den Vereinigten Staaten über Europa begriffen war. Wir hatten ein längeres Gespräch über die Zustände in Japan, aus dem ich manches Neue und Interessante entnahm, auf das ich später zurückzukommen haben werde. Herr Harris, der, als mein früherer Chef sich von ihm verabschiedet hatte, auf eine Frage, was er als eine Erinnerung an seine der preußischen Mission geleisteten Dienste wünsche, sich dahin ausgesprochen hatte, daß er einen preußischen Orden vorziehen würde, zeigte sich sehr erfreut über den ihm in der Zwischenzeit verliehenen Kronenorden II. Klasse mit dem Stern.

Am 18. August trafen wir in Shanghai ein. Ich fand die Verhältnisse dort in sehr wenig angenehmer Weise verändert. Die englische Niederlassung, die einzige, die damals in ausgedehnterer Weise bebaut war, war von Truppen überfüllt, die herangezogen worden waren, um die chinesische Stadt, die fremden Niederlassungen und die Umgegend derselben gegen die Taipings zu verteidigen. Diese Maßregel hatte, soweit die Fremden in Betracht kamen, die Preise von Wohnungen, die überhaupt beinahe nicht mehr aufzutreiben waren, unglaublich gesteigert. Herr von Rehfues und seine beiden Begleiter wurden von einigen deutschen Firmen aufgenommen, und mir blieb nichts anderes übrig, als selbst zuzusehen, wo und wie ich unterkäme. Die beiden vorhandenen Hotels genügten selbst nicht bescheidenen Ansprüchen und beherbergten außerdem eine aus den durch die Aussicht auf Verwendung seitens der Kaiserlichen oder der Rebellen angezogenen Abenteurern aller Länder bestehende Gesellschaft, die es unmöglich machte, sie zu benutzen. Nach vielem Suchen fand ich in der englischen Niederlassung, in einem anständigen Hause, ein ziemlich großes Zimmer mit einer auf die Straße gehenden Veranda, auf der ein Verschlag für ein Badezimmer eingerichtet war, für den Preis von Tls. 100, d. h. M. 800 monatlich. Meine Tientsiner Bekannten vom englischen Kommissariat, die ich in

Shanghai wieder vorfand, gestatteten mir, mich an ihrer Messe zu beteiligen; der dafür zu zahlende Betrag belief sich, ohne Wein und Kosten für Gäste und besondere Veranstaltungen, die auf die Mitglieder verteilt wurden, auf Tls. 75 oder M. 600 monatlich, so daß ich für Wohnung und Essen allein monatlich M. 1400 zu bezahlen hatte, was bei einem Gehalt von jährlich M. 15 000 (5000 Th.), d. h. 1250 M. monatlich ohne die Abzüge für Pension zu rechnen, schon ein monatliches Defizit von M. 150 ergab. Trotzdem mußte ich ganz zufrieden sein, wenigstens zu diesem Preise ein Unterkommen und die Gewißheit des täglichen Brotes gefunden zu haben. Die Überfüllung mit Truppen hatte auch die Preise aller anderen Lebensbedürfnisse erhöht und machte auch sonst das Leben in Shanghai zu keinem übermäßig angenehmen; für die dort angesessenen Kaufleute war diese Zeit allerdings eine der goldnen Ernten. Abgesehen von den Bedürfnissen der europäischen Truppen, der Kaiserlichen und der Taipings, die ziemlich gleichmäßig von den Fremden bedient und geschröpft wurden, hatten die Verheerungen der Taipings viele Tausende von Chinesen in die fremden Niederlassungen getrieben, wo sie Schutz gegen ihre Verfolger zu finden hofften und auch fanden. Überall wuchsen Häuser für Chinesen aus der Erde, die Preise der Grundstücke und die Mieten der Baulichkeiten stiegen ins ungeheure und die Banken, die das Geld für die Ankäufe und die Bauten vorschossen, machten glänzende Geschäfte. Aber die Kehrseite der Medaille sollte nicht ausbleiben. Als der Aufstand der Taipings mit der 1864 erfolgten Eroberung von Nanking im wesentlichen beendet war, kehrten die Chinesen aus den fremden Niederlassungen in ihre Heimatsdörfer und Städte zurück, die für sie gebauten Häuser entleerten sich, Baulichkeiten und Grundstücke sanken im Wert, und als die Banken ihre Vorschüsse zurückforderten, trat einer der größten Krachs ein, die China in fremden kaufmännischen und Spekulantenkreisen je gesehen hat. Leute, die vor wenigen Wochen ihr Einkommen nach Zehntausenden von Dollars zählten, waren in der kurzen Zeit zu Bettlern geworden und schuldeten den Banken noch große Beträge. Es hat langer Jahre harter und

solider Arbeit bedurft, bis der fremde Kaufmannsstand in China diese Krisis und ihre Folgen überwunden gehabt hat.

Um zu verstehen, was seit unserm Aufenthalt in Shanghai im März—April 1861 dort und in der Umgegend vorgegangen war, ist ein kurzer Rückblick auf die Beziehungen zwischen den fremden Behörden und den Taipings, wie dieselben sich im Laufe der Jahre 1861 und 1862 entwickelt hatten, notwendig. Im Frühjahr 1860, während die englischen und französischen Truppen sich zum Marsch gegen den Norden sammelten, wendeten sich der Generalgouverneur von Kiangsu und der Taotai von Shanghai an die englischen und französischen Behörden an diesem Platz, mit der Bitte um Unterstützung gegen die Taipings. Die Franzosen waren dazu bereit, falls die Engländer ein gleiches thäten, was aber von denselben abgelehnt wurde. Um indessen Shanghai gegen das Schicksal anderer von den Taipings genommener und geplünderter Plätze zu schützen, erließen die Gesandten beider Mächte am 26. Mai 1860 Proklamationen, in denen sie erklärten, daß sie, da Shanghai ein für den fremden Handel geöffneter Platz sei, in dem sich zahlreiche fremde und chinesische Kaufleute niedergelassen hätten und der Handel durch einen Angriff auf die Stadt schwer geschädigt werden würde, die Befehlshaber ihrer Land- und Seestreitkräfte ersuchen würden, die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, um die Einwohner von Shanghai gegen Mord und Plünderung zu schützen, sowie ihre Hilfe zur Unterdrückung aufrührerischer Bewegungen seitens der Schlechtgesinnten und zum Schutz der Stadt gegen einen Angriff zu leihen. — Gleichzeitig hatte eine Anzahl reicher chinesischer Kaufleute unter sich größere Beträge zusammengebracht, die sie einem amerikanischen Abenteurer, Namens Ward, der u. a. an dem Flibustierzuge des Generals William Walker nach Nicaragua teilgenommen, zur Verfügung stellten, um damit Fremde zum Kampf gegen die Taipings in Sold zu nehmen. Es war dies der Beginn und der Kern der späteren „immer siegreichen Armee“ Gordons. Im August 1860 näherten sich die Taipings der Stadt mordend, plündernd und brennend, am 18. griffen sie die kaiserlichen Truppen

an, die in der Nähe der Stadt ein Lager bezogen hatten, und schlugen dieselben. Ein Angriff auf die chinesische Stadt selbst, den sie unternahmen, wurde von den englischen und französischen Truppen zurückgewiesen, die auch bei dem am nächsten Tage erneuten Angriff in der Stadt ausbrechende Unruhen unterdrückten. Ebenso wurde ein am 20. gegen die englische Niederlassung gerichteter Angriff zurückgeschlagen. — Im Februar 1861 kam es zu einer Verständigung zwischen dem englischen Admiral Sir James Hope und dem Tien Wang, dem sogenannten Taiping-Kaiser in Nanking, durch welche derselbe sich verpflichtete, innerhalb eines Radius von 30 Meilen (ca. 50 km) um Shanghai nichts zu unternehmen. Auch die Alliierten enthielten sich jedes Angriffs gegen die Taipings und verhinderten ebenfalls Ward, die Offensive gegen dieselben zu ergreifen. — Inzwischen hatten im Jangtsethal die kaiserlichen Truppen eine Anzahl von Erfolgen gegen die Rebellen zu verzeichnen gehabt. Es handelte sich für die Taipings darum, Nganking, am Jangtse auf dem halben Wege zwischen Nanking und Hankau gelegen, zu entsetzen, das von Tseng Kwo-fan belagert wurde, und sie hatten den kühnen Plan gefaßt, dies dadurch zu bewerkstelligen, daß sie Hankau einnähmen. Im März 1861 setzten sich vier große Taiping-Korps gegen Hankau in Bewegung, zwei derselben erfüllten die ihnen gestellten Aufgaben wenigstens zum Teil, eins kam, nachdem es in elf Tagen 320 km zurückgelegt hatte, bis auf 80 km an Hankau heran, die beiden andern wurden aber von den kaiserlichen Truppen besiegt, so daß der ganze Plan mißlang und Nanking, nachdem es drei Jahre lang verteidigt worden war, im November 1861 fiel. Wie der gegen Hankau unternommene Zug dazu beigetragen hatte, die Umgegend von Shanghai von den Taipings zu befreien, so fluteten dieselben jetzt nach den Mißerfolgen im mittleren Jangtse dorthin zurück. Im Dezember 1861 erklärte der Tien Wang, daß er nach Ablauf des Waffenstillstandes Shanghai angreifen werde, und im Januar 1862 setzte sich der Chung Wang, der treue König, von Suchau gegen Shanghai in Bewegung; die Dörfer in der Umgegend der Stadt gingen wieder in Rauch auf, und viele Tausende

von Chinesen flüchteten in die fremden Niederlassungen, die ihnen allein Sicherheit gegen die Taipings gewährten. Die englischen und französischen Befehlshaber begannen darauf die Operationen, um den 30 Meilen-Radius von den Rebellen zu säubern, aber bei dem Versuch, eine Reihe von Verschanzungen hinter Wongkadza zu nehmen, wurden Wards Truppen zurückgeschlagen, und Admiral Sir James Hope, der sie begleitet hatte, erhielt einen Schuß ins Bein. Es gelang indessen nach harten Kämpfen, einige von den Taipings besetzten Plätze, u. a. Tsipu, ca. 15 km von Shanghai zu nehmen. Im Mai wurde eine zweite Expedition gegen die Rebellen ausgesandt, die Singpu, Najau und Kading nahm; bei dem Sturm auf den letzteren Platz fiel der französische Admiral Protet. Indessen zwang der Sommer die europäischen Truppen bald, sich auf die Behauptung Shanghais zu beschränken, und auch das von Chinesen zusammengesetzte, von Fremden befehligte Kontingent Ward's konnte keine Erfolge erzielen, so daß die Rebellen Anfang September wieder bei Shanghai erschienen. Die in der nächsten Nähe der Stadt gelegenen Dörfer Bubbling Well (der Sprudel), das jetzt thatsächlich innerhalb der äußeren Grenzen der fremden Niederlassung liegt, und das etwas weiter entfernte Fawah wurden von den Taipings geplündert und angezündet, so daß die Kommandeure der englischen und französischen Truppen beschlossen, gegen dieselben vorzugehen und sie weiter von der Stadt zurückzutreiben. Selbstverständlich, wie das unter so nahen Alliierten nicht anders der Fall sein konnte, gingen die beiden Expeditionen jede auf eigene Hand vor. Radowitz, Prinz Wittgenstein und ich schlossen uns den englischen Truppen an. Als wir am Nachmittage im Gefolge des die Expedition befehligenden englischen Kommodore Borlase auf der Straße nach Bubbling Well entlang galoppierten, blitzten auf einmal rechts vor uns in einem Getreidefelde Gewehrläufe auf. Alles stutzte und hielt, aber niemand wußte, ob das, was wir sahen, Freund oder Feind sei. Ach was, rief der alte Kommodore, „come along, boys“, vorwärts, meine Jungen, und wir preschten auf der Chaussee weiter, um an dem verdächtigen Gegenstande vorbeizukommen. Es

stellte sich nachher heraus, daß es ein anglo-indisches Regiment war, das dort in Rendez-vous Stellung stand. Der Marsch durch die enge Straße des brennenden Fawah war nicht übermäßig angenehm; ein halbes Dutzend Leichen lagen mehr oder weniger verstümmelt in der Straße, und an einer Stelle, wo ein solcher Leichnam den Weg versperrte, hing ein abgehauener Kopf, der mit dem Zopf an eine Bambusstange gebunden war, die aus einem Fenster hervorragte, in die Straße hinab, so daß man sich weit nach der Seite beugen mußte, um nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Nachdem wir das Dorf passiert hatten, kamen wir zwischen Reisfelder. Voran ritt der Oberst des englischen Regiments, ihm folgten Radowitz und ich, dann einige englische berittene Offiziere und schließlich das englische Regiment zu einem abgebrochen. Prinz Wittgenstein war mit einem englischen Kapitän des Stabes nach einer andern Richtung vorgeritten. So gelangten wir an ein anderes Dorf, das wir in derselben Formation und Marschordnung passierten. Als wir auf der jenseitigen Lisière heraustraten, sahen wir auf ungefähr 500—600 Schritt eine ziemlich starke Abteilung Taipings uns gegenüber, wir galoppierten vorwärts und befanden uns nach ungefähr 150 oder 200 Schritt am Ufer des Suchau-Kanals, von dessen Existenz in dieser Gegend ersichtlich keiner von den englischen Offizieren eine Ahnung gehabt hatte, obgleich die meisten von ihnen seit beinahe einem Jahre in Shanghai in Garnison standen. Sobald die Taipings uns sahen, formierten sie sich in Linie, gaben eine Salve auf uns ab, deren Kugeln teilweise zu unseren Füßen einschlugen, und zogen ruhig ab. Das Unangenehme an der Sache war, daß jeder Engländer, sowie er aus dem Dorfe herauskam und die Taipings sah, das Gewehr an den Kopf riß und seinen Schuß abgab, natürlich ohne dem Feind irgend einen Schaden zuzufügen, die Kugeln pfiffen uns aber von hinten in höchst ungemütlicher Weise um die Ohren, und es war eigentlich ein Wunder, daß keiner von uns von den eigenen Leuten angeschossen wurde. Etwas oberhalb der Stelle, wo wir aus dem Dorfe herausgekommen waren, hatten die Taipings aus zusammengebundenen Tischen,

Stühlen und Bänken eine Art von Steg über den Kanal hergestellt, ein paar Mann krochen hinüber und kamen mit der Meldung zurück, daß sie auf dem von den Taipings verlassenen Lagerplatz nichts weiter gefunden hätten als einen großen Kessel mit Reis über einem Feuer und daneben die Leichen von zwei enthaupteten kaiserlichen Soldaten. Damit war der Feldzug zu Ende, und wir marschierten nach Hause. Die Franzosen behaupteten, glücklicher gewesen zu sein und ein kurzes Gefecht mit den Taipings gehabt zu haben, bei denen sie ihnen ein Dutzend Leute getötet hätten.

Auf dem Rückmarsch kamen wir an eine der Brücken, wie man sie in der Umgegend von Shanghai häufig findet, die aus drei großen Steinen bestehen und in der Weise gebaut sind, daß der mittlere horizontal liegende den eigentlichen Übergang bildet, während die beiden andern ziemlich steil auf denselben hinauf, resp. von demselben herabführen. Da die Steine meistens ziemlich schmal, häufig recht lang und vielfach sehr glatt sind, ist das Passieren einer solchen Brücke zu Pferde immer ein mißliches Ding; ich ritt an der Tête und stieg ab, um mein Pferd zu führen, obgleich mir von hinten zugerufen wurde, hinüber zu reiten; ich hatte ganz recht daran gethan so zu handeln, denn auf dem mittleren Teile der Brücke glitt mein Pferd aus und fiel vielleicht fünfzehn Fuß tief in den Kanal hinab. Jetzt stieg alles ab und kam auch ohne weiteren Unfall über die Brücke, mein Pferd kam anscheinend ohne sich verletzt zu haben, mit einiger Mühe auch wieder aus dem Wasser und die ziemlich steile Böschung hinauf, ich setzte mich wieder auf und ritt nach Hause; wie ich aber gleich bemerken will, bekam das Pferd in der Nacht einen heftigen Kolikanfall, an dem es nach wenigen Stunden einging. Da ich es erst vor einigen Tagen für Tls. 150 (M. 1200) gekauft hatte, so wurde meine finanzielle Lage dadurch nicht gerade verbessert.

Auf dem Rückwege nach der Stadt sah ich zwei für die herrschenden Zustände charakteristische Scenen. Bei unserm Vormarsch waren uns große Scharen von Bauern gefolgt, um unter dem Schutz der Truppen wieder in die aus Furcht vor den Taipings verlassenen

Dörfer zurückzukehren. Einer dieser Haufen hatte einen in einem Getreidefelde versteckt oder eingeschlafen gewesenen Taiping entdeckt, den sie mit ihren Tragstöcken totschlugen; es fiel niemandem ein, zu intervenieren, denn die Greuelscenen, die wir soeben in Fawah gesehen hatten, ließen es uns vollständig erklärlich und billig erscheinen, daß die Bauern ihre Bedrücker wie wilde Tiere behandelten und ihnen den Garaus machten, wie sie dies konnten. Die andere Scene war weniger tragischer Art. Näher an der Stadt stand in der Mitte eines kleinen Teiches vielleicht bis an die Hüften im Wasser ein Taiping; wie derselbe dorthin gekommen, weiß ich nicht, vielleicht hatte er sich vor den wütenden Bauern ins Wasser geflüchtet, die drei Seiten des Teiches umstanden und den „Langhaarigen" — Changmao war die eigentliche Bezeichnung der Aufständischen, weil sie sich den Kopf nicht bis auf den Zopf rasierten, sondern das ganze Haar wachsen ließen — mit Schimpfworten und Steinen bombardierten, während auf der vierten Seite der später so bekannt gewordene Major Gordon und einige englische Soldaten standen. Von den letzteren war einer eben dabei, sich die Stiefel, Strümpfe und Hosen auszuziehen, um ins Wasser zu gehen und den Kerl herauszuholen, während Gordon demselben einen Dollar zeigte und ihn auf die Weise aus dem Teiche zu locken suchte. Ob der Dollar oder was sonst den Sieg davontrug, muß ich dahingestellt lassen, genug, der Mann kam aus dem Wasser heraus und wurde von Gordon's Leuten fortgeführt. Was später aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich wird er, wie das mit gefangenen Taipings meistens der Fall war, in den von Fremden befehligten disziplinierten Truppen, Dienst genommen haben und tapfer gegen seine früheren Gefährten gefochten haben, denn die Scharen der Taipings bestanden zum großen Teil aus Bauern, denen nur die Wahl gelassen worden war, totgeschlagen oder in die Reihen derjenigen aufgenommen zu werden, die sie von Haus und Hof vertrieben hatten.

Ich hatte mich in Shanghai sehr bald überzeugen müssen, daß ich dort eigentlich ziemlich oder richtiger ganz überflüssig sei; mit der Organisation des inneren Dienstes konnte ich nichts zu thun

haben, und die Verhandlungen in betreff der Auswechslung der Ratifikationen des Vertrages vom 2. September 1861 konnten selbstverständlich nur langsam in den Gang kommen, da das von seiten der Chinesen Erforderliche von Peking aus veranlaßt werden mußte. In der That traf die Mitteilung, daß ein chinesischer Bevollmächtigter ernannt worden sei, erst Anfang November in Shanghai ein, dann weigerte sich derselbe, der Generalgouverneur von Kiangsu, mit einem im Range unter ihm stehenden Generalkonsul direkt zu verkehren, kurz, die Auswechslung fand erst Mitte Januar 1863 statt; die Veröffentlichung des Vertrages sogar erst Ende April, und erst Ende Juli verstanden sich die Chinesen dazu, gegen die zweiundzwanzig Ratifikationsurkunden der andern Staaten, Preußen ausgenommen, ebensoviele Exemplare des gedruckten chinesischen Textes des Vertrages auszutauschen, die den Stempel des chinesischen Kommissars trugen. Die Verhandlungen über diese durch die politischen Zustände in Deutschland verursachten Formalitäten dauerten also nach der Auswechslung der Ratifikationen mit Preußen noch über sechs Monate, d. h länger, als die Verhandlungen über den Vertrag selbst in Anspruch genommen hatten. —

Zugleich drückten mich die finanziellen Verhältnisse, wie sie durch die Lage der Dinge in Shanghai geschaffen wurden. Ich stand vor der Wahl, entweder sehr bedeutende persönliche Opfer bringen zu müssen oder vom Auswärtigen Amt erhebliche Zuschüsse zu verlangen, was einem jungen Beamten, der noch nicht einmal seinen eigentlichen Posten angetreten hatte, sicherlich sehr verdacht worden sein würde. Ich entschloß mich also dazu, nach Nagasaki zu gehen, wo ich wußte, daß ich billiger leben konnte und zugleich hoffte, Gelegenheit zu finden, mich über manches zu informieren, was mir für meine spätere Stellung von Nutzen sein mußte. Herr von Rehfues genehmigte diesen Plan, und so schiffte ich mich Ende September nach Nagasaki auf dem kleinen 800 Tonnen haltenden Dampfer „Pembroke“ ein, auf dem sich außer mir der in China und anderswo wohlbekannte Chef des amerikanischen Handlungshauses Russell & Co., Mr. Edward Cunningham, und zwei Engländer

befanden, die sich alle drei zu ihren in Japan befindlichen Familien begaben.

Am zweiten Tage nach unserer Abreise, nachdem die Fahrt bis dahin eine in jeder Beziehung sehr glückliche und angenehme gewesen war, brach gegen Abend ein Taifun los. Gleich in den ersten Stunden desselben bekamen wir eine furchtbare See über, die die auf dem Vorderteil des Schiffes befindliche Kambüse fortriß und zwei Matrosen über Bord spülte, an deren Rettung leider nicht gedacht werden konnte. Das Wetter dauerte die ganze Nacht, den nächsten Tag und die darauffolgende Nacht hindurch. Das kleine Schiff, das längst hatte beidrehen müssen, schwamm wie eine Ente, aber wir konnten uns darüber keine Illusion machen, daß eine einzige auf das Deck schlagende Welle genügen würde, es zum Sinken zu bringen. Im Salon stand ein halber Fuß Wasser, das bei jeder Schwankung des Schiffes von einer Seite nach der andern lief, während in dem hinter demselben befindlichen Raum, in dem das Gepäck untergebracht war, Kisten und Koffer schwammen. Wir lebten von kalter Küche, die wir auf dem Tisch des Salons sitzend verzehrten, und schliefen in unsern Kleidern, aber trotz dieser ungemütlichen Situation blieb die Stimmung unter den Passagieren eine gute. Es kam dies wohl hauptsächlich daher, daß wir Vertrauen in das Schiff und seinen Führer hatten und wußten, daß Verzagtsein in solcher Lage nichts besser, sondern alles nur schlechter macht. Gegen neun Uhr morgens am zweiten Tage wurde in einer Beratung des Kapitäns mit den drei anderen Passagieren, die alle drei seeerfahrene Leute waren, und der ich als Zuhörer beiwohnte, beschlossen, den Versuch zu machen, zu wenden, da wir seit zwei Tagen keine Observation hatten bekommen können und nicht wußten, wie nahe wir der japanischen Küste sein mochten. Aber der Versuch mußte zweimal aufgegeben werden, da die Gefahr zu groß war, daß wir bei der Durchführung desselben eine See auf Deck bekommen konnten. Endlich gegen elf Uhr vormittags gelang ein dritter Versuch, und bald darauf erlaubte die durch die Wolken brechende Sonne eine Observation zu nehmen, die uns zeigte, daß wir nur einige sechzig Meilen von Na=

gasaki entfernt waren. Das Schiff wurde aufs neue gewendet, und gegen neun Uhr abends ankerten wir vor Desima; man hatte uns in Nagasaki nicht erwartet, da man geglaubt hatte, daß der Taifun den „Pembroke“ am Auslaufen verhindert haben würde; es war das ganz gut, denn wenn auch das kleine Schiff sich vortrefflich bewährt hatte, so würden doch die Familien der drei Passagiere große Sorge ausgestanden haben. Es war dies der zweite und letzte Taifun, den ich auf dem Meere erlebt habe; auf manche der andern, die ich auf dem Lande durchgemacht habe, werde ich im Laufe meiner Erinnerungen zurückzukommen haben. Was mich bei diesen Stürmen immer am meisten erstaunt hat, war die Plötzlichkeit ihres Ausbruchs, den das Thermometer eher und zuverlässiger anzeigte als das Barometer, und die Schnelligkeit, mit der eine furchtbare See aufkam. Heute, wo die Gesetze dieser Stürme genau bekannt sind und der Telegraph von den Philippinen aus über die chinesische Küste nach der japanischen ihr Nahen Stunden und Tage vorher verkündigt, sind sie für Dampfschiffe unter gewöhnlichen Umständen nicht gefährlicher als irgend ein anderer Sturm und haben den Vorteil, daß sie meistens nicht von langer Dauer sind. Segelschiffe begegnen allerdings wegen der hohen von allen Seiten laufenden See in einem Taifun größeren Gefahren als in einem gewöhnlichen Sturm, der meistens aus derselben Richtung zu wehen pflegt.

In Nagasaki wurde ich in der liebenswürdigsten Weise von meinen früheren Freunden und Bekannten empfangen und nahm die mir von dem Chef des deutschen Hauses L. Kniffler & Co., Herrn Kniffler, gebotene Gastfreundschaft mit Dank an. Herr Kniffler wohnte auf Desima, und ich hatte von den Fenstern meines Zimmers die Aussicht auf die wundervolle Bai, die mir in den wechselnden Farben des Herbstes an jedem Tage anders und immer schöner erschien. Auch sonst hatte sich in Nagasaki nichts verändert; die Schatten der Ereignisse im Norden des Landes, des erneuten Angriffs auf die englische Gesandtschaft in Jedo am 26. Juni 1862, dem Jahrestage*) des am 5. Juli 1861 erfolgten ersten Angriffs

*) Die japanischen Monate waren damals, wie die chinesischen dies noch

auf dieselbe, und der Ermordung des Engländers Richardson und der Verwundung seiner Begleiter Marshall und Clarke durch Leute aus dem Zuge Schimadzu Saburo's, des Vaters des Fürsten von Satuma, schienen nicht auf das kleine friedliche Plätzchen zu fallen, in dem sich alles dem heiteren Lebensgenuß hingab. Wenn ich so aber auch in Nagasaki weniger über die Wandlungen und Schwankungen, die Aussichten und Gefahren der neusten Phasen der japanischen Politik in Erfahrung bringen konnte, als ich geglaubt und gehofft hatte, so beschäftigte ich mich dafür um so eifriger mit dem Studium der Werke von Kaempfer, Thunberg, Siebold und anderer und legte so den Grund zu einer Kenntnis der älteren Geschichte Japans, der Sitten, Gebräuche und Anschauungen des Landes, die mir später vom größten Nutzen gewesen ist, nicht nur bei der Fortsetzung meiner historischen und ethnographischen Studien, sondern auch ganz besonders bei der Erledigung der mir zufallenden politischen und kommerziellen Aufgaben. Ich habe das meiste gelesen, was in deutscher, englischer und französischer Sprache über China und Japan, wie über ostasiatische Zustände geschrieben worden ist, und ich habe mich oft darüber gewundert, daß man weder in Berlin, noch in London oder Paris auf den Gedanken gekommen ist, durch die Herstellung kurzer historischer Kompendien den mit der Behandlung ostasiatischer Fragen betrauten Persönlichkeiten, Dolmetschern, Konsuln, Gesandten, Referenten und vortragenden Räten die Möglichkeit zu geben, sich leicht, schnell und zuverlässig über die Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung der Völker zu unterrichten, mit denen sie zu thun haben. Es würden dadurch, vielleicht, manche Irrtümer und Thorheiten vermieden werden, für die die Gesamtheit hinterher schwer zu büßen und mit Blut und Geld zu zahlen hat.

Nebenbei benutzte ich meinen Aufenthalt dazu, mich in den fremden und japanischen Läden besser und billiger, als ich dies in Shanghai konnte, mit den für die Einrichtung meines Haushalts

heute sind, Mondmonate von 29 resp. 30 Tagen; in den Schaltjahren wurde resp. ein 13. Monat eingeschaltet.

notwendigsten Sachen zu versehen, wobei mir die Thatsache zu statten kam, daß Nagasaki seit langer Zeit, d. h. seit etwas über zwei Jahrhunderten, der Platz war, von dem aus Europa durch die Holländer mit japanischem Porzellan, hauptsächlich aus Hizen und besonders aus den Werkstätten von Arita versorgt wurde. Man fand daher hier für den europäischen Gebrauch angefertigte Thee-, Kaffee- und Tafelservice, die, wenn sie auch in der Form an die Vollendung des europäischen Porzellans nicht heranreichten — ich nehme das sogenannte Eierschalen(Eggshell)Porzellan aus — und in Farbe und Verzierungen für den schlechten Geschmack derjenigen sprachen, durch deren Hände früher die Bestellungen für japanisches Porzellan gegangen waren, jedenfalls den Vorteil besaßen, nicht teuer zu sein, sowie den noch größeren, daß zerbrochene Stücke stets leicht ersetzt werden konnten. —

Während meines Aufenthalts in Nagasaki wurde mit vielem Aufwande das Jahresfest des an dem Aufstieg zum Kompiraberge gelegenen Suwatempels gefeiert, dessen Heiliger der Schutzpatron der Stadt ist. Das Charakteristischste an demselben war ein großer, mythologischer-historischer Aufzug, der aus über einem Dutzend kolossaler Wagen bestand, die von den einzelnen Distrikten der Stadt gestellt worden waren und in Pracht der Ausschmückung miteinander wetteiferten. Gezogen wurden diese Wagen von Hunderten von Kulis unter ohrenbetäubendem Geschrei, während andere mit großen Hebestangen an den unförmigen Rädern der schweren Maschinen nachhalfen. Die Aufbauten auf den letzteren waren in vielen Fällen so hoch, daß sie weit über die Dächer der allerdings nur einstöckigen Häuser herrüberragten; sie stellten meistens mit grünen Bäumen und Zweigen und vielen Blumen geschmückte Felspartien vor, auf denen der Shinto-Mythologie und den Notänzen entnommene Persönlichkeiten saßen, standen und tanzten. Die Notänze sind ursprünglich religiöse, aus den ältesten Zeiten Japans stammende, von Chorgesängen begleitete choreographische Darstellungen, denen zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch buddhistische Priester dadurch mehr Ausdehnung und Interesse gegeben wurde, daß neben

dem Chore, der bestehen blieb, ein bis zwei andere Schauspieler auftraten, die einen Teil des Textes rezitierten. Die Verbindung von Tanz und Gesang, die ja auch die ältesten griechischen dramatischen Aufführungen charakterisierte, hat sich noch in China bei feierlichen Opfern erhalten, ganz besonders bei denen, welche in den Tempeln des Confucius gebracht werden. In Japan waren und sind die Notänze Vergnügungen der Hof-, d. h. höheren adeligen Klassen; manche der in ihnen auftretenden Persönlichkeiten sind aber, wie sie dem Volksglauben und Aberglauben entnommen waren, auch wieder in denselben zurückgekehrt, und finden daher bei diesen, Matzuri genannten Tempelweihfesten Verwendung.

Zwischen den einzelnen Wagen gingen Gruppen von Tänzern und Tänzerinnen, die letzteren aus den Bewohnerinnen der Theehäuser, die sich in Nagasaki keines besonderen Rufes erfreuen, rekrutiert, die ihre Vorstellungen teils auf der Straße, teils auf einer vor dem Tempel errichteten Bühne gaben, wo die Geistlichkeit, die Vertreter des Gouverneurs und die Honoratioren der Stadt den Zug vor sich vorbeipassieren ließen.

Während der drei Tage, während deren die Hauptfestlichkeiten stattfanden, die Nachwehen dauerten eine Woche länger, kam die Bevölkerung nicht zur Besinnung, die Umzüge, das Singen, Musizieren, Tanzen und Schreien dauerte den ganzen Tag, und ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß an den Abenden kein Mensch ganz nüchtern war. Trotzdem kamen keine Ruhestörungen vor, und die Stimmung ging nicht über das hinaus, was wir als allgemeine Heiterkeit bezeichnen würden. Angenehm berührt wurde man durch die Abwesenheit jeglicher Roheit, was um so mehr auffallen mußte, als Nagasaki eine Hafenstadt ist und die Gesellschaft, wie bemerkt, eine nach unsern Begriffen recht gemischte war.

Aber mein Aufenthalt in Nagasaki nahte sich seinem Ende, und da kein Kauffahrteidampfer vorhanden oder in der nächsten Zeit zu erwarten war, der mich nach Shanghai bringen konnte, so war der Kommandierende des russischen Geschwaders in den ostasiatischen Gewässern, Kommodore Lichatcheff, so liebenswürdig, mir eine

Passage auf einer russischen Korvette zu geben, auf der er sich selbst nach Shanghai begab. Er ging dorthin mit dem Auftrage, der chinesischen Regierung und dem vor kurzem zum Gouverneur von Kiangsu ernannten, später so bekannt gewordenen Li Hung-chang die Unterstützung der russischen Regierung und, wie es hieß, ein Truppenkorps von zehntausend Mann, zur Unterdrückung des Taiping-Aufstandes anzubieten, was von Li wie von der Regierung in Peking dankend abgelehnt wurde.

Unsere Fahrt bis an die Mündung des Jangtse war eine schnelle und glückliche; dort aber gerieten wir in einen solchen Nebel, daß wir vor Anker gehen und in der Nähe des Leuchtschiffes über zwei Tage liegen bleiben mußten, ein Aufenthalt, der dadurch nicht angenehmer wurde, daß während der ganzen Zeit, Tag und Nacht, zur Verhütung von Zusammenstößen die Schiffsglocke geläutet wurde und am letzten Tage der frische Proviant ausging.

In Shanghai, wohin ich in den ersten Tagen des Dezembers zurückkehrte, fand ich die Verhältnisse wenig verändert. Unsere Verhandlungen in betreff der Auswechselung der Ratifikationen des Vertrages machten nur langsame Fortschritte, und auch in den allgemeinen Zuständen war keine erhebliche Besserung eingetreten. Die Taipings waren allerdings etwas weiter von der Stadt zurückgedrängt worden, aber der Befehlshaber der disziplinierten chinesischen Truppen, General Ward, war am 21. September bei Ningpo, wohin er sich begeben hatte, um an den dort gegen die Taipings im Gange befindlichen Operationen teilzunehmen, tödlich verwundet worden, und gegen seinen Nachfolger, den Amerikaner Henry Burgevine, bestand bei den Chinesen wie bei manchen Fremden ein Mißtrauen, das sich später als nur zu berechtigt herausstellen sollte. In Shanghai wimmelte es von Gesindel aller Nationen, die für eine handvoll Dollars zu jeder Schandthat bereit waren, und deren Anwesenheit nicht wenig dazu beitrug, das Gefühl der Unsicherheit, das die Lage damals beherrschte, zu erhöhen.

Mit einem von dieser Gesellschaft sollte ich in persönliche Berührung kommen. Ich war mit Herrn von Radowitz zusammen

ausgegangen, als uns auf der Straße von einem Chinesen ein schmutziger Zettel zugesteckt wurde, auf dem ein deutscher Landsmann angab, in dem Yamen des Taotai im Gefängnis gehalten zu werden, und um Hilfe bat. Darüber, daß die Verfolgung der Angelegenheit auf dem amtlichen Wege zu gar keinem oder nur sehr langsam zu einem wahrscheinlich unbefriedigenden Ergebnis führen würde, waren wir uns beide klar; es kam vor allen Dingen darauf an, die Thatsache festzustellen, um jeden derartigen Versuch der chinesischen Behörden, dieselbe abzuleugnen, unmöglich zu machen. Wir beschlossen also, sofort in das Yamen des Taotai zu gehen und womöglich bis zu dem angeblich Eingekerkerten zu gelangen. Das Glück war uns günstig; ehe die Thorhüter nnd Amtsdiener zur Besinnung kamen, waren wir durch die verschiedenen Höfe des Yamen hindurch und fanden in dem letzten derselben in Gemeinschaft mit einem Dutzend chinesischer Gefangener einen in sehr vernachlässigtem Zustande befindlichen, mit schweren Ketten an einem großen Klotze angeschlossenen Europäer, der in ziemlich gutem Deutsch behauptete, ein Deutscher zu sein. Während ich an Ort und Stelle zurückblieb, um zu verhindern, daß der Gefangene anderswohin geschafft würde, kehrte Herr von Radowitz auf das Generalkonsulat zurück, um die weiteren Schritte für die Reklamierung des Mannes zu thun. Nach einigen Stunden war derselbe von den chinesischen Behörden freigegeben und in unseren Händen; ob wir damit aber der Sache der Civilisation einen Dienst geleistet, möchte ich nach späteren Erfahrungen doch dahingestellt sein lassen.

Am 18. Dezember schiffte ich mich auf der „Pembroke“ nach Yokohama ein. Die Reise war in jeder Beziehung eine wenig angenehme; das Schiff war im Innern neu gestrichen worden und roch so nach Ölfarbe und Firnis, daß der Aufenthalt unter Deck beinahe unerträglich wurde, auf Deck machten Regen und Spritzwellen ihn ebenfalls unmöglich, und endlich war das Schiff so mit Passagieren überfüllt, daß man kein Plätzchen finden konnte, wo man auch nur einen Augenblick hätte allein sein können. Gegenwinde und hohe See machten die Fahrt zu einer sehr langsamen,

was nicht nur die Passagiere, sondern auch die Bewohner von Yokohama schmerzlich empfanden, denn der „Prembroke“ sollte ihnen die für den 25. sehnlichst erwarteten Putenbraten und Hammelrücken bringen. Beides, Puten und Hammel, gab es damals in Japan nicht, und alle Versuche, sie dort zu akklimatisieren, mißlangen, wenigstens bis 1875, da für die Hammel kein Futter vorhanden war und die jungen Puten das feuchte Klima nicht vertragen konnten. Sie bekamen trotz aller Vorsichtsmaßregeln nasse Füße und gingen in Scharen ein. So brachte denn jedes von Shanghai kommende Schiff eine große Anzahl dieser nützlichen Tiere nach Yokohama, die schnell ihren Weg in die Bratpfannen der dort ansässigen Fremden fanden. Bei schlechtem Wetter konnte es aber auch vorkommen, daß der größte Teil einer solchen Ladung ertrank oder sonst starb und über Bord geworfen werden mußte; böse Zungen behaupteten freilich, daß von den als so verloren gegangen aufgeführten Tieren manche zuletzt auf der Tafel des Kapitäns oder der Passagiere gesehen worden seien, aber zu welchen Behauptungen verstiegen sich in ihren Erwartungen getäuschte Menschen nicht! Auch wir brachten von unserer tierischen Fracht wenig oder nichts nach Yokohama und kamen erst spät am Abend des 25. an, so daß das Fest überall ohne den gebräuchlichen Braten gefeiert werden mußte.

Ich fand bei meinem niederländischen Kollegen, Herrn de Graeff van Polsbroek, freundliche Aufnahme, bis ich mir selbst ein eigenes Heim einrichten konnte.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Aus dem Lande des Zopfes.

Plaudereien eines alten Chinesen.

Von

M. von Brandt,
ehemals deutscher Gesandter in Peking.

2. vermehrte Auflage.

13 Bogen Oktav. Elegant geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Inhalt: Allerlei. — Wie China ißt und trinkt. — Sozialpolitisches und anderes. Peking. — Vom chinesischen Soldaten. — Deutschland und China. — Neuestes.

Die politische und commercielle

Entwicklung Ost-Asiens

während der jüngsten Zeit.

Von

M. von Brandt.

Vortrag gehalten am 28. April 1898, in der Abteilung Leipzig der deutschen Kolonialgesellschaft.

50 Pfg.

Ein Faksimile-Reprint von
FINES MUNDI
Saarbrücken
www.fines-mundi.de

2 vols
10s